

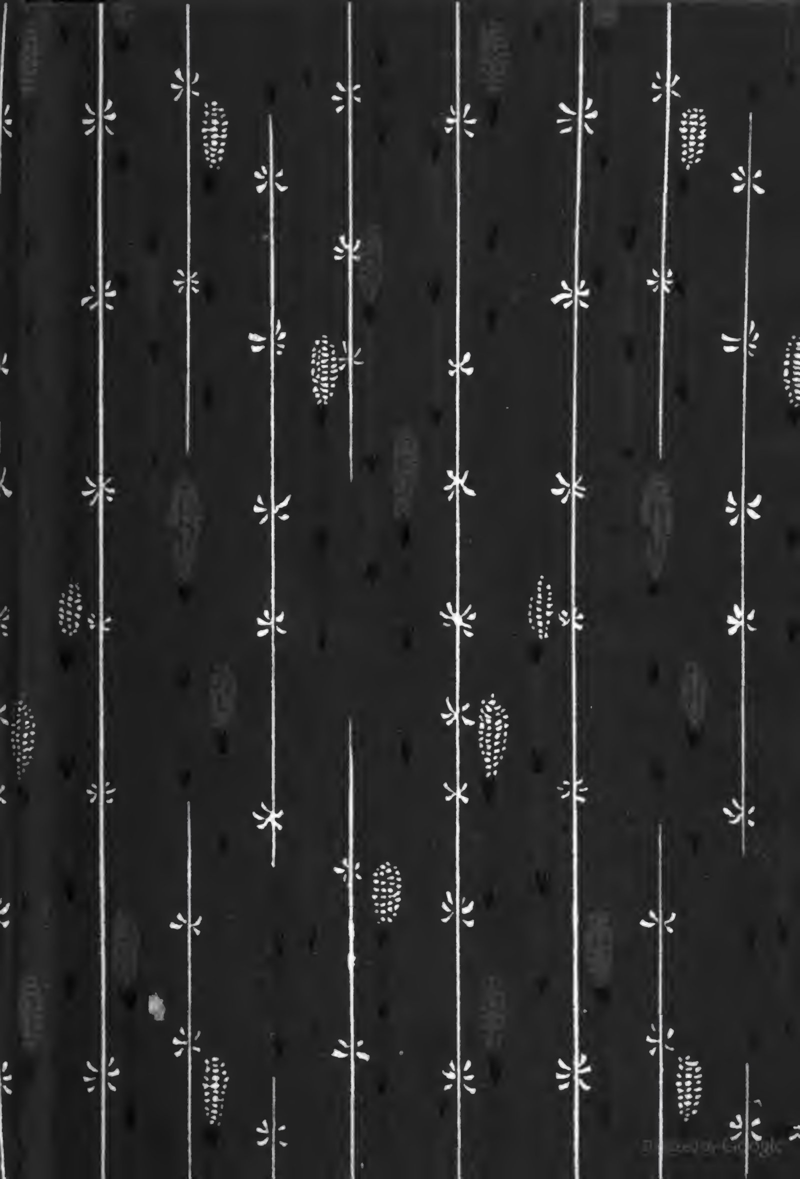
Helden des Alltags

Novellen

von

Ernst Zahn





Bibliothek
zeitgenössischer Autoren

Ernst Zahn

Helden des Alltags

Ein Novellenbuch

Zehntes und elftes Tausend



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1907

F.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

„Hell uf!“

Seinen Freunden, den „Zehntäglern“
widmet sein Buch

der Verfasser.

Wann jung der Sommer kam und wann er lang enteilt,
Habt, Freunde, Ihr an meinem Herd geweilt.

So mancher Tag, der rauh an meine Türe schlug,
Fand drin beisammen uns, uns selbst genug.

So manche Nacht, die mondlichtbleich ans Fenster schlich,
Sah Euch im Kreise still geschart um mich.

Wie Ihr so saßt, sein Eckchen jeder sich gewählt,
Wißt Ihr noch, was ich je und je erzählt?

Nehmt dieses Buch und blättert immer vor und rück,
Ich wette, Ihr kennt wieder jedes Stück.

An meine Stube, mein' ich, mahnt Euch dies und das
Und daß nicht übel sich's darinnen saß.

Vielleicht auch tut Euch leid und fährt Euch durch den Sinn:
„Wie lang ich nicht mehr dort gewesen bin!“

Und der Gedanke, ei, der war gerad erhofft.
Kommt, wenn Ihr wollt! Ihr kommt keinmal zu oft!

Inhaltsverzeichnis

Verena Stadler

1

Die junge Verena Stadler fuhr mit dem Dampfschiff von Herrlibach her nach St. Felix hinunter. Die Räder klapperten und der See schäumte; langsam glitten die ländlichen Ufer hinauf und langsam kam die Stadt näher geschwommen, die gleich einem steinernen Ring das See-Ende umschlossen hält.

Das Schiff war mit Menschen gefüllt. Ein heimliches Leuchten, von dem man nicht wußte, aus welcher Falte des leise dunkelnden Himmels es brach, lag über ihren Gesichtern, die zumeist nach der Richtung gewendet waren, aus der das Schiff kam. Der See lag glatt und doch wie gehoben, gleich einer dunkeln gebohnten Fläche, die so glänzt, daß sie dem Auge wie leise gewölbt erscheint. Er schimmerte metallen und dunkler, je ferner er sich dehnte; an seinem Saume aber war verschwommener Dunst und aus diesem stieg eine Kette von Bergen. Sie traten, an den Himmel gebaut, daraus hervor und schauten auf das ziehende Schiff, hatten schwere dunkle Glieder und von Schnee leuchtende Häupter. Dieser lag auf den einen nur in schmalen weißen Bändern, so daß ihre Umrisse wie mit feinem Pinsel unendlich scharf und sorglich an den Himmelsgrund gemalt schienen; die andern bedeckte er wie ein Helm aus mattem getriebenen Silber. Alle hatten etwas Geheimnisvolles und fast Unwirkliches, weil ihren Fuß der Dunst und die Weite verbargen, und es lag etwas Großes und Herzbewegendes in dem Schweigen und der Klarheit, mit denen sie aus der verlorenen Ferne

und der wachsenden Nacht auf den See und das Schiff und die nahe Stadt niederleuchteten.

Verena stand am Geländer des Schiffvorderteils, nahe den Plätzen, auf denen das Landvolk und diejenigen reisen, die sich weder zu den Hablichen noch zu den Fürnehmen rechnen. Sie schaute wie die übrigen nach den schönen, schweigsamen Bollwerken, die der Herrgott ihrer kleinen Heimat ins Herz hineingebaut hat; aber ihr Blick glitt des öfteren davon ab und dem linken Seeufer zu, wo Dorf um Dorf und Haus um Haus in immer schwerer sich senkenden Schatten untergingen. Einmal klang ein Läuten aus einem dieser verschwindenden Dörfer herüber, aber das Schiff trug Verena von dem Klingen hinweg, so daß es war, als schwanke dieses ängstlich ihr auf dem Wasser nach und versinke plötzlich seufzend und wie am Ende seiner Kraft im See. —

Am Ufer, lange im Abendnebel verschwunden, und nicht dicht am Wasser, sondern oben im Berg, stand ein Bauernhaus, das dem Gemeindeammann Stadler zu dessen Lebzeiten eigen gewesen, aus dem sie aber den aufrechten Mann und gemeindlichen Würden- und Bürdenträger vor wenigen Tagen an einen stillen Ort vertragen hatten, wo unsers Wissens Würde wie Bürde ein Ende hat. Es blieben Verena zwei Brüder und zwei Schwestern im väterlichen Hause zurück, auch ohne die lange verstorbene Mutter Menschen genug, von einer kleinen und kargen Scholle zu leben. So war Verena frei, dem Rufe der Base und Bäckerswitwe Waser zu St. Felix zu folgen, die schon mehrmals und dringend und gar in den letzten Tagen mit einem Beiklang von Angst und schwerem Sinnen sie zu kommen gebeten hatte. Diese Base war erst seit drei Tagen verwitwet; den Bäcker hatte man unten in der Stadt nur kurze Zeit nach seinem

Vetter vom Land oben in Herrlibach begraben. So reiste Verena gleichsam von einem Tod zum andern, und ihre Fahrt war keine fröhliche. Sie trug aber weder die kopfhängerische Miene eines unter seiner Trauer schlotternden noch die ebensowenig erbauliche eines mit seinem Schmerze prahlenden Menschen zur Schau, sondern hatte in den wohlgestalteten Zügen einen freundlichen Ernst und in den nicht sehr großen braungrauen Augen einen Ausdruck von stiller Entschlossenheit wie einer, der mit einem: „So muß es eben weitergehen!" einen unterbrochenen Weg rüstig wieder unter die Füße nimmt. Ihre Gestalt unterstützte dabei den Eindruck, daß ein Mißgeschick sie nicht niederzubeugen vermöge, denn sie war, obwohl nur mittelgroß, doch von biegsamem, geschmeidigem Wuchs. Das schlichte schwarze Kleid legte sich wohl um schlanke Hüften und gutgeformte Arme. Die Hände, die aus den engen Aermeln sahen, waren weder klein noch fein; sie hatten nadelzerstochene Fingerspitzen und von schwerem Bauernwerkzeug breitgedrückte Ballen; aber sie waren nicht plump und nicht rot. Der Hals hatte einen schlanken Bau und trug den Kopf wohl, wenn auch bescheidentlich vornübergesenkt. Kein Hut saß auf dem dunkelbraunen, ob auch straff zum Knoten gebundenen, doch in unzähligen Kräuseln sich windenden Haar. Das Gesicht war bleich; der Bug der feinen Nase lief gerade und schmal zwischen die schönen Brauen hinauf, ihre Oeffnungen aber waren groß und rosig und flogen beim Atmen wie die Nüstern eines edeln Pferdes.

Auf dem Schiff erscholl ein Glockenzeichen. Gleich darauf stieß das räderklappernde Fahrzeug aus mächtiger Pfeife ein ohrenbetäubendes Stöhnen aus. Die Stadt lag dicht vor den Blicken seiner Insassen, und eine Unruhe fuhr in diese. Verena nahm, während

das Schiff anlegte, einen schwarzen, runden Korb auf, der neben ihr gestanden und ihre Habe barg, und hing ihn sich an den Arm, ließ die Menschen drängen und wartete mit einigen Verständigen, bis die Reihe, über den kleinen Steg ans Land zu gehen, an sie kam. Hier war niemand, der sie erwartete; so kümmerte sie sich nicht um die Menge der Umstehenden noch um das ihr nicht ganz vertraute Getöse der großen Stadt. Sie schritt, ihren Korb am Arm, mit mäßiger Eile dem Wasser entlang, das hier kaum mehr See, sondern schon Ablauf und Fluß war; zu ihrer Rechten stand ein prahlendes Gebäude, ein Stück des neuen St. Felix, wie es aus dem alten emporgestiegen, und eines von denen, die seit langem und stetig die früheren engen Quartiere überwucherten und gleichsam in sich selber erstickten. Dann lag eine breite und von buntem Getriebe der Wagen und Fußgänger unruhige Straße vor ihr. Sie setzte den Fuß auf dieselbe. Da flog ihr Blick zur Linken und fiel auf die Bronzestatue des Reformators von St. Felix, die eine alte, kleine Kirche im Rücken hatte und von grünen Bäumen und Buschwerk zu beiden Seiten umstanden war. Es war nicht das erstemal, daß Verena das Standbild des Reformators erblickte; manchmal hatte sie ihn stehen sehen und mit andern das Gefühl geteilt, als biete der mächtige Mann den Willkommen seiner Stadt. In diesem Augenblicke aber lag über dem Bilde ein seltsamer Rosenschein, wie das Aufleuchten eines versinkenden Feuers, und es war in der Tat das letzte Blitzen des sterbenden Tages, das voll über die erzene Gestalt sich ergoß. Dadurch erhielt das tote Metall Leben, die klare Stirn des Gottesmannes schien zu leuchten, und in der Stellung des einen, vorgesetzten Fußes lag eine Bewegung, als täte er in Wirklichkeit einen Schritt dem ankommenden Mädchen entgegen.

Dabei hatte dieses nicht sowohl das naheliegende Empfinden, als werde ihm ein freundlicher oder liebevoller Gruß geboten, sondern es war Verena, als gehe aus der Wucht des starken und großen Mannes, dessen verehrungswürdige Persönlichkeit ihr in der Schule nahegebracht worden war, ein geheimes Kraftgefühl auf sie selber über. Ihre Brust hob sich in einem weiten Atemzuge, und sie ging mit großen und freien Schritten über die Straße. Sie gelangte zwischen dem Standort der Statue und einem Häuserviereck hindurch auf einen kleinen, freien, gepflasterten Platz und über diesen vor eine weite Front stattlicher, aber nicht in die letzten Baujahre der rasch wachsenden Stadt zu zählender Häuser. In dieser Front war eine Lücke, einer schweren Scharte in einem geraden Messer zu vergleichen. Darinnen stand zurückgeschoben ein schmales, hohes Haus mit einem niedrigen, zinnengekrönten Vorbau. An dem Geländer der Zinne war auf einer braunen, wetterverwaschenen Tafel zu lesen: „Bäckerei zum Höflein von Balthasar Waser."

Verena überschritt den kleinen Hof, von dem Haus und Bäckerei ihren Namen hatten, und stieg über die zwei Sandsteinstufen zur Tür des im Vorbau gelegenen Ladens. Die Tür klingelte hell und nicht unlieblich, als sie eintrat. Ihr dicht zuneben, nur durch den alten Ladentisch von ihr getrennt, erhob sich eine bislang hinter der Auslage des Fensters, den Broten aller Art und Form, verborgen gewesene Frau.

„Bist es, Verena," sagte die letztere, nahm mit runzligen Händen eine stählerne Brille von der spitzen, bleichen Nase und bot über den Ladentisch hin dem Mädchen die Rechte. Mit umständlicher Freundlichkeit leitete sie dasselbe, herseits des Ladentisches schrei-

tend, tiefer in den von Mehlduft erfüllten Raum hinein, bis wo der Tisch endete und ihr Platz geboten war, ihren Willkomm herzlicher und mit einer unverhehlten Dankbarkeit zu wiederholen. Ihre kleinen Augen füllten sich dabei mit Tränen, und in ihrem hageren, farblosen Gesicht zuckte es; aber sie verwand die Wallung in einer Weise, die erkennen ließ, daß sie in ihrem Leben nicht das erste Leid verbiß.

„Ich bin gern gekommen, Base," sagte Verena einfach, „früher konnte ich freilich nicht."

„Ich weiß, ich weiß," gab die andre zurück, und als sie sah, daß eine trübe Erinnerung auch dem Mädchen den Blick verschleierte, war sie die Stärkere und fügte hinzu: „Da sind wir jetzt in einem ähnlichen Spittel krank; nur was einem in deinen Jahren verloren geht, kann irgendwie wieder gutgemacht werden; uns Alten bleibt nur das Leere, die Lücke zurück." Während dieser Worte nahm sie Verena den Korb ab und führte sie in die hinter dem Laden liegende Backstube, wo sie sie auf einer der Bänke Platz nehmen hieß, die einem langen tannenen Tisch entlang standen. Dann kamen sie ins Reden von dem, was war, gewesen und werden sollte. Als sie so neben der Base Katharina saß, schien es Verena, als sei jene, seit sie sie das letztemal gesehen, sonderbar gebrechlich geworden. Ihr Haar war grauer und, wo es vorn schlicht an den Kopf gescheitelt war, spärlich und dünn. Um den Mund trug sie einen kranken Zug. Verena konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Ihr seid wohl selber jetzt schlimm zuweg, Base?"

„Ich habe böse Nächte, Kind," gab sie zurück; „just darum bin ich froh, daß du jetzt da bist. Ich lege dich in die Kammer neben die meine."

In der Backstube setzte jetzt eine alte Magd spröde klappernde, wenig vornehme Teller auf den Tisch und

trug eine Suppe auf. Inzwischen traten zwei Männer durch eine Hintertür herein, in klatschenden Pantoffeln, die Hose nachlässig angetan, noch nachlässiger das Hemd hineingesteckt, eine weiße Schürze umgebunden und Haar und Gesicht von Mehl noch leise bestäubt. Weil schwere Beilhiebe, die bisher dumpf aus einem Hinterhofe heraufgeklungen, still geworden waren, wußte Verena, daß die beiden vom Holzhauen kamen. Sie gab dem einen, der mit lautem: „So, bist gekommen!" auf sie zutrat, die Hand und mußte, wie schon oft, lachen, daß sie, die doch nicht kleine, dem Vetter Wilhelm mit dem Kopf gerade unter die schweren Arme reichte. Sie hatte immer das Gefühl, als stehe sie unter einem großen Baume, wenn sie an ihm hinaufsah, denn es stand eines unwillkürlich in der Hut seines schweren, vornüberhängenden Körpers. Er war blond, hatte wolliges Haar und ein gesundes, festes Gesicht, in dessen roter Lebensfarbe die gelbweißen Brauen und der kurze struppige Schnurrbart wie angeklebt aussahen. Als er nachher, mit breit aufgestützten Armen seine Suppe löffelnd, Verena gegenübersaß, zeigte er ein treuherzig-drolliges Wesen, wie sie es an ihm gewohnt gewesen, und erreichte, daß über das Mädchen ein Gefühl der Behaglichkeit kam, das sie von jeher bei ihren Besuchen bei den Stadtverwandten gehabt hatte. In seinen großen blauen Augen war, wenn er seine trockenen Scherze hinwarf, etwas, was einem das Herz warm machte. Selbst über das fast strenge Sorgengesicht seiner Mutter ging immer ein Lächeln, wenn er sprach. Verena wußte, daß der Vetter Wilhelm im Höflein schon immer die Haussonne gewesen war.

Die Mahlzeit dauerte nicht lange. Der Knecht, der mit Wilhelm hereingekommen war, und die Magd saßen schweigsam am Tischende. Nachher erhob sich

der erstere, wünschte „gute Nacht“ und entfernte sich, die Magd räumte ab, Wilhelm aber ging hinaus und hängte am Laden die Fensterbalken ein. Als er nicht wiederkam, ging die Base nach ihm sehen, kam aber bald zurück und schloß von innen die Ladentür. „Er ist zum Bier,“ sagte sie. Dabei war es, als seufze sie. Dann wandte sie sich an Verena und sagte: „Du wirst müde sein; laß uns nach oben gehen.“

Sie ließen die Magd zurück, eine starke, arbeitsame, die schon lange im Hause war. Die Base stieg die dunkelgewichste Holztreppe voran zur Wohnung hinauf. Verena trug ihren Korb und wunderte sich wieder, wie die Stadthäuser hoch waren. Die Treppe wollte immer kein Ende nehmen, und die Base, obwohl das Haus ihr gehörte, wohnte oben unterm Dach. Sie sprach nicht, während sie hinaufstiegen. Als sie endlich oben vor einer braun wie die Treppe glänzenden Stubentür anhielt, flüsterte sie: „Du weißt ja, ich mag nicht reden auf der Treppe; man muß froh sein, Mieter zu haben heutzutage, und ich will keinen stören.“

Verena nickte und es fiel ihr ein, daß die Base immer so gewesen war, eine, die keinem im Weg sein wollte, eine Stille und im stillen Wackere.

Jene öffnete jetzt die Tür und sie traten in das Wohnzimmer mit dem graugestrichenen Täfelwerk. Es enthielt einen wachstuchbelegten runden Tisch, ein Sofa mit geblümtem Ueberzug, den weißen Kachelofen mit glänzender Messingtüre, einen Sekretär und ein paar Stühle. An der Wand hing ein Spruch: „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf.“ Der hatte zu Nachbarn alte Bilder in runden schwarzen Rahmen, die der Vetter und die Base an ihrem Hochzeitstag hatten machen lassen, und der Vetter trug ein schwarzseidenes Tuch wie

zum Schutz vor Erkältung fest um den Hals gewunden, und die Base hatte noch den Reifrock an, der nun so lange aus der Mode war.

Die Base Katharina hieß Verena den Korb niedersetzen und ließ sich dann selber auf einen der beiden Stühle nieder, die am Fenster standen. „Ein wenig reden laß uns noch zusammen, weil wir allein sind," sagte sie.

„Soll ich Licht machen?" fragte Verena, ehe sie sich setzte.

„Nein," gab die Base zurück. Dabei merkte das Mädchen erst, daß ihr die Rede keuchend ging und daß sie sterbensbleich war. „Ihr habt das immer noch, daß Euch eng ist?" fragte sie.

„Mehr als früher, viel mehr," stammelte die Base, lehnte sich einen Augenblick wie erschöpft in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Während sie so dalag, blitzte über den Dächern der nächsten hohen Häuser ein silberner Schein auf und leuchtete in die Stube. Verena mußte unwillkürlich aufsehen, wie es auf einmal hell war. Ganz nahe standen die dunkeln Schatten der Häuser, die die enge Hintergasse bildeten. Es war, als könnte eines mit der Hand an des Nachbars Mauer hinüberlangen. Das Geländer der Zinnen stand wie dunkles Flechtwerk vor dem eben heraufgebrochenen Mondlicht und auf den Dächern lag es wie Schnee. Die Stube der Base Katharina war still. Was vorn auf der breiten Seestraße hin und her wogte, rollte und schritt, hörte man hier nicht; nur wenn durch die enge Hintergasse ein Fußgänger kam, klangen die Steinplatten hohl und tönend unter seinen Füßen.

„Ja, das ist jetzt eben so, Verena," begann die Base sich aufrichtend; „oft kommt es mich so an, daß ich keinen Atem mehr habe." Sie erholte sich jetzt

und sprach sodann der jungen Verwandten davon, wie sich ihr Leben im Hause gestalten solle. „Du verstehst mich," schloß sie; „ich kann einmal krank werden, so kann ich, und — im Hause muß ein vertrauter Mensch sein, und — so bin ich dir dankbar, daß du gekommen bist. Hoffentlich ist es auf lange."

„Gewiß," sagte Verena.

Dann brach die Base unvermittelt mit der Frage hervor: „Was sagst du — zum Wilhelm."

Verena war verlegen. „Gut mag ich ihn," sagte sie lächelnd.

Das Wort schien der andern wohlzutun. „Gut ist er," fuhr sie eifrig fort. „Er arbeitet und ist gutmütig, und es muß einer manchmal lachen den Tag hindurch, wenn er so trocken und spaßig daherredet. Es ist gut mit ihm zusammenleben, mit dem Wilhelm. Aber —" ihre Stimme wurde leiser und stockte. Dann vollendete sie: „Leicht verlocken läßt er sich. Einen guten Freund sollte er immer um sich haben, der ihm recht bleiben hilft."

Die Base sagte das wie zu sich selber; ihr Blick haftete am weißtannenen Stubenboden. Auf einmal schwieg sie ganz.

Verena mochte sie nicht stören. Aber den Wilhelm sah sie deutlich vor sich, den großen Menschen mit den breiten, ungeschlachten Schultern und dem gebogenen Rücken. Er hatte etwas ernsthaft Rechtschaffenes in seinem Aeußern. Jetzt aber sagte die Base, leichtsinnig sei er, der Wilhelm! Verena wunderte sich; von der Seite kannte sie den Vetter nicht.

Sie saßen einige Augenblicke, ohne zu sprechen. Dann erinnerte sich die Base, daß Schlafenszeit sei. Sie machte nicht viel Worte; die Lust am Reden schien ihr vergangen. Aber als sie Verena in ihre Schlafkammer begleitete, tat sie ihr mit Blick und Wesen

etwas wie mütterliche Liebe an, die sie erwärmte und ihr den Einzug in das Wasersche Haus lieb machte. Dann gingen sie mit einem wortkargen Gruß auseinander für die Nacht.

2

Am andern Tag und an denen, die ihm folgten, lebte Verena sich bei der Base Waser ein. Es war nicht schwer. Sie wußte im Laden bald Bescheid und bald im Hause. Sie war klug und anstellig. Die Base fühlte, wie zwei junge, feste Arme ihr unter die alten griffen, und war es zufrieden, hielt hohe Stücke auf die junge Verwandte und lebte im übrigen ihre Zeit weiter, eine gebrechliche Frau, von Asthma geplagt, oft bettlägerig, aber zäh. Nach dem Bauernhaus im Herrlibacher Berg verlangte Verena nicht zurück. Manchmal kam eines ihrer Geschwister vorbei, wenn sie just zur Stadt fuhren; sie hielten von ferne redlich zusammen, aber schon nach den ersten Monaten war es Verena, als habe sie im Hause der Base Heimat und nirgends sonst. Am Haus zum Höflein trieb das Stadtleben vorüber, und die, die drinnen saßen, merkten wenig davon. Die Base war eine zurückgezogene Frau, besuchte niemand, hatte weder Verwandtschaft noch Freundschaft in der Stadt. Ihr einziger Gang war Sonntags zur Kirche; den aber versäumte sie nie, wenn ihr Leiden ihr nicht auszugehen verbot. Mit der Frömmigkeit der Base war es ein eigen Ding. Sie war fest, stark und streitbar; es war etwas an ihr von der Glaubensstärke und dem Glaubenseifer, die aus der Haltung des Reformators sprachen, wie er dem Hause gegenüber auf seinem Stein stand. Es war auch etwas an ihr von

der Klarheit und Festigkeit, ja, fast Herbheit, die aus den Predigten des Antistes klangen, der jetzt in derselben Kirche, wo ehemals der Reformator gestanden, von der Kanzel sprach; ja, es wollte Verena fast scheinen, als habe dieser der Base die herbe Frömmigkeit ins Herz gegeben. Er war ein vornehmer Mann mit einem feinen Gesicht. Eine Nase von scharfem, glattem Bug stand ihm darin und ein schmallippiger, fast harter Mund. Seidenweiches, schneeweißes Haar über hoher, kluger Stirn gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Er war der letzte, der den Titel eines Antistes führte und ein Amt bekleidete, das die Neuzeit nicht mehr kannte. Wenn er predigte, so klang seine Stimme scharf und fest und selbst wo er mahnte und tröstete, wurde sein Ton nicht weich, sondern sein Wort war immerfort eher ein Stab, sich darauf zu stützen, als eine sanfte Hand, die sich lindernd auf Wunden legt. Anfänglich befremdete das streng fromme Wesen Verena. Zu Herrlibach waren sie lauer, gingen zur Kirche, wann es ihnen einfiel, und kümmerten sich keinen Deut um die, die ganz wegblieben, noch um die, die andern Glaubens waren. Als sie aber die Base ein paarmal ins Münster begleitet hatte, schien ihr eine Frische und ein edler Stolz in dem erkennbar, was sie anfänglich befremdet hatte, und es war vor allem die Persönlichkeit des greisen Antistes, die auch auf sie eine seltsame Wirkung auszuüben begann. Es mochte sein, daß sich in Verenas Natur etwas Verwandtes regte, während sie langsam sich zu der Art der Base bekehrte. Zum wenigsten war ihrem eignen Wesen die Schlichtheit eigen, die äußerlich im weiten steinernen Schiff des Münsters, der vornehmen Erscheinung des Antistes, innerlich in seinem Gottesdienste lag.

Der Kirchenbesuch war das erste, was in Verenas

neuem Leben einigermaßen Ereignis wurde. Es war schon ein seltsames Empfinden, wenn am Sonntagmorgen die Münsterglocken zu tönen begannen, gewaltige Stimmen, von denen die Luft erzitterte, und vor denen das kleine Geräusch des Hauses erstarb, als drängen sie zu allen Fenstern ein und trieben mächtigen Schrittes den Werktag aus den Ecken.

In der Enge der Waserschen Häuslichkeit dagegen geschah für Verena lange Zeit nichts Außergewöhnliches. Das Geschäft der Verwandten war ein einträgliches, aber ruhiges. Der Vetter Wilhelm arbeitete mit einem, oft auch mit zwei Gesellen. Lange vor Tag waren sie auf und hantierten in der Backstube. Nachmittags legten sie sich ein paar Stunden schlafen, weil ihnen die Nächte zu kurz waren. So sah Verena den Vetter eigentlich nicht oft; denn bei der Arbeit war er ganz und lief nicht weg davon. Nur abends um Zunachten kam er manchmal, eine saubere Schürze vorgebunden, in den Laden, wo sie um die Zeit allein saß und die Kunden seltener wurden. Er setzte sich in seiner ganzen Schwere auf den Ladentisch und schlenkerte die Beine, lachte das Mädchen treuherzig an und plauderte von dem und jenem.

„Gerade viel Vergnügen hast nicht bei uns,“ sagte er einmal. „Aber im Winter will ich dich mitnehmen hie und da zu den Vereinsanlässen.“

Er war Mitglied einer Menge Vereine, war abends häufig aus und wußte zu erzählen, wie es da fröhlich zugehe und was für den Winter an Vergnügungen geplant werde.

„Weißt was,“ sagte Verena unvermittelt, „bleib einen Abend mehr in der Woche bei der Mutter und mir, dann schenke ich dir deine Anlässe.“

Da wurde er rot wie ein verlegenes Kind, was sonderbar zu seiner Größe und Kraft stimmte, und

wußte nicht gleich eine Antwort. Endlich murmelte er: „Das kann man ja."

Aber er tat es nachher doch nicht; und es wollte Verena scheinen, als habe er seit ihrer freien Rede eine leise Scheu vor ihr. Er kam aber doch nach wie vor zuweilen und setzte sich zu ihr. Wenn er nicht kam, blickte sie nach ihm aus, wußte aber nicht, daß sie allmählich auf die Stunde, die ihn brachte, zu warten begann.

Einmal trat er nahe zu ihr, die sich an ihr Ladenfenster gesetzt hatte. „Ist das nicht eine Feine?" fragte er und zuckte mit der Schulter nach der Richtung, in der soeben eine junge hübsche Kundin aus der Ladentür hinweggeschritten war.

„Wen's dünkt," sagte Verena. Da neigte er sich über sie und spielte mit den krausen Härchen in ihrem Nacken. „Aber das bist du eigentlich auch, eine Feine," sagte er.

Verena neigte den Kopf tiefer über die Näharbeit, die sie hielt. Ihr wurde heiß.

„Nicht?" fragte er und legte den Arm um ihre Schulter.

„Laß mich!" sagte sie zornig und schüttelte seinen Arm ab; ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Potz — potz," machte er halb verlegen, halb lachend und ging in die Stube nebenan.

Am nächsten Tag kam Verena zufällig hinzu, als er von einem Wagen, der schwere Buchenholzscheite für ihn gebracht hatte, die Last ablud. Bei der Arbeit war er ein andrer.

Als Verena sah, wie er zugriff, hatte sie Freude an ihm und blieb bei ihm stehen. Die Scheite flogen krachend eins aufs andre. Sein Körper bog sich in stummer Wucht auf und nieder, seine Arme, an denen die Hemdärmel bis fast zur Achsel aufgekrempelt waren,

waren so schwer wie eines der Scheite und die Muskeln daran bewegten sich wie eiserne Scharniere. Verena fragte nach dem Gesellen und weshalb er nicht helfe. Da lachte Wilhelm. „Wegen der paar Späne! Da möchte es schon der Mühe wert sein, daß zwei auf den Wagen stiegen!" Dann merkte er, daß sie über seine Kraft staunte, und dann griff er erst recht die schweren Stücke spielend auf und ließ sie in weitem Bogen in den Holzraum sausen. Dabei warf er das übermütige Wort hin: „Du wärst auch nicht schwerer als so ein Klotz!"

„Hoho," scherzte sie zurück, „ich bin kein Klotz, aber auch nicht so leicht wie du meinst."

„Soll ich's versuchen?" neckte er sie und stampfte über den leeren Wagenhinterteil, als ob er nach ihr haschen wollte. Da flog sie flink nach vorn; ihre Augen blitzten. „Haben mußt mich."

Sie jagten sich ein paarmal hin und her, lachten und holten sich rote Köpfe; am Ende schoß das Mädchen mit einem Sprung über einen Haufen Scheite in den Holzraum und davon. So geringfügig die Spielerei gewesen war, waren sie von da an bessere Kameraden als früher. Beim Abendessen lachten sie über die Jagd, neckten sich aufs neue, und die Base Katharina sah heimlich nach ihnen und ließ eine Hoffnung in sich keimen.

Aber die Zeit ging und gab der kleinen Hoffnung nicht recht. Wilhelm und Verena vertrugen sich ganz gut, aber der junge Bäcker wurde nicht häuslicher, ob auch eine da war, von der seine Mutter meinte, daß sie ihm das Dableiben lieb machen könnte. Der Winter war nicht mehr fern, von dem Wilhelm gesagt hatte, daß er Verena Unterhaltung bringen sollte. Es wurde kühl in St. Felix und von den Bäumen der Straßenalleen regneten gelbe Laubfetzen. Da kam knapp vor

der Winterschwelle unter dem Einfluß einer Föhnströmung unerwartet ein klarer, schöner Sonntag. Als die Glocken zur Kirche läuteten, liefen die Menschen ohne Mäntel und Hüllen in die Straßen, und es lag auf allen Gesichtern wie ein doppelter Sonntag. Die Base Katharina und Verena machten sich gemeinsam zur Kirche auf. Als sie unter die neben dem Ladenbau liegende Haustüre traten, lehnte Wilhelm, mit seiner Arbeit zu Ende, mehlbestaubt und mit verkreuzten Armen am Türpfosten. Er sah aus wie einer, der sich langweilt.

„Schön ist es heute," sagte die Base, als sie ihr bleiches und schmäler gewordenes Gesicht der warmen Sonne bot.

„Ein langweiliger Sonntag wird es," brummte Wilhelm.

„Langweilig?" sagte Verena.

„Nichts los ist," machte er gähnend. „Hätte einer wissen können, daß es heute noch einmal schön wird!"

„Muß denn immer etwas los sein?" sagte seine Mutter, schüttelte den Kopf dazu und seufzte. Dann grüßten sie und gingen.

Plötzlich rief er ihnen nach: „Du, Vrene!"

„Ja?"

Das Mädchen stand still.

Er kam auf seinen schlarpenden Pantoffeln ihnen nach. „Willst" — fragte er Verena, „wollen wir zusammen auf den See heute?"

Verenas Wangen röteten sich. „Sag ja, wenn es dich freut," sagte die Base. „Er darf wohl einmal mit dir gehen, das darf er."

„Es muß schön sein heute," sagte Wilhelm und sah nach dem Wasser hinüber, das jenseits des weißen Pflasters wie übersilbert glänzte.

„Ich komme schon — gern," sagte Verena.

„Gut! Nach dem Essen,“ gab er zurück. Dann drehte er sich dem Hause zu.

Nach dem Mittagessen nahmen sie sich an der Lände ein Boot. Der See wimmelte von kleinen und großen Fahrzeugen und die Ufer waren von Spaziergängern belebt wie zur Sommerszeit. Verena trug ein neues schwarzes Kleid und einen schlichten Hut von gleicher Farbe. Sie sah gut darin aus. Wilhelm, als sie im Boote Platz nahm, übersah ihr zulieb ein paar hübsche Mädchen, die neben ihnen sich einschifften, und blickte darein, als sei ihm nachgerade der Sonntag doch nicht leid. Als er ins Schiff stieg, schwankte es heftig. Verena lachte: „Meinst, dich trägt's!“

„Was ich zu schwer bin, bist du zu leicht,“ gab er zurück; „so gleicht es sich aus.“ Damit warf er den Rock ab und ergriff die Ruder. Er schob das Boot aus den Reihen der übrigen, dann tauchte er die Ruder tief ein und sie entfernten sich rasch vom Ufer.

Der See glitzerte und die Sonne stand in zwei blauen Tiefen, einmal im Himmel und einmal im See. Ihr Schein lag über St. Felix, über den weißen und stolzen Bauten der neuen Stadt und über den dunkeln, hängenden Giebeln der alten. Er traf auch das Boot, und Verena fühlte ihn wie in warmen Wellen über Hals und Rücken rieseln. Sie nahm den Hut ab und legte ihn neben sich; der leise Wind strich ihr über das krause dunkle Haar. Der Vetter Wilhelm sah sie und das Blut stieg ihm sichtbar ins Gesicht. Er suchte nach einem freundlichen und guten Wort. Weil er keines fand, wurde er verlegen und brachte den Blick nicht mehr weg von ihrem Gesicht. Am Ende nahm auch er den Hut ab. „Es ist heiß,“ sagte er und griff fester in die Ruder.

Sie fuhren dann weit in den See hinauf und sprachen nicht viel. Weil aber dem Vetter Wilhelm die Lust zum Scherzen nicht abhanden kam, hatten sie manchmal Anlaß, zu lachen. Dazwischen hinein sah Verena in den hellen Tag hinein, atmete tief und frei und sagte ein paarmal: „Wie das schön ist, heute!"

In einer Gartenwirtschaft am See nahmen sie ein Abendbrot. Sie hatten eine Bank nahe am Seeufer inne. Die vielen Sonntagsgäste des Wirtschaftsgartens saßen mehr in der Nähe des Hauses. Wilhelm verschwand und trug Kuchen und Trauben für seine Begleiterin herbei. Er sah gut aus in seinen Feiertagskleidern. Als er durch die Reihen der übrigen Gäste schritt, erschien er größer und stattlicher als alle, die an den Tischen saßen. In seinen Augen hatte er ein warmes Leuchten. Man sah ihm die Freude an, die es ihm gab, ihr etwas zulieb zu tun. „Es war mir doch, er müßte noch Trauben haben, der Sonnenwirt," sagte er; „er spart sie immer lange auf." Damit stellte er die Früchte vor Verena hin.

„Du, verwöhne mich nicht so," schalt sie lächelnd. Sie war rot geworden. Das Herz schlug ihr; sie wußte nicht, weshalb.

Aber auch hier gedieh die Unterhaltung nicht recht. Wilhelm schaute auf den See, dessen Wasser am Ufer dunkel war und nur jenseits von leisem Goldschein glänzte. „Es wird eine schöne Heimfahrt," sagte er endlich.

„Sicher," entgegnete Verena. „Jetzt hast mir einen schönen Sonntag gemacht," fügte sie hinzu.

Er zürnte sich selber, als sie das sagte. „Das hätten wir schon lange haben können," meinte er, sich selber tadelnd.

Sie saßen dann noch eine Weile und gingen hierauf

zum Boot hinab, das angekettet an der Gartentreppe lag. Niemand hatte groß acht auf ihre Abfahrt. Das Schwatzen und Lachen der Wirtschaftsgäste scholl in ihrem Rücken. Leise setzte Wilhelm die Ruder ein, dann verhallten die Stimmen, und das Ufer wich still zurück.

Der See war ohne Bewegung. Selbst jetzt noch, da es Abend geworden, war es kaum kühl. Die Luft war nur wundersam klar, und sie ruderten langsam in eine Flut von sachtem Gold hinein. Die Rebenhügel und die dunkeln Wälder und die weißen Dörfer des rechten Ufers lagen überhaucht von einem lichten, warmen Glanz. Zuweilen brannte ein Fenster in silbrigem Feuer, zuweilen leuchtete ein Kirchturmkreuz; sonst war nichts als das friedliche Licht über See und Land und die große Stille des Sonntags.

Verena und Wilhelm schwiegen. Verena saß und schaute in den Abend hinaus, und ihr Herz, das immer warm wurde, wo sie Gutes und Schönes sah, empfand etwas wie Andacht. Wilhelm ruderte langsam; am Ende hielt er ganz inne.

„Sieh, wie schön!" sagte Verena. Es dunkelte zusehends, die Klarheit des Lichtscheines, der auf dem Ufer gelegen hatte, nahm leise ab, dann vertiefte er sich und wurde rosig und auf dem blauschwarzen Wasser begann es wie Blut zu schwimmen.

„Komm, das mußt sehen," sagte Wilhelm auf einmal. Von seinem Platz aus erblickte er die Berge, die hoch oben im Süden den See begrenzten. Sie waren in Dunst verborgen gewesen. Jetzt leuchteten ihre Häupter rot wie vom Widerschein eines großen Brandes. Selbst Wilhelms Gesicht war von dem Schein hell.

Verena war aufgestanden. „Mein Gott," sagte sie nur. Der Atem stand ihr fast still. So schön war das ferne Glühen.

„Setz dich neben mich," sagte Wilhelm leise.

Sie wußten nicht, was sie ankam, ihn, daß er auf einmal auf seiner schmalen Bank seitwärts rückte, Verena, daß sie mit einem leisen Schritt hinüberging und sich neben ihn setzte. Er legte den Arm um sie, und sie staunten in die rote Pracht vor ihren Augen und ließen das Boot treiben. Dann läutete es am Ufer. Betglocke! Ein Dorf hob an, dicht über ihnen. Ein andres Klingen antwortete von jenseits des Sees, und ein drittes, noch ferneres, das nur wie ein Echo des ersten war, folgte den beiden. Dann schollen die Münsterglocken unten in St. Felix, dumpf, streng, aber feierlich.

Wilhelm hatte Verenas Hand genommen. Jetzt küßte er sie scheu auf die Wange. „Du," sagte er.

Sie sah ihn verwirrt an und doch war ihr, als gehörte sein Tun in den seltsamen Abend. Ihre braunen Augen glänzten. Sie bot ihm den Mund, und er küßte sie wieder, wieder fast scheu.

„Weißt aber," sagte sie, „ich bin keine zum Spielen. So meinst es auch nicht, gelt?"

„Nein, nein," sagte er hastig, doch war es, als fasse ihn ein Unbehagen. Er griff nach dem Ruder.

„Ja, wir müssen heim," sagte Verena. Damit setzte sie sich an ihren vorigen Platz und Wilhelm begann zu rudern.

Das Alpenglühen verging, während sie sich St. Felix näherten. Es dunkelte allmählich. Erst als sie beinahe die Lände erreicht hatten, sagte Wilhelm: „Daheim sind wir bald." Es war, als atmete er auf. Aber beim Aussteigen und Heimgehen war er bemüht, sich Verena gefällig zu zeigen. Daß er sie manchmal wie forschend und furchtsam von der Seite ansah, achtete sie nicht.

Unter der Haustür sagte er plötzlich: „Grüß die Mutter; ich gehe noch aus."

„Du kommst nicht heim?" fragte Verena. Es gab ihr einen Stich, daß er jetzt noch fortging.

„Ich will — zu den Kameraden will ich noch," sagte er. Dabei drückte er ihr die Hand fester als sonst, so, als meinte er etwas mit dem Händedruck. Das verwirrte sie wieder, so daß sie ihm nicht zürnte, sondern wie in einem Taumel zu seiner Mutter hinaufging.

3

Am andern Tag tat der Vetter Wilhelm, als ob nichts geschehen wäre. Als Verena und seine Mutter am frühen Morgen in die Backstube traten, richtete er seinen schweren, nackten Oberleib von der Teigmulde auf und sagte laut fein: „'Tag! Seid ihr auch schon auf!"

Verena, die seinen Blick suchte, war es, als meide er den ihren, denn er bückte sich rasch wieder über seine Arbeit. Im Laufe des Vormittags kam er zu den Frauen in den Laden. „Jetzt will ich verschnaufen," sagte er, stellte sich hin und riß Witze in seiner polterndtrockenen Art. Plötzlich unterbrach er sie mit den an Verena gerichteten Worten: „Schön war es auf dem See gestern, gelt?"

Die Base Katharina, die nicht von ihrem Strickstrumpf aufblickte, sagte, eine Masche aufnehmend: „Sie hat erzählt, daß es schön gewesen sei, die Vrene." Diese fing dabei einen Blick Wilhelms auf, aber nicht den, nach dem sie hungerte. Er schien ihr wohl vertraulich zuzuwinken, zugleich aber war es, als ob er heimlich über das, was gestern gewesen, lachte. Verena beugte den Kopf. Die Ladentür ging. Sie aber ließ

die Base den Kunden, der eintrat, bedienen; ihr stieg langsam und dunkel das Blut in die Wangen. Wilhelm ging in die Backstube zurück.

Als Verena eine Weile später dort an ihm vorbei mußte, um etwas aus der Wohnung zu holen, faßte er ihren Arm und drückte ihn zärtlich, wieder aber nur wie zum Spiel. Ein stiller Zorn überkam sie. Sie sah ihm groß und fest ins Gesicht. Er versuchte zu lachen, aber es mißlang ihm, und er wurde verlegen. Da riß sie sich unsanft los und ging.

Dann ging der Morgen so hin. Die Essenszeit kam. Wilhelm machte ein verdrießliches Gesicht. Um Verenas Nasenflügel ging das leise Zittern wie immer, wenn sie erregt war, und sie sprach nicht. Darob wurde die Base aufmerksam. „Habt ihr etwas miteinander?“ fragte sie.

„Dummes Gefrage! Was sollen wir haben!“ gab Wilhelm schroff zurück; er hatte oft eine rauhe Art. Die Base wandte sich zu Verena. „Du?“ fragte sie, als erwarte sie von ihr Bescheid. Aber diese antwortete dasselbe, nur weniger grob: „Nein, Base, was sollen wir haben!“

Weil sie ungemütlich war, war die Mahlzeit bald zu Ende. Der Gesell und die Magd schoben die Teller zurück und standen zuerst auf. Dann erhob sich Wilhelm geräuschvoll und ging durch den Laden und hinaus. Als eine Weile nachher Verena und die Base in den Laden zurücktraten, sahen sie ihn mit verschränkten Armen neben einem Nachbarn im Hofe stehen. Sie blickten nach der Straße hinüber, wo nach der Mittagspause das Leben und Treiben neu und geräuschvoller anhob, und unterhielten sich lachend. Einmal rief Wilhelm ein vorübergehendes junges Mädchen an; Verena sah es deutlich, wie es rot wurde und einen Scherz verlegen zurückgab. In diesem

Augenblick verdunkelte ein großer Möbelwagen die Aussicht und hielt eine Weile dicht vor dem Hofe.

„Das ist der Modistin ihre Fuhr," sagte die Base zu Verena. Dann streckten sie beide die Hälse. Es war ein Ereignis, daß in der nächsten Straße, der Münstergasse, ein unbekannter Mensch einzog. Die ganze Nachbarschaft hatte seit einigen Wochen davon gesprochen, klatschte von der Putzmacherin, die da einziehen wollte, daß sie ein großtuerisches Wesen, mit ihrer hohen Erscheinung und ihrem schneeweißen Haar ein auffallendes Aussehen habe, und — daß eine Putzmacherin alleweil nichts bürgerlich Ehrbares sei!

Der Wagen fuhr jetzt weiter uud die Münstergasse hinan. Die Base und Verena, auch Wilhelm nach einer Weile gingen an ihr Tagwerk. An demselben Abend bekamen sie im Höflein einen neuen Kunden.

Es war lange dunkel. Im Laden brannte die Petrollampe. Tag und Geschäft wollten still werden. Da ging die Ladentür und ließ Hilde Zehran herein. Sie ging auf feinen kleinen Schuhen; von den weißen Strümpfen blitzte beim Gehen noch just ein Schimmer unter dem hellen, der Herbstzeit nicht mehr angemessenen Kleide hervor. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlungen. Einzelne blonde Locken machten sich frei darunter und fielen in Stirn und Schläfen. Ihr Gesicht war sehr weiß, die Züge beinahe verschwommen, so weich waren die Linien. Ueber den blauen Augen lagen weißblonde Brauen, so daß sie kaum sichtbar sich von der Haut abhoben.

„Guten Abend," sagte Hilde. Ihre Stimme klang zimperlich, und dieselbe Zimperlichkeit lag in ihrem Wesen, aber sie paßte zu der kleinen, leichten Gestalt.

„Ein Weißbrot möchte ich haben," lispelte sie.

Verena gab es ihr hin und nahm ihr das Geld

ab. Inzwischen hatte Wilhelm von der Backstube her die Fremde erblickt und kam in seiner sauberen Oberschürze herüber. Er rückte die kleine, mehlweiße Kappe, die er auf dem dichten Blondhaar trug, und sagte ein: „Guten Abend, Fräulein!“ Da sah sie auf, lächelte und grüßte wieder. „Ich werde jetzt oft kommen,“ sagte sie zu den Frauen, während sie sich der Tür zuwendete; „wir sind eben eingezogen drüben an der Münstergasse.“

„Ah so,“ sagte freundlich die Base. Sie hatte untätig gesessen, den Blick auf das Mädchen geheftet.

Dieser tat jetzt Wilhelm die Tür auf; darüber erstaunt, sah sie im Hinausgehen zu ihm auf, lächelte wieder, zirpte ein: „Gute Nacht!“ und trippelte hinaus.

„Der Modistin ihre Tochter, der Zerahnin ihre,“ sagte die Base.

„Das ist eine wie von Porzellan,“ sagte Verena und meinte es; zum erstenmal in ihrem Leben war sie sich neben der andern wie ein arger Bauernklotz erschienen.

Wilhelm schloß hinter jener gemächlich die Tür. „Gefallen könnte einem die,“ sagte er offen. Die Base sah zornig zu ihm auf. „Einen schönen Geschmack hast,“ sagte sie.

Da lachte er und entwaffnete die Mutter mit dem andern Wort: „Unsre Verena ist schöner, das gebe ich zu.“ Dabei schaute er Verena an, und es war, als komme ihm die gute Laune plötzlich zurück, die ihm den ganzen Tag gefehlt hatte. Er setzte sich zu den Frauen hinter den Ladentisch und begann in seiner gemütlichen Art von dem und jenem zu erzählen. Auch auf die Zerahnin, die Putzmacherin, kam er nachher wieder. „Einen Haufen Verehrer soll sie haben, trotz ihrer weißen Haare,“ berichtete er.

„Das kann ich mir denken,“ sagte die Base.

„Eine Deutsche ist sie,“ erzählte er weiter.

„Und katholisch,“ fügte die Base hinzu. Es war, als habe sie einen Stecken im Rücken, als sie das sagte und die Haut ihrer bleichen Backen lag straff, so hart setzte sie die Lippen zusammen.

Verena saß ganz still. Ihr tat das Herz weh. Sie mußte immer heimlich den Vetter Wilhelm ansehen und fragen: „Bist du's wirklich? Bist du der gleiche von gestern?“ —

Zu dem, der er auf dem See gewesen war, wurde der Vetter Wilhelm auch die nächsten Tage und Wochen nicht. Er war freundlich, war die Fröhlichkeit im Haus, wie er sie immer gewesen war, aber was auf dem See geschehen, schien er vergessen zu haben. Und je mehr Verena dessen inne wurde, desto mehr überkam sie ein Gefühl heißer Scham. Sie fühlte, wie das Blut in ihr stieg, wenn sie an jenen Abend dachte, und sie hätte die Hände vors Gesicht schlagen und entlaufen mögen. So schämte sie sich.

Da half ihr eine schwere Last, die ihr auf die Schultern fiel, die Last ihres Innern leichter tragen. Die kränkelnde Base wurde kränker. In einer Nacht hob es an. Die Base Katharina hatte einen Erstickungsanfall. Am andern Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Dann wiederholten sich die fürchterlichen Beengungen. Solange sie dauerten, war es wie ein bitterer Krieg zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte immer noch, aber der Körper war erschöpft, und als die Base endlich so weit wieder genas, daß sie außer Bett sein konnte, reichten ihre Kräfte doch nur zu dem kurzen Gang vom Lager zum Stuhl am Fenster. Verena pflegte sie, soweit ihr Zeit blieb. „Wenn du nicht wärst, wäre ich lange tot,“ sagte die

Base zu ihr. Wenn sie des Tages die fürchterliche Atemnot befiel, kam die Magd in den Laden gelaufen, den Verena an Stelle der Base bediente: „Brene, komm!“ Nachts lag Verena in der gleichen Stube mit der Kranken und hatte wenig Schlaf; alle Augenblicke kam der keuchende, angstvolle Ruf: „Brene!“ vom Bett der Base her.

Unmerklich wuchs die junge Verena so zu der heran, um die sich im Waserschen Hauswesen alles drehte. Von Wilhelm sah sie fast weniger als früher. Er arbeitete schweigend und fleißig, denn das Geschäft ging gut. Weil er aber an der Mutter hing, trotzdem er oft rauh zu ihr war, war ihm nicht zum Scherzen wie sonst. Die Sorge um die Kranke machte ihn wie Verena wortkarg, so daß sie manchmal in Gedanken an die, die oben litt, in den Unterräumen, ohne aufeinander zu achten, still aneinander vorübergingen. Dabei war es erstaunlich, daß Wilhelm nicht gewahr wurde, wie Verena allmählich in allem an die Stelle der Mutter gerückt war, und weder ihre stumme Pflichttreue noch die Geschicklichkeit, mit der sie allen Pflichten nachkam, bemerkte. Eines Abends saßen die drei in der Wohnstube beisammen. Die Base und Verena sprachen von den Geschäften, die der Tag gebracht hatte. Die Alte wollte vieles wissen, ob das getan und jenes besorgt, dieses begonnen und jenes befohlen sei. Verena hatte zu zehn und mehr Malen nur eine Antwort: „Ja, Base, es ist alles geordnet.“ Da drängte sich der kranken Frau mehr noch als sonst die Erkenntnis auf, wie das Mädchen ihr unentbehrlich und eine große Stütze geworden, und weil sie selber für den Dank, der in ihr lebendig war, nicht das richtige Wort fand, blickte sie unwillkürlich nach dem Sohne hinüber, als erwarte sie von diesem, daß er ihr reden helfe. Er hatte, über einer

Zeitung sitzend, dessen kaum achtgehabt, was gesprochen worden war; die Base aber erzürnte sich darob und wandte sich jäh zu ihm mit den Worten: „Hast gehört, was sie alles tut, die Vrene?"

Aus dem zornigen Ton ihrer Stimme erkannte er, was sie meinte. Er lachte. „Ja, ja, sie wehrt sich," sagte er.

„Wehrt sich," schmälte die Base, „jawohl; wehrt sich — Gott können wir danken, daß sie uns ins Haus gekommen ist."

„Redet doch nicht so," wehrte Verena und versuchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, was ihr nach einiger Mühe gelang. Sie bemerkte aber, wie Wilhelm gleichsam verdutzt sie darauf heimlich beobachtete, als beginne die Wahrheit, die in den Worten seiner Mutter lag, sich ihm erst jetzt aufzudrängen. Er begann auch von da an, Verena eine scheue Höflichkeit zu zeigen, neben der die leichtfertige Fröhlichkeit, mit der er die Erinnerung an jene Seefahrt auszulöschen bemüht gewesen war, nicht mehr Raum hatte. Anerkennung hatte er aber auch fürder nicht für sie, schien vielmehr je länger desto mehr Verenas Wirken als selbstverständlich und sich so gehörend zu betrachten und ihre Gegenwart als etwas lang Gewohntes und Alltägliches kaum mehr zu beachten.

An den Mahlzeiten nahm die Base schon lange nicht mehr teil. Verena und Wilhelm aber waren schweigsame Esser. So lag die Unterhaltung bei der Magd und den Gesellen, von denen seit einiger Zeit zwei im Hause waren. Einmal nun fügte es sich, daß die letzteren auf die Putzmacherin Zerahn in der Nachbargasse zu reden kamen. „Da geht's lustig zu, bei der, meine ich," hob der eine an.

„Den ganzen Laden hat sie oft voll Mannsvolk stehen," sagte der andre.

Die Magd fiel mit den Worten dazwischen: „Der Alten machen sie den Hof und die Junge meinen sie."

Da drehte Wilhelm plötzlich den Oberkörper, der schwer auf beiden Ellbogen geruht hatte, seitwärts und murrte über die Achsel hin: „Gelt, kehrt vor euern Türen, ihr drei, und laßt andre Leute in Frieden."

Er sagte das schwerfällig und gewichtig, und der Zorn bebte heimlich in seiner Stimme. Dem Gesindevolk blieben einen Augenblick Worte und Bissen im Munde stecken, und geraume Zeit war es nachher ganz still am Tisch. Verena aber bedrängte etwas. Warum erregte er sich der fremden Leute wegen? Es fiel ihr zum erstenmal ein, daß der Vetter oft um den Weg war, wenn das spielhafte Ding aus der Nachbargasse, das Zerahnmädchen, in den Laden kam, und ein leiser Argwohn regte sich in ihr. Sie sah Wilhelm fest an. Der aß, über seinen Teller geneigt, etwas Störrisches in der Haltung, und blickte nicht auf. Sie wußte, daß er grob wurde, wenn sie ihn jetzt anredete, und schwieg deshalb. Dann aber, während sie mechanisch und langsam ihren Teller leerte, begann etwas in ihr zu zittern und weich zu werden, wuchs und drängte; es war, als müßte sie dem Wilhelm die Hand auf die Schulter legen: „Du, schöner wollen wir es haben zusammen! Besser zusammenhalten wollen wir — schon der Base zulieb." Das Herz klopfte ihr, aber sie blieb sitzen. Es ging ja nicht, daß sie das sagte. Dann läutete die Ladenglocke und sie mußte hinüber, einen Kunden zu bedienen.

Am gleichen Abend sah Verena den Wilhelm mit der Hilde Zerahn an einer dunkeln Ecke des Hofes stehen. Es war eine Nebelnacht, das Pflaster der Straße war feucht, die Ladenfenster warfen einen

trüben roten Schein hinaus. Die beiden Gestalten waren schwer zu unterscheiden. Verena kannte aber den Vetter an seiner weißen Schürze und das Mädchen an dem schneeigweißen Gesicht. Strich er der nach, der, der man die Flatterhaftigkeit auf hundert Schritte ansah?

Ein paar Tage später sagte die Magd: „Unser Herr geht auch zur Zerahnin hinüber." Sie, die so lange im Hause war, durfte sich etwas herausnehmen und sprach die Worte so dahin, während sie in der Backstube fegte. Als Verena nichts antwortete, fügte sie nach einer Weile hinzu: „Wenn es die Frau wüßte!"

Verena schnitt ihr mit einem strengen Wort die Rede ab: „Er wird wissen, was er tut, der Herr."

Dann ging sie hinauf, nach der Base zu sehen. Aber die Treppe, die sie hinaufstieg, schien ihr heute endlos. In der Stube fand sie die Base unter dem offenen Fenster liegen, trotzdem ein kalter, regnerischer Apriltag war. „Jesus!" stammelte Verena und eilte zu ihr. Sie gab keinen Bescheid; es war fürchterlich zu sehen, wie sie mit dem Ersticken kämpfte. Am Ende verließ sie die Kraft und sie wäre gefallen. Verena nahm sie in ihre Arme und brachte sie mühsam zu Bett. Aber die Schrecken des Anfalls wuchsen. Da rannte das Mädchen und jagte einen Gesellen zum Doktor.

Wilhelm war eben von einem Ausgang zurückgekommen. Er stieg mit Verena zur Mutter hinauf. Es war das erstemal, daß er selbst Zeuge eines schweren Anfalls war und es schien ihn heftig zu erschüttern. Er war kreideweiß im Gesicht und stand tatlos beiseite, während Verena sich um die Kranke mühte. Als das Mädchen ihn einmal mit einem Blick streifte, tat er ihr fast leid, so unbeholfen und sichtlich von innerer Qual bedrängt stand er da.

Der Arzt kam bald, ein alter, schlichter Herr, der schon immer bei den Wasers ein- und ausgegangen. „Ja, ja," murmelte er kopfschüttelnd, während er für die Leidende tat, was er konnte; „wenn das so kommt, jetzt, so — so könnte es doch gefehlt sein einmal." Er machte ein bedenkliches Gesicht dabei. Aber unter seinen Bemühungen erschöpfte sich die Kraft des Anfalles.

Vom Bett erhob sich jedoch die Base nicht mehr. Verena und Friederike, die Magd, blieben abwechselnd um sie. Wilhelm begann sich mehr des Ladens anzunehmen. Es schien, als werde er häuslicher und ernster. Manchmal ging er während der Woche keinen Abend fort; nur zwischen Tag und Nacht verschwand er oft für kurze Zeit. Als Verena einmal in die Münstergasse hinüberlief, in der dort befindlichen Apotheke etwas zu holen, sah sie den Vetter mit der Zerahnin im Gespräch vor deren Laden stehen. Er bemerkte auch sie, und als er zurückkam, war er scheu und gedrückt. ‚Er schämt sich,' dachte Verena, und der Gedanke machte sie froh, weil ihr schien, daß kein Ernst in der Sache sein könnte, solange er sich ihrer schämte.

In diesen Tagen machte der greise Antistes bei der Base den ersten Krankenbesuch. Verena saß im Laden und hatte nicht acht, daß sich jemand der Haustüre näherte. So erfuhr sie erst von des Antistes Anwesenheit, als die Magd sie rief. Als sie in die Stube der Base kam, lag der glänzend gebürstete Zylinder des Geistlichen auf dem Tisch. Er stand am Bett, wie immer schwarz gekleidet, eine hohe, vornehme Gestalt; seine Locken glänzten wie feine weiße Seide. Bei des Mädchens Eintreten wandte er diesem das scharfgeschnittene Gesicht zu, dessen Strenge selbst die Freundlichkeit, die er seinem Wesen zu geben bemüht war, wenig milderte. Er sagte

Verena ein paar gute Worte, daß er sich freue, die Base in so trefflicher Pflege zu wissen, daß er erst vor kurzem von der schweren Erkrankung gehört und daß es ihm leid tue, einen fleißigen Gast seiner Kirche missen zu müssen. Seine Worte hatten wenig Wärmendes, aber es ging von ihnen wie eine Stärkung aus, und wiederum empfand Verena, daß in der herben Art des Mannes etwas Verwandtes mit der Erscheinung des streithaften Glaubenslehrers war, dessen Standbild unten am See sich erhob. Als der Antistes sich kurz darauf verabschiedete und das Zimmer verließ, hielt sie die Tür für ihn offen und schloß sie hinter ihm und es war ihr nachher, als habe sie noch vor keinem Menschen solche Ehrfurcht empfunden wie vor diesem Pfarrer.

„Ist es nicht schön von ihm, daß er gekommen ist?" sagte die Base und auf der bleichen glänzigen Haut ihrer Wangen stand das Rot der Erregung.

„Ja, ja," nickte Verena.

Dann verlangte die Base die Bibel und las mit halblauter Stimme ein Kapitel ums andre. Es war, als habe der Besuch des Antistes ihr eine Sehnsucht nach dem Worte Gottes geweckt.

In der Zeit, die nun folgte, und während die Krankheit der Waserin es dieser unmöglich machte, aufzustehen, kam der Wunsch mehr denn früher in ihr auf, sich auf ein mögliches nahes Ende vorzubereiten. Sie sprach viel von dem, was werden sollte, wenn sie selber nicht mehr da sei, und Verena fühlte, wie ihr Blick ihr oft sinnend durch die Stube folgte und wie sie in bezug auf sie, Verena, etwas auf dem Herzen trug. Nach langem Zögern und während sich unschwer erriet, daß sie nur mit Scheu und Ueberwindung sprach, hob die Base eines Abends an: „Wie geht es mit dem Wilhelm jetzt?"

Verena saß nähend am runden Tisch. Die Stehlampe warf ihren Schein auf ihr Gesicht. „Gut geht es," sagte sie; „er ist ja immer fleißig gewesen."

„Ja — ja," machte die Base. Dann schwieg sie und hob erst nach langer Pause wieder an: „Und wenn ich jetzt sterben sollte?"

Verena fühlte, daß ihre Wangen heiß wurden. Sie sah nicht auf. „Davon müßt Ihr nicht sprechen," sagte sie.

„Wohl, wohl," widersprach die Kranke, „wohl, wohl muß man davon reden. Es wird nicht mehr lange dauern, meine ich." Dann schien eine innerliche Angst in ihr zu wachsen. „Was soll er anfangen, der Wilhelm, allein?" stotterte sie dann: „Du — würdest wieder gehen, du, Vrene?"

„Ich müßte, denk' wohl."

„Magst ihn nicht?" fragte die Base.

Nun war Verenas Gesicht dunkelrot. Sie sah auf, halb lächelnd und doch eine Feuchte im Blick. „Doch habe ich ihn gern," sagte sie, „wie fragt Ihr auch, Base?"

Da nahm jene alle Kraft in einem Seufzer und einem Wort zusammen: „Weil ich dem Herrgott danken würde, wenn es sein könnte, daß ihr Mann und Frau würdet, der Wilhelm und du."

Verena legte den Arm auf den Tisch und sann nach, ehe sie sprach. Sie spielte mit der Nadel auf der Tischplatte. „Seht Ihr," sagte sie langsam und ernsthaft, „der Wilhelm will das nicht."

„Und du?"

„Ich? — Ich kann es nicht sagen," wich sie aus.

Die Base schwieg jetzt, war müde und lag still. Es schien dann, als habe sie sich mit Verenas Antwort beschieden.

Dem Tage folgte eine schwere Woche. Das Leiden

der Waserin wuchs. Wilhelm mußte verschiedene Male gerufen werden, daß er die Mutter ans Fenster trage; frische Luft verschaffte ihr Erleichterung. Die Qualen der Mutter ergriffen ihn seltsam. Er hatte oft Tränen in den Augen, wenn ein Anfall vorüber war und war nachher fügsam und voll Liebe gegen die Kranke, auch dankbar gegen Verena. Es schien, daß er zu erkennen begann, was sie für die Mutter tat.

Eine Samstagnacht war besonders schwer für die Kranke gewesen. Als Verena am Sonntagmorgen den Laden geschlossen hatte, der bis zum Beginn des Vormittagsgottesdienstes offen blieb und in ihrer Kammer ihr Sonntagsgewand anlegte, hörte sie nebenan die Base eifrig und ernsthaft sprechen und vernahm neben ihrer kurzatmigen, heiseren Stimme die laute, feste Wilhelms. Die Unterredung dauerte lange; Verena wollte sie nicht unterbrechen; denn es war ihr unwillkürlich, als verbiete der ernsthaft-bedächtige Klang der beiden Stimmen eine Störung. Als sie aber, weil ihr die Zeit lang wurde, ihre Kammer verließ, um nochmals in die Ladenräume hinabzusteigen, trat Wilhelm aus der Stube der Mutter, in seinem Aeußern ganz das Bild des überlasteten Baumes, das er immer bot, tragend und winkte ihr. „Ich möchte dir etwas sagen, Verena."

Er nahm sie am Arm, als sie näherkam, und schob sie mit linkischer Gebärde in die schöne, schlichte Wohnstube.

„Setz dich," sagte er. Seine Art, in der eine gewisse Wichtigkeit lag, machte Verena Herzklopfen. Sie ließ sich auf den ersten besten Stuhl an der Wand nieder. Der Haussegen hing gerade über ihrem krausen Haar. „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf."

Wilhelm zog die Tür ins Schloß, die nach der Schlafkammer der Mutter hin offengestanden. Dann

kam er und stellte sich vor Verena hin, hemdärmelig, aber sonst in seinem schönen Sonntagsstaat. „Sie spricht immer vom Sterben, die Mutter," sagte er.

„Ja, eben," erwiderte Verena; „ich kann es ihr nicht ausreden."

„Sie hat auch recht — es ist kein Spaß mit ihr."

„Sie hat sich immer wieder erholt, wenn sie manchmal noch so schlecht schien."

Wilhelm schien auf diese Worte nicht gehört zu haben. Er sagte unvermittelt: „Es ist wahr, wir könnten nicht beieinander wohnen nachher, du und ich."

Verena sah um sich, als suche sie eine Türe.

„Wenn du wolltest —" stotterte Wilhelm: „als meine Frau könntest bleiben."

Seine Verlegenheit und Unbeholfenheit gaben Verena ihre Ruhe zurück. „Nein," sagte sie schlicht, „das wäre nicht das rechte, wenn du eine nehmen würdest, weil deine Mutter es dir rät."

Bei ihrem Nein war er erschreckt aufgefahren. Jetzt kam er näher. Man sah ihm die Erregung an. Es lag deutlich eine Angst davor in seinem Wesen, daß die Werbung vergeblich sein könnte. „Du mußt es nicht so auffassen, Verena," sagte er mit unsicherer Stimme; „es ist nicht, daß die Mutter mich überredet hat. Es ist — ich sehe es schon selber — daß es ein Glück für mich ist, wenn du mir ja sagst, daß — ich eine solche nicht mehr finde wie dich."

Verena kam das Mitleid mit ihm an. Sie erinnerte sich, was die Base ihr bei ihrer Ankunft von ihm gesagt hatte: „Er sollte immer einen um sich haben, der ihm recht bleiben hilft." Sie fühlte deutlich, daß er in diesem Augenblick empfand, was er ihr zu sagen versuchte: Einen besseren Freund als dich kann ich nicht finden. Sie war ihm auch immer gut gewesen. Und seit damals auf dem See — das

hatte sie sich immer gesagt — „ein andrer kann dir nichts mehr gelten." Aber gerade jener Abend — —

„Weißt," sagte sie laut, langsam und ernst, „das muß ich dir sagen. Eines verstehe ich nicht — was du gemeint hast — damals auf dem See!"

Er errötete. Dann schien die Erinnerung ihm das zu geben, was ihm bisher gefehlt hatte; eine warme Empfindung für Verena wallte in ihm auf. „Ich — ich — gutmachen möchte ich das ja eben jetzt, Vrene," sagte er.

Seine Stimme zitterte. Verena gewahrte die Veränderung. Eine heiße Freude sprang in ihr auf, über die sie sich selber nicht klar war. Sie überlegte nicht mehr sorglich wie vorher. Wenn er jetzt das rechte Wort fand, der Wilhelm —

„Sag mir jetzt nicht nein, Vrene," sagte er. Er streckte seine schwere, breite Hand aus.

Da legte Verena die ihre hinein. „Ja, nun, wenn du es meinst!"

Sie stand auf. Er trat neben sie und legte den Arm um ihre Hüfte. „Ja, siehst, das ist jetzt ein Glück für mich," sagte er. Es war ein sonderbares Wort, fast als hätte er es auswendig gelernt. Sein Ton war auch trockener als vorher. Trocken und fast zum Lachen war auch sein Gebaren. Er wollte Verena nach der Nebenstube führen. Da schien ihm einzufallen, daß man eine Braut küsse. So faßte er sie bei den Achseln und küßte sie auf die Stirn. Es war, als dächte er schon an etwas andres, als er es tat.

Dann gingen sie zur Mutter hinüber.

4

Wilhelm und Verena waren verlobt. Die Mutter wußte es, Magd und Gesellen hatten es heraus und die Redseligen der Nachbarschaft flüsterten es sich zu. Sie selber aber machten kein Aufhebens davon. Am Morgen, nachdem er ihr Jawort empfangen hatte, sagte Wilhelm zu Verena: „Wir müssen die Ringe kaufen gehen heute.“ Und nach dem Mittagessen machten sie sich zusammen auf, gingen die paar Schritte bis zum Goldschmied, der in der Nachbarschaft unter den Lauben seinen Platz hatte und hatten sich wie auf Verabredung, aber ohne daß eines vom andern es vorher gewußt hätte, in ganz feierliche Kleider geworfen. Wilhelm wurde zutunlich und heiter, während er am Vorabend, als er die Mutter vor Freude über das Zustandekommen des Verlöbnisses hatte weinen sehen, in eine sonderbare Unruhe geraten, zerstreut und wie von einer Art Angst geplagt gewesen war. Ueber Verena, die sonst Klarsehende und Vernünftige, kam auf diesem Gang, während des Handelns um die goldenen Reife und nachher erst, als diese an den Fingern glänzten und ihre jeden Schmuckes ungewohnte Hand die süße Lästigkeit des Ringes empfand, eine Art Traumzustand, in dem sie zum erstenmal alles um sich in einem verklärenden Lichtschein sah. Der Zustand dauerte dann tagelang; sie malte sich die Zukunft in allen Rosenfarben. Ihr Herz klopfte, wenn sie sich in Erinnerung zurückrief, wie sie von Herrlibach aus dem Hause des einen Toten in das des andern gekommen, und wie sie, das einfache Bauernmädchen, nun in dieses Haus hineingewachsen, im Begriffe stand, die Frau eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers einer großen Stadt zu werden. Sie freute sich des merkwürdigen Aufschwunges, den

ihr Leben genommen, freute sich ebenso und mit der Freude eines rechtschaffenen und arbeitsfrohen Menschen auf die Pflichten und Aufgaben, die ihr die Zukunft bringen würde.

Als sie nach Tagen und langsam aus dem Taumel heimlicher Freude, der sie umfangen, erwachte, begann sie erst allmählich zu erkennen, daß das Glücksempfinden ihres Bräutigams mit dem ihren nicht Schritt hielt. Wilhelm hatte ein zwiespältiges Wesen: oft freilich schien er heiter und zufrieden, zu andern Zeiten aber schien er übler Laune, nahm sich kaum zu einem Worte für Verena Zeit und sie hätte blind sein müssen, um nicht einzusehen, daß er noch immer nichts für sie empfand als die Achtung und Freundschaft, die ihre Stellung und ihr Wirken in seinem Haushalt ihm abnötigten. Wöchentlich zwei-, dreimal blieb er auch, wie früher öfter, nachts von Hause weg, im Kreise der Vereinsgenossen bis gegen Morgen säumend, ein Gebaren, wie es dem Bräutigam kaum anstand. Eines Abends vertauschte er eben wieder die Arbeitskleider gegen einen besseren Anzug und nahm in der Backstube die Kappe vom Nagel, die dort immer bereit hing. Da trat Verena zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du willst wieder fort?" fragte sie. Sie hatte sich bisher nicht in das, was er tat, gemischt; so stutzte er sichtlich, ja, es war als erschrecke er. Langsam stieg ihm das Blut ins Gesicht.

„Ja," sagte er zögernd. Unbehagen klang aus seinem Ton.

„Du bist oft fort, sehr oft," sagte Verena. „Die Mutter fragt immer nach dir."

Er sah einen Augenblick ins Leere, während sein Gesicht sich immer dunkler färbte und seine Stirn zu perlen begann. Dann nahm er die Kappe wieder ab und hing sie an ihren Ort.

„Sie nimmt es schwer, die Mutter, wenn du so oft fortgehst,“ sagte Verena.

Er half sich mit einem Murren: „So kann ich ja dableiben.“

Aber nachher saß er den ganzen Abend mit den beiden Frauen in der Wohnstube oben und hatte seine beste Stunde. Anfänglich verlegen, daß sie ihn zum Bleiben bewogen, ließ er die Traulichkeit der heimischen Stube auf sich wirken, wurde darob redselig und fand Munterkeit und Treuherzigkeit wieder, die das Leben der zwei Alten, seines Vaters und seiner Mutter, früher heiter gemacht hatten. Verena aber erkannte an diesem Abend, daß sie mit einer ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe an ihm hing, fühlte eine große Kraft in sich, diesen sorglosen, schwachen Menschen zu befreunden und zu führen, und meinte zu wissen, daß sie ihn gerade um seiner Schwäche willen liebe, wie man an einem Kranken doppelt hängt, weil die Gefahr, ihn zu verlieren, immer da ist.

Von der Zerahnin hatte inzwischen wenig Neues verlautet. Ihre Tochter kam nach wie vor in den Laden, Wilhelm aber kümmerte sich scheinbar weniger um sie; denn er trat nicht wie anfangs aus der Backstube, sobald er sie im Laden wußte, ja, tat sogar, als sähe er sie nicht, obwohl Verena bestimmt beobachtete, daß er sie bemerkte. Sie freute sich aber innerlich, daß er die Blicke nicht zurückgab, die die Hilde Zerahn nach der Backstube warf, wann immer sie kam; ja, sie lächelte bei sich, wenn sie sah, wie das Mädchen zögernd sein Brot vom Ladentisch nahm, langsam bezahlte, gleichsam immer nach dem Nebenraum hinüberlauschend und verratend, daß sie von dort einen erwartete, und wie sie endlich mit Widerstreben und als klebten ihr die Sohlen am Boden, den Laden verließ.

Die Gesellen brachten indessen die Nachricht heim, die Zerahnin drüben an der Münstergasse habe zwar viel müßige Leute und Besucher in ihrem Laden stehen, aber wenig Kunden, und die Gasse raune sich bereits zu, daß sie, als schlechte Zahlerin bekannt, nirgends langes Bleiben gehabt habe und wohl auch in ihrem neuen Verkaufsraume sich nicht lange werde halten können.

So kam ein Samstagabend heran, der dem Laden immer am meisten Verkehr brachte. Verena und Friederike, die Magd, befanden sich im Verkaufslokal, mit Reinigungsarbeiten beschäftigt. Es ging auf acht Uhr, die Zeit, da der Laden geschlossen wurde, als die Hilde Zerahn eintrat. Sie war barhaupt und sehr bleich. Verena fühlte fast Mitleid mit ihr, so sehr sprang ihr gleich bei ihrem Eintritt der Umstand in die Augen, daß das Mädchen wie eine Kranke bleich war. Das Lampenlicht zündete ihr ins Gesicht; selbst die Lippen und die Brauen brachten keine Farbe in den Schnee der Züge; nur die Augen glänzten und waren wie von einer Unruhe oder Angst groß.

„Guten Abend!" grüßte Hilde; es war, als ob sie kurz an Atem wäre. Verena gab den Gruß still und nicht unfreundlich zurück, reichte der Kundin das Brot, das sie verlangte, und nahm das Geldstück, das diese ihr hinbot. Es war ein Zwanzigfrankenstück, und Verena hatte nicht viel Münzen zur Hand; so dauerte es ein paar Augenblicke, bis sie das Herausgeld zusammengezählt hatte. Als sie aufblickte, stand Hilde nicht mehr am Ladentisch. Sie war auf die Schwelle der Backstube getreten, hastig, mit einem Schritt, und es war als hätte sie einen Namen auf den Lippen. Sie kam gleich darauf zurück, ein wenig verwirrt und immer bleich, nahm das Geld und ging. „Gute Nacht!" flüsterte sie kaum hörbar, als sie

hinausschlich. Aber Verena bemerkte, daß sie draußen sich umwandte, nicht davonging, sondern von außen sich der Tür vorsichtig nochmals näherte und einen sonderbar angst- und hungervollen Blick durch die Scheiben hereinwarf. Als sie, Verena, ihren Feglappen wieder aufnehmen wollte, sah sie, daß auch Wilhelm den Blick der Hilde aufgefangen hatte. Er war aus der Backstube gekommen und näherte sich der Ladentür. Er hatte ein rotes Gesicht, seine Haltung war vornübergebeugt und es lag eine sonderbare Störrischheit darin ausgeprägt, als fürchte er ein: „Geh nicht!" ehe er die Tür erreicht hätte, und sei bereit, ihm zu trotzen.

Verenas Herz klopfte. Sie arbeitete weiter, aber als die Tür hinter Wilhelm ins Schloß fiel, zuckte sie zusammen und mußte innehalten, so eng war ihr der Atem. Mit Mühe raffte sie sich auf. Da stand die Magd neben ihr und sah sie an. In ihrem runzeligen Gesicht leuchtete ein ehrlicher Zorn, sie schien sprechen zu wollen, schwieg aber, doch sichtlich gezwungen, und sie wußten beide, daß sie denselben Gedanken hatten: „Was will es von ihm, das Mädchen?"

Sie taten weiter, was zu tun war. Nach einer Viertelstunde war Verena mit ihrer Arbeit fertig. Wilhelm war noch nicht zurück. Verena aber hatte ein Gefühl, als höre sie ihn flüstern. In Wirklichkeit konnte sie es unmöglich hören, aber es war ihr, als sei er nah, als geschehe etwas im Hause oder hinter der Tür oder — —

Auf einmal tat sie selber die Ladentür auf und ging hinaus.

Die Nacht war still. Ueber den dunkeln Himmel schoben sich, schwach sichtbar, einzelne weiße Wolken; da und dort standen ein paar Sterne, die immer wieder in den Wolken untergingen; es war ein fast

schmerzliches Erlöschen der kleinen Lichter. Die Straße war laut und wirr wie immer. Ein-, zweimal löste sich aus dem dunkeln Mischmasch der sich begegnenden Gestalten eine, kam über den kleinen Hof geschritten und verschwand in den Nachbarhäusern.

Verena hatte die Ladentür hinter sich zugezogen, stand mit klopfendem Herzen und spähte in die Dunkelheit des Hofes. Dann stieg sie über die Stufen hinunter. Als sie das Pflaster betrat, peitschten ihr zwei Regentropfen das Gesicht, die aus einer einzelnen Wolke fielen. Völlig in den Gedanken an Wilhelm aufgehend, erschrak sie heftig ob der fremden Berührung. Aber sie ermannte sich und bog um die Ladenecke nach der Haustür hin. Plötzlich stutzte sie. Im Schatten der Ecke stand Wilhelm, das Zerahn-Mädchen bei ihm. Sie trennten sich, als sie Verena erblickten. Hilde huschte an ihr vorüber, sie bemerkte, wie sie im Vorbeigehen mit einem scheuen Blick ihr ins Gesicht sah. Wilhelm stand breit, die Hände in die Taschen gebohrt, an der Haustür. Verena ging an ihm vorbei und sagte kein Wort. Aus dem Hausflur trat sie in die Backstube, durch diese in den Laden. Mechanisch begann sie an diesem die Fensterläden vorzulegen. Kopf und Herz brannten ihr. Sie war fast so weiß wie vorhin die Hilde.

Nun hörte sie Wilhelm in die Backstube treten. Es war niemand dort als Friederike, die Magd. „Ist wieder niemand oben bei der Mutter?" sagte Wilhelm zu dieser. Seine Stimme klang barsch.

„Gerade will ich hinauf; gerade bin ich fertig geworden mit der Arbeit," sagte die Magd. Sie rumorte noch hier und dort. Derweilen stand er, den breiten Rücken gegen die Ladentür gewendet, und sah ihr ungeduldig zu. Sein Gesicht war sonderbar anzusehen, ganz von Unruhe lebendig. Die Lippen

zitterten ihm und seine Augen glänzten, seine Backen waren rot vor Erregung. „Herrgott, bist noch nicht fertig?" fuhr er plötzlich wieder auf; es kam kurz und qualvoll aus ihm heraus. Die Magd sah ihn an. Es schien ihr ein Licht aufzugehen, daß er sie weghaben wollte. Still ging sie aus der Tür. In diesem Augenblick wollte auch Verena sich an Wilhelm vorbeidrängen, aber er versperrte ihr den Ausgang.

„Ich will durch," sagte sie atemlos. Eben fiel die Tür hinter der Magd ins Schloß.

Da drehte er sich nach ihr um. „Wir müssen reden miteinander," sagte er.

Plötzlich hob Verena die rechte Hand ganz langsam und ruhig und streifte den Ring von ihrer Linken. „Nimm," sagte sie. Er nahm ihn.

„Vrene!" sagte er. Eine Bewegung ging durch seine schwere Gestalt. „Seit ich — seit du mit mir versprochen bist, habe ich mit ihr nicht mehr geredet, mit der Hilde."

Verena antwortete nicht; sie glitt an ihm vorbei und der Flurtüre zu. Da rief er ihr keuchend nach: „Vrene!"

Der Ton seiner Stimme zwang sie, sich umzusehen. „Du mußt doch hören," sagte er. Sie wußte selbst nicht, warum sie nicht weg konnte. Sie sah, wie er sich um Worte quälte. Endlich sagte er: „Das mit der Hilde ist schon vorher gewesen! Dann — die Mutter — ich sah, daß sie nicht einverstanden sein würde! Immer von dir sprach sie, immer nur von dir. Als ich es oft genug gehört hatte, meinte ich, daß es auch mir recht sein könnte. Da wußte ich noch nicht, daß ich es der Hilde schuldig bin, sie zu nehmen."

Verena fiel die kranke Base ein. Wenn die das hörte! An sich selber dachte sie gar nicht. „Sie gibt es auch jetzt nicht zu," stieß sie heraus.

„Sie wird wohl müssen," murrte Wilhelm. Er fand seine störrische Schwere wieder, hakte beide Daumen in die Westentasche, hing den Kopf vornüber und starrte den Boden an.

„Das kannst ihr nicht zuleid tun," sagte Verena in steigender Angst.

„Zuleid oder nicht, ich muß es tun!"

„Mußt —" stammelte Verena, als ob sie auf einen Ausweg sänne.

„Wenn ich ehrlich sein will," sagte er.

Da wußte sie, was er meinte. „Jesus, mein Gott!" sagte sie.

„Ich habe sie auch gern, die Hilde," warf er hin. In seinem Ton war etwas Zänkisches, als geschehe ihm unrecht, nicht ihr. Verena ging ein grelles Licht auf: „Siehst jetzt, gar nichts giltst ihm!" Aber immer noch mußte sie nur an die Base denken.

„Straf dich Gott nicht, Wilhelm, daß die Mutter zugrund geht an dem, was du ihr antust," sagte sie. Die Worte kamen ihr mit einem tiefen Atemzug aus dem Innersten herauf. Sie wendete sich darauf und verließ die Stube.

Langsam stieg sie die Treppe hinan. Sie hörte, wie Wilhelm die Backstube abschloß. Jetzt kam er mit schweren, entschlossenen Schritten ihr nachgestiegen. Halt! Er kam es ihr sagen, der Mutter! Verena stockte der Herzschlag bei dem Gedanken. Unwillkürlich stand sie still und wartete, bis er kam. Er wollte an ihr vorübergehen, aber sie wehrte ihm. „Halt, ich will es ihr sagen!"

Er sah sie ganz erstaunt an. Aber er ließ sie gehen. Mit vornüberhängendem Kopfe schritt er nach seiner eignen Kammer, als sie bei der Base eintrat.

5

Das war ein Tag, als hingen schwarze Wetterwolken bis auf die Dächer von St. Felix nieder. Aber es war ganz hell am Himmel und ob der Stadt, und durch die Straßen trieb das geschäftige Leben. Nur im Haus zum Höflein war die Wetterschwüle; das war inmitten des lauten, hellen Tages eine Insel, auf der Nacht und schwere Stille lagen.

„Sie will dich nicht sehen," sagte Verena zu Wilhelm, der am Morgen zum drittenmal einen Anlauf nahm, bei seiner Mutter einzutreten. Schon am Abend vorher hatte er denselben Bescheid erhalten. Jetzt schoß ihm das Blut jäh ins Gesicht. „Herrgott, da will ich jetzt doch gern sehen, wen ich fragen muß," sagte er und streckte die Hand nach der Türklinke. Sie standen wieder an der Kammer der Base.

Verena sah ihn ganz ruhig an. „Wenn du nicht Geduld haben kannst, mußt es selber haben, was kommt," sagte sie. Etwas in ihrer Stimme quälte ihn. Er trat einen Schritt rückwärts.

„Es muß etwas geschehen," murrte er. Aus seinem Ton war zu hören, wie er mit sich selber zerfallen war. „Es muß in Ordnung kommen mit der Hilde," fügte er hinzu.

„Das weiß ich, daß es in Ordnung kommen muß," gab Verena zurück. „Wenn du mich machen lassen willst, so — — am Ende wird sie es schon begreifen, die Base."

„Dich?" stotterte er und sah sie verblüfft an. Ihre Erscheinung kam ihm nachher nie mehr aus dem Sinn, wie sie in ihrem grauen Kleid und der schwarzen Schürze dagestanden, ein Zucken um den Mund und um die Nasenflügel, sonst aber ruhig und ergeben.

„Ich möchte — wenn ich kann — noch Frieden machen zwischen der Base und dir," sagte sie.

Da senkte er den Blick vor dem ihren, wendete sich ab und ging die Treppe hinab. „Geh nur," sagte er im Davongehen.

Verena trat wieder bei der Base ein. Den ganzen Tag kam sie nur einmal heraus, um etwas Suppe für die Kranke zu holen. Dabei sagte sie zu keinem ein Wort; nur die Magd mahnte sie: „Schau gut zum Laden, Friederike; ich muß heute oben bleiben."

Wilhelm arbeitete mit den beiden Gesellen. Gegen Abend ging er für eine Viertelstunde weg und um die nächste Gassenecke. Da streckten die Gesellen und die Magd die Köpfe zusammen wie erlöst.

„Jesses, was für ein Tag!" sagte die Friederike. Nachher tauschten sie ihre Wissenschaft aus: das ist geschehen und das und das, und so ist's gewesen und so und so.

„Habe ich es nicht gesagt, daß er früher immer in Strümpfen nachts über die Treppe hinabgeschlichen ist, der Waser!" sagte der eine Geselle. Nachher wußte der andre etwas und nachher der erste wieder. Sie tuschelten noch, als Wilhelm zurückkam, die Ladentür hinter sich zuschlug und den Rock an den Nagel hing, den er über das Mehlhemd angelegt hatte. Er warf einen wilden Blick auf die beiden Knechte, die sich hastig über die Tröge, die sie reinigten, gebeugt hatten.

Derweilen stand Verena oben an der Base Bett. Diese hatte sich aufgerichtet und saß steif, den Rücken von einem Kissen gestützt, da. Ihr Gesicht war gelb, und es lag etwas Hungerhaftes und Dürftiges darin, nicht als ob die Base Katharina leiblichen Hunger litt, wohl aber wie ein Gesicht aussieht, das ein Kummer zu einer schmalen Herbheit zusammengedrückt

hat. Sie trug eine weiße Haube, von der das gelbe Gesicht scharf abstach, und just so scharf sonderte sich das harte Braungelb der hageren Gelenke und Hände, die auf der Decke lagen, von dem Weiß der Hemdärmel.

„Wenn jetzt dann geredet ist zwischen mir und — und dem Wilhelm, dann wirst gehen?“ sagte die Base. Ihre spröde Stimme stand in seltsamem Einklang zu der abgemagerten Gestalt.

„Ja,“ sagte Verena; „zu den Brüdern will ich heim.“

Die Base spreizte die dünnen Finger, als wollte sie nach dem Mädchen fassen, legte sie aber dann nur zitternd ineinander. „Da wird es recht gehen bei uns,“ sagte sie; „ich im Bett, der — der Wilhelm — wie soll der Gedanken haben! — Hast recht, geh nur — so siehst nicht alles zusammenfallen.“

Die Worte klangen dürr; es lag kein Schluchzen darin; nur die Kinnlade der alten Frau klapperte einmal wie vor Frost. Und das Elend schrie doch aus jedem Ton.

Verena überrann ein Gefühl, als spannten sich ihre Muskeln. Sie empfand, daß sie etwas geworden war in dem Haushalt; sie konnte nicht leugnen, daß er vielleicht in die Brüche ging, wenn sie jetzt wegging. Etwas drängte in ihr. „Ich — ich will nicht gleich fort,“ sagte sie; „ich will noch warten — ein wenig.“

Die Base Katharina nickte eigentümlich, so, als wollte sie sagen: „Das glaubst ja selber nicht, was du sagst.“ Dann drückte sie sich selbst das Kissen noch fester in den Rücken, strich die Decke glatt und sagte: „So soll er jetzt kommen, der Wilhelm.“ Sie saß bolzgerade, als sie das gesagt hatte, und wartete, während Verena den Vetter holen ging.

Wilhelm trat allein bei der Mutter ein. Verena ging in die Nebenstube. Es war ihr, als müßte sie in der Nähe bleiben.

Die Unterredung dauerte lang. Was die beiden sich sagten, konnte Verena nicht hören, wollte es auch nicht. Sie vernahm nur die Stimmen, die dürre, scharfe der Base und die starke, murrende Wilhelms. Es war, als rängen diese beiden Stimmen miteinander, immer und immer wieder; man glaubte zwei Kämpfende aneinander aufstehen zu sehen, von denen keiner wich. Endlich ging das Gespräch in abgehackte, schwere Worte über. Wilhelm sprach allein zuletzt. Er tat kurz nachher die Tür zur Kammer auf, in der Verena stand. „Du kannst hereinkommen," sagte er und drehte ihr den Rücken, sobald sie eintrat. Ans Fenster ging er und stand dort, auf die nächsten Dächer starrend. Der schwere Mensch mit dem hohen Rücken nahm fast, die Scheiben verdeckend, das Licht aus der Stube.

„Er will die Hochzeit gleich auskündigen lassen," sagte die Base.

Verena nickte nur. Die Base aber, die noch immer steif und eigenwillig im Bett saß, fuhr fort: „Er kann nicht warten, bis ich tot bin."

„Ihr müßt nicht —" wehrte Verena und trat zu ihr, wunderte sich dabei, daß Wilhelm am Fenster sich nicht auffahrend umwendete. Er stand dort wie ein störrischer Klotz.

„Es hätte doch nicht lange mehr gedauert," sprach die Base in ihrem bitteren, knappen Ton weiter. Und dann: „Nun, es ist Platz im Haus. Hierdrinnen braucht nichts anders zu werden. Er weiß auch, daß er mir nichts Neues hereinbringen soll."

„Ihr braucht nicht Angst zu haben," knurrte Wilhelm, ohne sich umzusehen.

Die Base sah Verena mit ihren faltenumzogenen Augen an. „Wenn du noch bei mir bleiben könntest, bis — es — du weißt ja, daß es nicht mehr lang' — gehen wird mit mir."

Die Bitte klang nicht dringend, fast gleichgültig. Es schien in diesem Augenblick, als hätte die Base einen Schlag vor den Verstand erhalten, so eintönig und teilnahmlos sprach sie.

Wilhelm stopfte die Hände in die Taschen und wendete sich jetzt. „Eigentlich nichts mehr verloren habe ich hier," sagte er und ging mit bleichem, trotzigem Gesicht aus der Stube.

„Er will katholisch heiraten," sagte die Base, als er hinaus war. Ihre Aufrechtheit hatte noch standgehalten. Jetzt verzog sich ihr Gesicht. Langsam kroch das dünne Blut in ihre faltigen Wangen. „Vor dem Antistes schäme ich mich," stieß sie plötzlich heraus. Dann schlug der steife Rücken auf einmal in die Kissen zurück. Sie drehte sich gegen die Wand. Vielleicht war ihr das von allem Bitteren das Bitterste, daß er seinem Glauben abtrünnig war, der Wilhelm.

Verena fand kein Wort, sie setzte sich ans Fenster, dorthin, wo eben noch Wilhelm gestanden hatte. Eine lange Weile war es still in der Stube. Und weil kein Wort gesprochen wurde, kamen die Gedanken. Verena hatte die vergangene Nacht sich zurechtgelegt, wie ihr Leben sich plötzlich gewendet hatte. Jetzt kam ihr alles klarer und einfacher zurück. Den Wilhelm, den Bräutigam hast verloren! Begreife es! Kein Marckten gibt es und keinen Zweifel! Er schiebt dich beiseite wie ein Stück Holz. Nicht einmal große Reue hat er darüber. Er sollte dich nicht reuen, der leichtlebige schwache Mensch! Und doch reut er dich.

„Vrene!" stöhnte die Base vom Bett her. An ihrem Keuchen merkte das Mädchen, was kommen

wollte. Sie fuhr aus ihren Gedanken und trat ans Bett.

Vielleicht hatte die fürchterliche innere Erregung die alte Frau bisher aufrechtgehalten. Jetzt kam ihr Leiden über sie wie noch nie. Verena eilte vor die Tür und schrie nach der Magd. Zum Doktor sollte sie laufen.

Als der Arzt kam, mühten er und Verena sich stundenlang um die Kranke. Endlich überstand sie auch diesen Anfall. Freilich lag sie nachher wie tot vor Erschöpfung.

Verena aber wußte es nicht anders, als daß sie jetzt bleiben mußte. —

In der nun folgenden Zeit kam eine große Unruhe in das Waserhaus. Die Base hielt ihre Tür wider alles geschlossen, was in die Räume ihres Sohnes Neues kam; Verena aber, die ab und zu gehen mußte, bekam nach und nach alles zu sehen, was sich da begab. Zuerst lief ihr Hilde in den Weg. Verenas Stube und zwei danebenliegende wurden für das junge Paar eingerichtet. Wilhelm kaufte ein, was er neu hineinstellen wollte; vielleicht half ihm die Zerahnin bei der Wahl, da er sonst niemand um Rat fragte. Fast täglich wurde irgendein Möbelstück über die steilen Treppen heraufgeschleppt. Als die Stuben gefüllt waren, kam die Hilde. Sie kam zu Recht; denn gestern hatte ihre Eheverkündigung im Amtsblatt gestanden. Aber sie kam nicht siegesbewußt. Sie begegnete Verena, als diese just aus dem Hause gehen wollte, um eine kleine Besorgung zu tun. Aus der Backstube trat sie. Als sie Verena erblickte, streckte sie unwillkürlich die Hand aus und stammelte: „Fräulein —“

Verena übersah ihre Hand. Da zog sie sie hastig und erschreckt zurück. So furchtsam stand sie dann da, daß sie der andern fast leid tat.

„Ist er — ist er oben, mein Bräutigam?" fragte sie.

„Ich weiß nicht," antwortete Verena.

„Ich soll sehen kommen, wie alles eingerichtet ist," fuhr Hilde mit unsicherer Stimme fort. Verena aber hielt sich nicht auf, nickte und verließ sie. Nachher sah sie noch lange Hildes weißes erschrockenes Gesicht vor sich, und es tat ihr leid, daß sie ihr nicht ein gutes Wort gesagt hatte.

Mit mehr Geräusch als die Tochter kam die Zerahnin ins Haus. Sie kam, wie sie drüben in ihrem Laden saß, in einem schleppenden Kleide von auffallender, etwas verschossener Farbe. Das Kleid rauschte, wenn sie ging, und sie hatte in ihrem Wesen etwas Marktschreierisches, obwohl sie ganz gemessen und vornehm tat. Sie war von hoher, schlanker Gestalt; ihre Züge waren noch immer schön und ebenmäßig; nur die Nase war spitz und rechthaberisch. Ihr schönes, volles weißes Haar glänzte fahl, während sie durch das düstere Treppenhaus hinaufstieg. Auch sie kam die neue Wohnung ansehen. Wilhelm empfing sie. Es schien ihm nicht ganz wohl zu sein bei dem Besuch; er machte ein hilfloses Gesicht. Die Zerahnin achtete nicht darauf, tat, als ob sie zu Hause wäre, sah sich in jeder Zimmerecke ein dutzendmal um, wollte das so haben und jenes so und regierte so lange, bis aus Wilhelms Unbehagen eine merkliche Ungeduld wurde. Er schnitt mehrere ihrer Bemerkungen mit einem kurzen: „Es wird schon recht werden," ab und pflanzte sich so lange neben der Türe auf, bis die redselige Frau merkte, daß er sie ihr zeigen wollte. Sie errötete, aber es schien ihr daran zu liegen, ihn bei Laune zu erhalten, und sie trat auf die Schwelle. Dann brach einer ihrer Wortschwälle über ihn herein: „Deine Mutter möchte ich doch sehen — das gehört sich doch —, wir kennen einander noch nicht einmal!"

Er trat unwillkürlich vor die Tür, die zu seiner Mutter Stube führte. „Sie ist zu krank! Daß sie nicht zufrieden ist, wissen Sie auch!" Er sagte das plump und schroff.

Die Zerahnin fand für gut, nicht weiter in ihn zu dringen. Innerlich war sie zufrieden: Gut machte es die Hilde! Sie setzte ein freundliches Gesicht auf. „Grüß sie mir, die Mutter!" sagte sie. Dann stieg sie mit ihm die Treppe wieder hinab.

Frau Katharina und Verena hatten das laute „Grüß sie mir!" gehört, das sie vor ihrer Tür gesprochen hatte.

„Hörst, wie die Fremden ins Haus kommen?" sagte die Base. „Im Grab wird er sich umdrehen, der Vater!" —

Von da an gingen und kamen die Zerahns täglich ein paarmal, die Frau laut und großtuerisch, die bleiche, weißblonde junge gedrückt, scheu, gleichsam auf den Zehen gehend. Die letztere trat einmal unter die Tür einer ihrer neuen Stuben, als Verena in den Flur kam. Es sah aus, als hätte sie auf sie gewartet.

„Fräulein!" flüsterte sie.

Verena wandte sich um. Die andre stand so hilflos dort, daß sie nicht anders konnte und zu ihr ging. „Sagen Sie mir," bat Hilde zwischen Schlucken und Weinen, „darf ich nie zu ihr, zu seiner Mutter?"

Verena sah einen Augenblick an den Boden. „Was brauchst ihr zu antworten, was geht sie dich an!" durchfuhr es sie. Aber sie war nicht klein, die Verena. Ruhig blickte sie auf. „Sie müssen Geduld haben," sagte sie, „mit der Zeit — — —" Und ohne zu vollenden, ging sie.

Hilde sah ihr mit schwimmenden Augen nach.

Am gleichen Tage kam der Antistes die kranke

Frau Katharina besuchen. Er kam, weil Verena ihn im Auftrage der Base zu kommen gebeten hatte. Verena, die ihn ins Krankenzimmer führte, ließ ihn mit der Base allein und trat in die Wohnstube hinüber, wo sie arbeitete. Nach einer Weile trat er plötzlich auf die Schwelle der beiden Stuben. Er hielt den Hut in der Hand und schien bereit, zu gehen. Verena fuhr vom Stuhle auf, um ihn hinauszugeleiten. Aber er zögerte und maß sie mit einem scharfen Blick, so daß sie fast erstaunt ihn ansah. Seine strengen, grauen Augen, die wie Lichter zwischen den elfenbeinfarbenen Dreiecken der Lider standen, hafteten auf ihr. „Sie haben jetzt eine schwere und schöne Aufgabe," sagte er. „Seien Sie die Brücke, auf der in dieses Haus und zwischen Mutter und Sohn wieder Frieden kommen kann."

Sein Blick sagte fast noch mehr als seine Worte. Sie las daraus, daß er wissentlich ein Opfer von ihr forderte und ihr die Kraft zutraute, es zu bringen. Und es war sonderbar, daß auch eine Art Stärke sie durchrieselte, während er sie anblickte.

„Ich bleibe schon bei ihr, bei der Base," sagte sie.

Der Antistes nickte. Er stülpte den schwarzglänzenden Hut auf die ehrwürdigen Locken, ließ sie bis zur Türe mitgehen, grüßte dort sie und die Base mit einer spärlichen Freundlichkeit und ging. Mit einer Handbewegung hieß er Verena, die ihm folgen wollte, im Zimmer und bei der Kranken bleiben.

6

Das war eine stille Hochzeit. Zumal im Waserhaus merkten sie wenig davon, daß Wilhelm heiratete. Er kam am frühen Morgen — es war noch kaum Tag — in seiner Mutter Stube und steckte in einem

neuen schwarzen Anzug. Er sah gut darin aus, hielt sich stattlicher als sonst, weniger vorn eingebückt. Sein blondes gewelltes Haar und die gesunde Farbe seines Gesichtes wurden durch die feierlichen schwarzen Kleider schön hervorgehoben. Die Base schüttelte den Kopf, als sie ihn ansah. In diesen Kopf wollte es nicht hinein, daß der stattliche Mensch sich an eine wegwarf, die nicht zu ihm paßte.

„Heute gilt es," sagte Wilhelm. Er lachte ein wenig; es lag ihm daran, ein gutes Wort mit auf den Weg zu nehmen.

„Will's Gott, reut es dich nie," sagte die Mutter. Sie gab ihm die dürre Hand und von den Augen rannen ihr zwei dünne Tränenstreifen über die faltigen Wangen. Weil er im Innersten gutmütig war, wurde auch ihm der Blick feucht. Er wendete sich ab und wollte gehen. Da merkte er erst, daß die Verena hinter ihm stand. Er errötete jäh; in diesem Augenblick fiel ihm doch ein, daß er der bitter unrecht getan.

„Ich wünsche dir Glück," sagte sie. Sie gab ihm die Hand nicht; beide Arme hingen ihr schlaff am Kleide nieder, und sie war sehr bleich; aber er fühlte doch, daß sie ernstlich und von Herzen meinte, was sie sagte.

„Ich danke dir," sagte er und wandte sich der Türe zu. Der Kopf hing ihm jetzt wieder auf die Brust. Es drückte ihn doch, daß nicht alles recht war an diesem Tage. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sah Verena an. Er wollte etwas sagen, das schwer aus ihm herauskam; so räusperte er sich zuerst. „Gelt," stotterte er dann — „im Geschäft — weil ich nicht da bin —"

Verena half ihm. „Ich will nachsehen im Geschäft, heute," sagte sie. Da trat er vollends aus

der Stube. „Dank," murmelte er noch einmal kurz und trocken.

Diesen ganzen Tag brachte Verena wieder im Laden und in der Backstube zu, wo sie so lange nicht mehr gewesen war. Bei der Base saß eine Mieterin aus dem unteren Stock, eine alte Jungfer, die schon hie und da bei ihr gewacht hatte. Eben als Verena am Abend die Ladenkasse leerte und zuschloß, kamen die Neuvermählten heim. Ein Wagen brachte sie. Es regnete, und im Hausflur war es dunkel. So tat Verena, die sie hat kommen hören, die Backstubentür auf und hielt ein Licht hoch. Die junge Frau stieß soeben hastig die Haustür auf. Sie hatte ein weißes, schönes Kleid an, dem man ansah, daß eine geschickte Hand es gearbeitet hatte. Eine große Dame hätte sich seiner nicht zu schämen brauchen. Der Hilde mit ihrem farblosen, zarten Gesicht stand es wunderbar gut. Das Herz wurde dem warm, der sie ansah. Als sie Verena erblickte, machte sie ein trübes Gesicht. „Es regnet so," sagte sie; es war, als ob sie meinte: es regnet Unglück.

Die Hausleute hatten den Wagen anfahren hören. Oben gingen ein paar Türen. Eine Anzahl Köpfe sah aus jedem Stockwerk über das Treppengeländer nieder.

Jetzt trat auch Wilhelm ins Haus. Er schien seiner Beine nicht mehr ganz sicher zu sein. Sein Gesicht war rot und glänzte. „Guten Abend!" sagte er. Dann wandte er sich an seine Frau, sagte: „Geh jetzt!" und winkte mit dem Kopf nach der Treppe. Dabei lachte er und gluckste einmal. Als sie dann hinaufgingen, stolperte er zuweilen; man hörte das schwere Anschlagen seiner Schuhe.

Die Leute, die neugierig nach ihm ausgeguckt hatten, verschwanden, bevor er herankam. Sie wußten

nicht, was sie aus der Sache zu machen hatten: mit der einen versprach er sich, die andre nahm er zur Frau, der Wilhelm Waser!

Am nächsten Morgen ging alles seinen gewohnten Gang; nur daß ein stiller, kindischer Mensch, die Hilde, mehr im Hause war.

„Wie ist sie?" fragte die Base Verena. Diese sah sie gerade und ehrlich an. „Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, daß sie es gut meint."

Die Base wollte nicht mehr wissen.

Die Zeit schwand dann, aber die kranke Frau tat der Schwiegertochter die Tür nicht auf. Diese gewöhnte sich allmählich daran. Sie war keine, die einen eignen Willen hatte oder gar die Kraft, solchen zur Geltung zu bringen. So zimperlich, wie ihr ganzes Wesen war, griff sie auch ihr neues Leben an. Zuvörderst hatte sie das Lachen, gleich dahinter das Weinen. Wenn etwas nicht geraten wollte, lachte sie; sah sie einen, der nicht mit ihr lachte, so stiegen ihr die Tränen auf. In ihren drei Stuben kam sie so leidlich zurecht, da die Friederike, die Magd, ihr Hand reichte. Hatte diese einmal anderswo zu tun, konnte die Hilde mit der Arbeit nicht fertig werden. Im Laden, wohin Wilhelm sie gleich nach der Hochzeit setzte, ging es schlimmer. Sie hatte keine Gedanken für die Preise, kein Gedächtnis für die Benennungen der Brote, und wenn sie eines vom Gestell herabzulangen hatte, so ließ sie es regelmäßig mit lautem Klatsch zu Boden fahren, weil sie so geziert danach griff, als fürchtete sie das bißchen Mehl, das ihr dabei an den Fingern blieb. Wilhelm trat dann aus der Backstube, hatte einen roten Kopf und murrte ein barsches: „Paß doch auf!"

Das genügte, um zu veranlassen, daß ihm seine Frau vom Ladentisch weg und hinauf in die Woh-

nung lief, um zu flennen. Er aber war weder ein Feiner noch ein Geduldiger. Zweimal ging er ihr nach und ließ ein Donnerwetter über sie los, daß die Base nebenan in ihrem Bett aufschreckte.

„Hörst?" sagte sie das zweitemal zu Verena. „Da ist der Frieden schon entzwei."

Beim drittenmal nahm der starke Mensch, der Wilhelm, sein Weib am Handgelenk und führte sie mit Gewalt dorthin zurück, von wo sie gekommen war — in den Laden. „Sei kein Narr, da bleibst!"

Die Kunden wunderten sich nachher, daß die junge Waserin immer vor sich hinschluchzte, während sie bediente. Guten Willen aber hatte die Hilde doch. Wenn sie etwas recht hatte machen können, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf. Sie hatte nur wenig Kraft zum Rechtmachen. Dann kamen auch nach wenigen Wochen schon ihre schweren Tage. Es wollte nicht lange mehr dauern, bis ihre Zeit kam. Und sie war wehleidig, strengte sich nicht an, ließ gleich alles hangen. Wilhelm schimpfte und fluchte. Nachher ließ er sie gewähren und tat im Geschäft selbst, was ihr obgelegen hätte.

In diesen Tagen war es, daß er der Zerahnin die Tür wies. Diese steckte seit der Hochzeit mehr bei der Tochter als in ihrem Modewarenladen, versuchte in den Bäckerhaushalt hineinzuregieren und holte bei dem Schwiegersohn auch zweimal das, was bei ihr keinen Halt hatte — Geld. Wilhelm gab das Verlangte, das erstemal überrumpelt, mit einer gewissen Bereitwilligkeit, das zweitemal zögernd, mürrisch. Beim drittenmal stieg ihm das Blut bis unter das blonde Haar. „Gib mir erst wieder, was ich dir vorher geliehen habe," sagte er zu der aufgeputzten Frau, die vor ihm stand. Es glomm ein böser Zorn in seinen Augen.

Die Zerahnin legte ein freundliches Mäntelchen um. „Ich kann jetzt nicht,“ sagte sie ruhig und süß; „ich muß auch das Geld notwendig haben.“

„Wie viel sagst?“ fragte Wilhelm.

„Tausend,“ sagte die Zerahnin etwas gedrückt.

Wilhelm drehte ihr wortlos den Rücken. Aber sie kam ihm nach. Jetzt flennte sie. „Vergeltstagt*) werde ich,“ platzte sie heraus, „wenn du mir nicht hilfst.“

Da sah er sie einen Augenblick an, als ob sie ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Dann trat er hinter den Tisch in der Backstube, so daß der zwischen ihm und der Schwiegermutter zu stehen kam. „Da,“ sagte er und strich mit dem Daumen heftig und lang über die Tischplatte, als zeichne er eine Grenze. „Da bist du und da bin ich. Was dich angeht, geht mich nichts an und umgekehrt. Jetzt weißt es.“

Die Zerahnin wurde bleich. Sie hatte eine gute Meinung von sich und wußte vor heimlichem Zorn keine Worte. Tragödinenhaft warf sie den Kopf hoch und rauschte in ihrem Schleppkleide durch den Laden hinaus. Dabei vergaß sie, daß es nach dem Abgang schwer war, wiederzukommen, lernte es aber später. Sie geriet bald in Zahlungsschwierigkeiten. Der Bankrott kam wirklich. Der Schwiegersohn aber kümmerte sich nicht darum und verbot ihr, als sie ihn drängte, sein Haus.

Verena staunte zu dieser Zeit über den Vetter Wilhelm, daß er standhaft war und sich in die schiefe Sache der Zerahnin nicht einließ. Sie sah, wie er von Anfang an der fremden, großtuerischen und hohlen Art der Zerahnin gegenüber seine eigne bürgerliche Geradheit und Schlichtheit festhielt, sah letztere auch

*) = bankrott.

neben dem zimperlich-kindischen Wesen der jungen Frau, schwerfällig, aber gesund, mehr als bisher hervortreten und dachte gut von ihm darob. Freilich konnte sie sich auch das andre nicht verhehlen, daß Wilhelm langsam ein inneres Mißbehagen anzukommen begann, weil er mehr und mehr erkannte, wie er für die ernstere Lebensseite an seiner Frau keinen Kameraden gewonnen hatte. Er sah in Haus und Geschäft vieles vernachlässigt, was zu der Mutter und Verenas Zeiten in Ordnung gewesen, und er war nicht der Mensch, seinen Aerger darüber mit dem Entschluß zu schlagen, aus der Hilde das noch zu machen, was sie nicht war. In seiner Mißstimmung gebrach ihm die gewohnte Arbeitslust. Er lief mitten am Tage und häufig abends ins Wirtshaus und blieb lange fort. Wenn er spät in der Nacht heimkam, hörten die drei Frauen, die sich um sein Geschick kümmerten, ihn unsicher und geräuschvoll über die Treppe tappen und wußten, wie er die Zeit verbracht, selbst wenn er nicht am andern Tage mit fahlem Gesicht und hängendem Kopf herumgegangen wäre.

Verena sah zu und hatte dabei seltsame und einander widerstreitende Gedanken. Manchmal tat ihr die junge Frau leid, die in den ersten Wochen ihrer Ehe schon verlassen zu Hause saß. Häufiger aber grollte sie ihr darum, daß sie den Mann nicht zu halten verstand. Dabei und während Wilhelm es zusehends schlimmer trieb, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Ihr war, als müßte sie gefesselt zusehen, wie einer ertränke. Sie fühlte die Kraft in sich, Wilhelm zu lenken und gegen seine eigne Schwäche zu stützen. Sie kannte seinen guten Kern, traute sich zu, das Gute in ihm, die Arbeitskraft und die Arbeitslust, anzufachen und durch seine Freude am Gedeihen seines Tagwerkes sein zeitweiliges Lahm- und Lässig-

werden zu besiegen. Eben aber, weil sie ihn verstand und durchschaute, brannte ihr das Herz, daß sie nicht den kleinsten Teil an ihm hatte. Und aus dem Schmerzempfinden, daß sie ihm keine Freundschaft halten durfte, wuchs unwillkürlich das Leid darob, daß er ihr verloren gegangen war, neu und größer empor. Die Erinnerung an den Abend mit ihm auf dem See, der der eine Abend in ihrem Leben war, kam ihr häufiger als je zurück. Sie war nicht alt genug, um nicht Heimweh nach dem zu empfinden, was damals gewesen war. Und es war vielleicht, daß sie an Wilhelm nie fester gehangen als in diesen Tagen, da sie als fast eine Fremde zur Seite seines Weges stand.

Einmal eines Abends, da die Sonne über den grünen Hügeln stand, die im Westen den Stadtbann säumten, und ihr Licht sanft und reich über Dächer und Zinnen, nieder in Gassen und hinein in goldschimmernde Fenster der Stadt floß, waren die innere Unruhe und ein unbestimmtes Glückverlangen in Verena so mächtig, daß sie es auf ihrem Platz am Fenster in der Stube der Base nicht aushielt. Sie legte die Arbeit weg. Die Kranke schlief; sie schlief jetzt viel und war kindhaft mager und schwach geworden. Im Aufstehen kam Verena eine Sehnsucht an, einen Augenblick in Luft und Sonne sich zu ergehen. Sie gab dieser nach, bat im Vorbeigehen die Mieterin im zweiten Stock, auf eine Viertelstunde zur Base zu gehen, und lief dann barhaupt, wie sie stand und ging, hinab und hinaus in die Gasse. Das Leben in dieser und in den Straßen war nicht minder laut als sonst, aber es lag selbst über dem Lärm und Gewoge etwas Dämpfendes, Edleres und mochte in dem leisen Glanz liegen, den der scheidende Tag in Stadt und Menschentreiben warf. In einem geschäftig-raschen Gang — es litt sie nicht, irgendeinem zu zeigen, daß

sie müßig sich erging — wendete sich Verena die nächste Gasse hinan und kam auf den Münsterplatz, den stillere Häuser säumten, aus dem aber in der Mitte des Frankenkaisers zweitürmige Kirche dunkel und ernst sich erhob. Sie streifte über den Platz und zu einer der braunen, schweren Eichentüren des Münsters hin, die sie öffnete. Ohne zu beten oder das Bedürfnis nach einem Gebet zu haben, stand sie dann inmitten der Säulenreihen des Schiffes. Durch die höchsten Fenster fiel auch hier das reiche Abendlicht, aber in der Tiefe und zwischen den schwarzbraunen Bänken war es düster. Es schien niemand nahe zu sein. Verena aber meinte, sehen zu müssen, daß der Antistes drüben auf die Kanzel trete, dessen Strenge in die strenge Schmucklosigkeit des großen Gotteshauses paßte, und irgendwie, als ob jener zu ihren Häupten predigte und tröstete, erstarkte sie innerlich, richtete sich unwillkürlich höher auf und nahm, als sie gleich darauf das Münster verließ, aus der starken steinernen Halle eine neue Kraft in sich mit fort, die ihr mehr Ruhe gab, als lange in ihr gewesen.

Als sie nach Hause kam und an der Backstube vorüber die Treppe erreichen wollte, hörte sie drinnen Wilhelms erregt scheltende Stimme. Ein Stuhl flog zur Seite. Dann fuhr die Tür auf und Wilhelm trat heraus. Sein Kopf war rot; das blonde Haar stand flachsgelb von der heißen Stirn ab. Die nackten Arme, an denen die Hemdärmel aufgekrempelt waren, warf er hin und her. „Keine Ordnung ist nirgends," schrie er nach seinen Gesellen zurück, die in stierhaft störrischer Haltung ihre Arbeit weitertaten und seine Worte über sich ergehen ließen. „Immer mehr zu tun gibt es," schimpfte er weiter, „und niemand hilft einem aus. Bei Gott, nicht überall sein kann ich, im Laden, in der Backstube und im Holzkeller!"

Als er Verena, die sich abgewendet hatte und langsam über die Treppe hinanstieg, erblickte, schien ihn der Zorn von neuem zu packen. „Ein Haufen Frauen im Haus," schalt er blindlings, „und keine reicht einem eine Hand."

„Was ist denn?" fragte Verena. Sie stand still und sah ihn ruhig an. Unter ihrem Blick kühlte er ab.

„Drunter und drüber geht es," murrte er zänkisch, „und schon die ganzen Tage her. Wie soll die Friederike, der alte Mensch, allein fertig werden im Laden! Not täte es, daß ich selber den ganzen Tag dort stünde, aber ich kann nicht, bei Gott nicht, wenn nicht dafür hinten alles zum Teufel gehen soll."

Verena wollte ihn nach seiner Frau fragen, die nirgends zu sehen war, aber sie besann sich und es schien ihr unter ihrer Würde, sich durch die Frage selbst eine Genugtuung zu geben. Sie stieg eine Stufe der Treppe tiefer. Die ganze frohe Ruhe war noch an ihr, die in der Kirche über sie gekommen war. Aus dieser heraus und mit einem Klang der Stimme, der allein schon wie herzhafte Hilfe war, sagte sie: „Du brauchst es nur zu sagen; man hat dir noch immer geholfen, wenn du Hilfe gebraucht hast."

Es war ihr bekannt, daß das Geschäft seit einiger Zeit einen starken Aufschwung genommen, insbesondere infolge Eingehens einer alten Bäckerei in der Nähe. Sie begriff also, daß Wilhelm allein auf die Dauer nicht Herr werden konnte. „Ich gehe nach der Mutter sehen," fuhr sie fort. „Schicke mir die Friederike. Nachher will ich in den Laden kommen."

Er murmelte etwas. Vielleicht hatte er selbst nicht diesen Ausgang beabsichtigt und erwartet und war erstaunt darüber. Ohne Dank ging er zu seinen Gesellen zurück.

Verena begab sich nach einer Weile in den Laden.

Die Arbeit ging ihr leicht von der Hand. Die Kunden drängten sich zeitweise, aber sie bediente einen nach dem andern in einer ruhig-freundlichen Art, so daß keinem das Warten lang wurde. Wilhelm blickte zuweilen nach ihr hinüber. Einmal schnaufte er tief auf, als durchfahre es ihn: „Gottlob, jetzt geht es wieder!"

Später kam Hilde herab. Sie trug sich schwer, sah krank aus, und manchmal ging es wie ein ängstliches Zucken durch ihre Züge. In ihr ausdrucksarmes Gesicht trat ein großes Staunen, als sie Verena im Laden fand. Sie stellte sich eine Weile zag in eine Ecke und sah dem Mädchen zu, wie es des Amtes waltete, das ihr zustand. Einmal langte sie Verena ein Brot her aus einem Gestell, das ihr nahe war. Darauf kam sie einen Schritt näher und sagte in neidloser Bewunderung: „Wie das Ihnen von der Hand geht, Fräulein!"

Verena lachte leise: „Ich habe das lange gelernt," sagte sie.

Auf einmal stand Wilhelm hinter ihnen und polterte: „Was tut ihr wie Fremde. Könnt ihr nicht ‚du' sagen zueinander!" Er drehte sich ab und ging, woher er gekommen war. Hilde war rot geworden und stand in peinlicher Verlegenheit da. Verena behielt den stillen Ausdruck in ihren Zügen, tat ihre Arbeit und sagte: „Er hat recht; verwandt sind wir, so können wir auch ‚du' sagen."

Einen Augenblick später gab sie selber das Beispiel. „Reich mir die Tüten dort, Hilde," sagte sie und hatte auf einmal den Ton gefunden, der beiden über eine peinliche Stunde hinweghalf.

Der Abend blieb nicht der einzige, an dem Verena im Laden mitzuhelfen hatte. Weil sie sah, daß es nottat, kam sie wieder und wieder und es machte sich

ohne Abrede, ja, ohne daß sie oder Wilhelm dazu kamen, sich darüber Gedanken zu machen, daß sie in seinem Geschäft allmählich alles das wieder übernahm, was früher ihre Aufgabe gewesen.

Indessen lag oben die Base kränker und matter. Der Doktor kam täglich. Als er eines Morgens weggegangen war, trat Verena zu Wilhelm in die Backstube. „Du solltest häufiger zur Mutter gehen," sagte sie mit nicht ganz fester Stimme. Vielleicht hast du sie nicht mehr lange."

Er erbleichte. Gleich nachher ging er hinauf und saß lange bei der hageren elenden Frau, die ihn über vieles fragte, vom Geschäfte wissen wollte, von dem und jenem, von Nachbarschaft und Bekanntschaft, und ihm dabei, als hätte sie ihren Groll vergessen, einmal mit kraftloser und verrunzelter Hand in unbewußter Zärtlichkeit über seinen Arm strich. Aber nach seiner Frau fragte sie ihn nicht.

7

Spät an einem Abend im Mai kam die Base Katharina ins Sterben. Vor ihrem Fenster standen ein paar Blumentöpfe und hingen voll Bluft, Fuchsien und Geranien. Sie waren wie verloren zwischen den kahlen Mauern der engen Gasse, aber wenn einer, der unten vorüberging, den Hals genug reckte, so daß er das blühende Fenster sah, schien ihm das dunkle, unschöne Haus wärmer als die andern.

Verena saß allein bei der Base, weil sie es verlangte. „Bleib bei mir, du," hatte sie gesagt, als Verena zu Bett gehen wollte. Ihre Hand faßte die Verenas und drückte sie fest und krampfhaft.

„Was habt Ihr?" fragte Verena.

„Nichts andres," gab sie zurück. Dabei atmete sie mühsam.

Verena kam aber doch die Angst an. „Soll ich den Doktor holen lassen?" fragte sie.

Die Base schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Den Wilhelm?"

„Nein," keuchte die Base. Dann verharrten sie lange ohne ein Wort zu sprechen. Die Dunkelheit kam über sie.

„Mach kein Licht," gebot die Kranke.

Wenn Verena über ihren Stuhl und durchs Fenster schaute, standen ein paar Sterne über dem Zinnengeländer des Nachbarhauses. Es sah aus, als säßen Glühwürmchen auf der Eisenstange. Um das Fenster huschte es wie Schatten. Ein warmer Wind wehte die hängenden Blumen auf und nieder.

„Ist er drüben, der Wilhelm?" fragte plötzlich die Base.

„Ich weiß es nicht," gab Verena zurück und wußte es doch. Seit zehn Tagen war er abends kein einziges Mal daheimgeblieben.

Die Kranke schien sich zu besinnen, setzte dann zum Reden an, aber ihr Atem keuchte und reichte zu Worten nicht hin. Dann begann die Erstickungsnot. Es war nur ein kleines Plänkeln gegen früher; die Base war schwach. Der Atem flackerte. Ein Zucken ging durch das hagere Gesicht; auch die Hand, die noch immer in der Verenas lag, zuckte und verlor die Kraft. Verena beugte sich nahe zu ihr.

„Base!" sagte sie hastig.

Da kam ein Gurgeln aus der Brust der Kranken. Der Oberkörper sank seitwärts. Verena lief nach Licht und riß das Fenster auf, damit Luft hereindringe. Der Wind sprang gierig durch die Oeffnung, hob ein paar Fuchsienzweige und schlug sie herein, daß sie

winkend und zitternd aufs Gesimse hingen. Als es hell war, lag die Base still, seitüber.

„Jetzt — jetzt —“ stammelte Verena. Eine andächtige Scheu kam sie an. Sie brauchte keinen zu fragen, was war, bettete die Base zurecht, strich ihr über die Lider und kreuzte ihr die Arme auf der Brust. Dann ging sie hinaus. Zuerst betrat sie das Zimmer, wo sie Hilde wußte. Sie glaubte, sie schliefe, aber sie saß noch auf und strickte an einem Kinderjäckchen.

„Erschrick nicht!“ sagte Verena. Dann fragte sie: „Wo ist dein Mann?“

„Im Turnverein.“

„Einer der Gesellen muß ihn holen. Seine Mutter — ist gestorben.“

Mit diesen Worten verließ Verena die Stube und stieg nach der Gesellenkammer, wo sie einen der Knechte herauspochte. Dann weckte sie die Magd. Als sie zurückkam, wartete Hilde auf der Schwelle auf sie. Sie hieß sie schlafen gehen; denn sie war schneeweiß und zitterte, als ob sie friere.

„Ich warte immer auf ihn, auf den Wilhelm; ich fürchte mich sonst,“ sagte die andre weinerlich. Dann, als Verena zu der Toten zurückging, folgte sie ihr.

„Es ist nichts für dich, sie anzusehen,“ sagte Verena. Aber Hilde schob sie in die Stube und kam nach. So ließ sie sie gewähren.

Dermaßen kam es, daß die Hilde diejenige tot noch sah, die im Leben sie nicht hatte kennen wollen. Halb neugierig, halb furchtsam stand sie am Bett der Base und sah sie an. Ihr Herz klopfte. Vielleicht wurde ihr selbst jetzt noch der große Gegensatz klar, der zwischen ihr, dem zimperlichen Ding, und der war, die mit scharfen, spitzen Zügen, strengem Mund und einer von Sorgen wolkigen Stirn vor ihr im Bette

lag. Es war, als ob die Base Katharina betete. Sie hielt die Arme gekreuzt. Hilde drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß jene in der Kirche so ausgesehen haben mußte, und auch das befremdete sie wieder. Wilhelms Mutter hielt keinen Rosenkranz zwischen den Fingern; das ihre war ein schmuckloses Beten. Ihre Frömmigkeit hatte etwas Nacktes, Herbes und Armseliges, darob die junge Frau, die nur den lauten Eifer und das Gepränge ihrer eignen Kirche kannte, erstaunte.

Verena ging ab und zu. Friederike, die Magd, kam, brach in Tränen aus, als sie hörte, was war, und half dann vor sich hinflennend, wie alte Weiber tun, besorgen, was zu besorgen war. Hilde war zur Tür zurückgetreten und sah hilflos zu, wie die andern schafften. „Geh doch zu Bett!" gebot ihr Verena in entschiedenem Ton. Da schlich sie sich hinweg in ihre Kammer.

Bald nachher kam Wilhelm mit dem Knecht. Er sah verstört aus. Verena begegnete ihm im Gang und sah ihn fest an. „Man sollte dich nicht holen müssen um die Zeit," sagte sie. Es konnte es niemand hören als er. Ihm aber schoß das Blut zu Kopf. Sie sah, daß er sich noch schämen konnte.

Am Bett seiner Mutter weinte er, nicht laut, nicht lang, eben ein verbissenes Weinen, wie es Männern eigen ist. Dennoch faßte Verena ein Groll. Das Wirtshaus sah ihm aus den Augen; er roch nach Wein. Sie preßte die Hand zur Faust. Und dann packte sie auch der Groll gegen sein Weib wieder. Daß sie ihn nicht hielt!

Die Nacht verging unter ihrem Hinundher. Wilhelm mußte hinunter an die Arbeit. Mehlbestaubt und erhitzt kam er später, als es heller Tag war, wieder in die Wohnung herauf und trat bei Verena

ein. Er wollte mit ihr von den Geschäften reden, die der Todesfall mit sich brachte. Sie besprachen manches. Er hatte ein mürrisches, übernächtiges Gesicht. Manchmal griff er sich an den Kopf, der ihn schmerzte; einmal fluchte er auch zwischen den Zähnen: „Den Schädel will es mir sprengen."

Verena hatte vor Hohn schmale Lippen, als er das sagte. Sie saß ein gut Stück ab von ihm. Noch lag die Base im Zimmer nebenan, aber sie war doch nicht mehr da und Verena hatte ein sonderbares Gefühl, daß sie nicht mehr zwischen ihnen stand, daß sie mit dem — mit dem Vetter Wilhelm, auf einmal allein war. Als er das von seinem Kopfschmerz sagte, blickte sie ihn an. Sein Gesicht hatte die ehemals frische Farbe nicht mehr; es sah wie leicht gedunsen aus und die Augen schwammen. Verena meinte einen Augenblick, ihn mit beiden Fäusten packen und schütteln zu müssen: „Was machst aus dir, du? Weißt nicht, daß du dich zugrund richtest mit deinem Schlemmerleben!"

Sie schrak völlig zusammen, als er dann weitersprach; aber sie faßte sich rasch. Sie ordneten noch dieses und jenes. Wilhelm schrieb sich eine Anzahl Besorgungen auf, die er nachher tun wollte. In allem fragte er Verena um Rat. „Meinst, so sei es zu machen? Oder so?" Zuletzt sagte er: „Meinst, haben wir alles jetzt?"

„Ja," gab Verena zurück.

Da stand er auf. „Ich will mich anziehen," sagte er, „dann gehe ich".

Als er die Stube verlassen hatte, saß Verena bleich und mit roten Augen da und sah an die Wand, ohne die Wand zu sehen. Gerade jetzt, da er gegangen war, fiel ihr ein, daß die Reihe, zu gehen, auch an sie kommen mußte. Die Base war tot! Der

Vetter Wilhelm hatte eine Frau. Sie, Verena, hatte im Hause nichts mehr zu suchen! Seine Frau! Ja — wohl — sie saß drüben in ihrer Stube und strickte an ihrem Kinderjäckchen und zitterte vor Angst vor dem, was an sie kommen wollte. Eine große Hilfe hatte er nicht an seiner Frau, der Vetter Wilhelm!

Verena sagte sich das ohne Bitterkeit. Aber — sann sie weiter, gehen mußte sie, Verena, doch! Da war nichts andres! Das gab schon ihr Ehrgeiz nicht zu, daß sie blieb! Und was würden die Leute denken! Darum — nach dem Begräbnis der Base morgen — morgen schon! — war es Zeit!

Sie stand auf. Eigentlich tat sie es mit dem Gedanken: ‚Kannst jetzt anfangen, deine Siebensachen zusammenzukramen.‘ Aber beim ersten Schritt, den sie der Türe zutat, kamen über den einen Gedanken schon zwanzig andre. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen. Langsam kam alles, was ihr in diesem Haus lieb gewesen war, und stellte sich um sie auf und sah sie an, als fragte jede Kammer, jedes Hausgerät, jeder Winkel: „Ja, gehst denn, kannst denn gehen?“ Das Unrecht, das ihr geschehen war, war vergessen. Es war nicht mehr, als sei ihr Leben damals schon schwer geworden, als der — Wilhelm ihr das Wort gebrochen, sondern es schien ihr erst jetzt das Schwere und Bittere zu kommen. Der Weg aus dem Hause war ihr ein Biegen um eine schmerzliche Ecke, hinaus ins Ungewisse, ein Aus-dem-Frieden-in-den-Unfrieden treten. Da war auch Wilhelm — der Vetter selber — sie sah ihn ganz deutlich — blond, breitschulterig, mit hohem Rücken und ein am Körper starker und doch schwacher Mensch, aber einer mit einem guten Kern, wenn er nur in die rechten Hände kam! Allein war er nachher der hilflose Mensch! Blindlings würde er in sein Säuferelend taumeln! . . .

Eine Tür ging. Wilhelm kam aus seiner Wohnung. Seine Sonntagsstiefel knarrten. Verena nahm sich zusammen. Jetzt tat er die Tür auf. „Wolltest nicht sehen, daß unten alles recht geht?" sagte er.

„Ich will unten bleiben, bis du wieder kommst," gab sie zurück, worauf er sich wendete und zur Treppe ging. Aber er kam noch einmal zurück. „Ich meine — es wird bald kommen — mit der Hilde," sagte er.

Da sah Verena ihn groß an. Was brauchte er ihr das zu sagen! Sie zwängte ein trockenes „So!" hervor und drehte sich ab.

Nun ging er. Verena aber schalt sich selber, daß sie ihm nicht gleich gesagt hatte: „Morgen gehe ich dann, du!"

Andern Tages begruben sie die Base. Der Antistes hielt ihr die Grabrede. Seine Stimme klang scharf und streng, fast zornig, und sein Blick haftete, solange er sprach, auf Wilhelm, der vornübergebeugt am offenen Grabe stand und nicht aufsah. Es war, als ob der Antistes sagte: „Du hast deiner Mutter schwere Tage gemacht, Sohn!" obwohl er in Wirklichkeit ganz andre Worte sprach. Als er geendet hatte und die Erdschollen auf den Sarg fielen, schluchzte Wilhelm auf. Der Antistes trat zu ihm und gab ihm die Hand. Auch Verena reichte er sie, stumm, nur mit einem Kopfnicken. Dann ging er aufrechten und starken Schrittes hinweg. Das ganze Begräbnis war schlicht und kurz gewesen.

Als der Geistliche gegangen war, wandte auch Wilhelm sich vom Grabe ab. Mit Verena und ein paar entfernten Verwandten, die zur Leichenfeier gekommen waren, stieg er in den Leidwagen. Hilde war nicht mitgekommen. Sie war schwach und müde und konnte nicht gehen.

Wilhelm saß während der Heimfahrt in einer

Ecke des schwarzen Wagens und starrte zu Boden. Er sprach kein Wort; sein Vor-sich-hin-starren hatte etwas Dumpfes. Manchmal schien es Verena, daß es nicht nur Schmerz sei, daß auch eine Art Gedankenschlaffheit ihn so hindämmern lasse. Hie und da versuchte einer oder der andre Trauergast — es war auch einer der Brüder Verenas darunter — ein Gespräch. Es schlief immer wieder ein; das stumme Starren Wilhelms verband ihnen gleichsam die Mäuler. Da fiel Verena ein, daß er immer noch nicht um ihr Fortwollen wußte! Es kam ihr so plötzlich, daß sie sich unwillkürlich räusperte und zum Sprechen ansetzte. Aber sie stockte wieder. Dafür hob ihr Bruder auf einmal an: „So kommst mit am Abend, Vrene?" Sie hatten Nachricht, daß sie zu ihnen kommen wollte.

„Ja," sagte Verena. Es klang zögernd, voll Widerstreben. Als sie es gesagt hatte, sah sie nach Wilhelm hinüber. Der war mit seinen Gedanken weitab und hatte nichts gehört.

Der Wagen rasselte jetzt auf den Pflastersteinen der inneren Stadt. Bald nachher hielten sie am Platz vor dem Waserhaus. Alle stiegen aus. Wilhelm atmete schwer, als zerre er sich mit Gewalt aus einem Taumel. Dann nötigte er die Verwandten, die sich verabschieden wollten, ins Haus. Mit dem Blick bedeutete er Verena, daß sie für Atzung sorge. Es war ihm selbstverständlich, daß er sich immer wieder an sie wandte. Sie ging stillschweigend und rasch, den andern ein Stück vorauf, die Treppe hinan. Da stand oben, schon wartend, die Friederike, die Magd. Sie sah ängstlich darein. „Jesus, seid Ihr lang nicht gekommen," flüsterte sie. „Sie wartet so da drinnen," fügte sie hinzu und zeigte auf die Tür zu Hildes Schlafstube.

„Auf mich?“ fragte Verena. Es war, als ob sie sagte: „Was habe ich mit der zu tun!“

Wilhelm und die Verwandten kamen schon die nächste Treppe herauf.

„Sie wartet und wartet,“ berichtete hastig die Friederike weiter. „‚Wenn nur Brene käme!‘“ jammert sie immer.“

In diesem Augenblick trat aus der Schlafkammer eine ältere Frau. „Wenn Sie doch kommen wollten, Fräulein! Sie verlangt so nach Ihnen,“ sagte sie. Da konnte Verena nicht anders. „Besorge Essen und Trinken für die Männer!“ hieß sie die Magd. Dann ging sie in Hut und Trauerschleier, wie sie war und stand, zu Hilde hinein.

Die lag in den Kissen, bleich, klein, ihr Gesicht war fast so farblos wie das Kissenlinnen. Eine Hilflosigkeit ohnegleichen, ein zitternder, heimlicher Jammer standen darin ausgeprägt. Es war, als blicke sie vorwurfsvoll zum Herrgott auf: „Sieh mich an, du! Was hast du mich ins Leben gesetzt, und gibst mir keine Kraft!“

Als Verena hereinkam, den Hut abnahm und ans Bett trat, hob sie den Kopf. Das Blut kam ihr in die Wangen. Sie brauchte nicht zu sagen, daß sie auf die andre gewartet hätte. Das las sich aus ihren Augen, in die das Wasser schoß. Ihr Mund zuckte; die Brust bäumte sich in einem mühsam verhaltenen Schluchzen auf. Als sie reden konnte, sagte sie: „Gelt, jetzt bleibst da?“

Sie sagte das ein paarmal, abwechselnd mit: „Gelt, gehst nicht fort?“

Wenn Verena es nicht gewußt hatte, so hatte sie jetzt leicht, es zu merken, wie die andre an ihr hing und sich an sie klammerte.

Wilhelm kam nachher herein. „Eben erst hat es

mir die Friederike gesagt," sagte er. Dann trat er an das Bett seiner Frau, tätschelte sie mit seiner schweren Hand und mahnte: „Mach's gut, Frau! Nimm dich zusammen!"

Darauf schien er verlegen um das, was er weiter zu tun habe, schritt auf und ab und verließ bald die Stube wieder.

Inzwischen hatte Verena sich mit der Frau, der Geburtshelferin, besprochen. Die machte ein bedenkliches Gesicht.

„Einen Arzt?" fragte Verena. Die andre nickte.

Drüben im Bett fuhr die Hilde auf. Sie sah mit wilden, erschreckten Augen herüber. „Jesus!" stammelte sie.

Die Frau verließ das Zimmer. Verena kam an das Bett herüber. „Aengstige dich nicht so," sagte sie zu Hilde. Die nahm sich zusammen und faßte einen Rosenkranz und ein kleines Gebetbuch, die vor ihr auf der Decke lagen. Aus dem Buche glitt eine Menge Heiligenbilder, schön und vielfarbig, glänzend und von feinem Papier; aus den Gebetbuchseiten stieg es wie Weihrauchduft. Hilde drehte den Rosenkranz zwischen den Fingern und hob an zu beten, einförmig, aber hastig: „Gegrüßt seist du" und „Vater unser". Zuweilen unterbrach ein Krampf ihr Stammeln; dann stützte sie Verena und hielt sie fest. Es war, als sei sie zwanzig Jahre älter als die Hilde.

Es kamen lange Stunden. Sie waren so voll Qual, daß Verena schauderte und nicht begriff, wie ein Mensch lebte, sie zu tragen. Die Frau war längst zurückgekommen und tat, was sie konnte. Auch der Doktor kam, derselbe, der die Base behandelt hatte, ein alter Herr, dessen Augen etwas müde aus der goldenen Brille sahen. Er schüttelte den Kopf zweimal, dreimal. „Warten, warten," murmelte er, als

er vom Bett wegtrat. Der Atem war ihm kurz dabei, als peinige ihn, der ein ganzes Menschenleben lang Krankheit und Schmerz und Tod mitangesehen, eine sonderbare Angst. Er ging dann eine Weile im Zimmer auf und ab. Verena sah, wie er dabei noch immer manchmal still für sich den Kopf schüttelte. Plötzlich winkte er sie zu sich ans Fenster heran, wo er stand.

„Wenn sie gern einen Geistlichen sähe, die junge Frau," sagte er, „man sollte ihr nicht davor sein."

Verena fragte nicht, ob er so wenig Hoffnung gebe; sie glaubte alles aus seinem Gesicht zu lesen. Sie ging zu Hilde und beugte sich zu ihr, sagte, daß sie nach ihrer Mutter geschickt habe, und wiederholte, was der Arzt gesagt habe.

Hilde hielt noch immer den Rosenkranz fest in den Händen. Sie war erschöpft. „Ich bin lange nicht mehr in der Kirche gewesen," sagte sie jetzt, und leise: „Es wäre mir schon recht, wenn einer käme, einer von ..."

Sie war zu furchtsam, den Wunsch laut zu sagen, daß sie einen Priester ihrer Kirche haben möchte. Verena verstand sie. „Ich will schicken," sagte sie und ging hinaus. Einen der Gesellen sandte sie fort. Sie hätte sich die Mühe sparen können. Die Zerahnin, als sie ankam, brachte schon selber den Pfarrer mit. Sie gab sich gern als fromme Frau.

Die Zerahnin trat hastig in die Kammer der Hilde. Sie war auffallend gekleidet wie immer, ihr Kleid schleppte am Boden, aber als sie den Hut abwarf und ihr schönes weißes Haar frei sichtbar wurde, sah sie fast vornehm aus. Der Geistliche war ein hoher starker Mann, in schwarzem, langem Rock, breitschultrig und mit einem schönen festen Gesicht und hoher Stirn. Seine Züge waren derb und streng, unter den Augen hing die Haut in Säcken, gegen die Nasenwurzel und

von den Mundwinkeln gegen das Kinn liefen scharfe Schnitte. Er begrüßte mit schweigendem Handdruck und einer gewissen Zurückhaltung Wilhelm, der inzwischen wieder hereingekommen war, und den Arzt. Die Zerahnin machte sich mit geräuschvollem Mitleid an ihre Tochter.

Die Stube, die die beiden Betten, einen runden Tisch, Schrank, Waschtisch und einige Stühle hielt, war jetzt so gefüllt, daß die Leute sich drängten. Verena meinte überflüssig zu sein und wollte sich entfernen, aber noch ehe sie an der Türe war, klang schon Hildes angstvolles: „Gelt, gehst nicht fort?“ zu ihr herüber. So blieb sie.

Wilhelm war unruhig. Es bedrängte ihn immer, wenn er jemand leiden sah, und in seiner Art hing er an Hilde. Er setzte sich und stand auf und setzte sich wieder. Als sie seine Angst sah, kam ein kleiner Mut über Hilde. Sie bat ihn zu gehen und wiederholte die Bitte so lange, bis er sich entfernte. Draußen lief er von Stube zu Stube; manchmal kam er und lauschte an seines Weibes Tür.

Inzwischen war der Pfarrherr zum Bette der Hilde getreten, ließ sich daneben nieder und sprach leise zu ihr. Die andern zogen sich ans Fenster zurück. Der Priester hörte die Beichte. Plötzlich schrie das junge Weib auf: „Verena!“

Der Doktor und die Frau eilten zu ihr. Auch die Zerahnin machte sich heran. Verena trat ans Bettende und stützte Hilde, die halb aufgerichtet saß. Fest legte sie die Arme um sie. Ein grausamer Kampf, in dem Sekunden zu Stunden wurden, begann. Die Zerahnin hatte sich in die Knie geworfen, halb sinnlos, und betete; neben ihr kniete der Pfarrherr. Auch er sprach das Gebet. Immer das gleiche, eintönig, eifrig, voll Hast.

Dem Arzt stand der Schweiß auf der Stirn. Verena stand aufrecht am Bett. Sie war jung, die Verena, nicht überkräftig, hatte nicht viel gesehen in ihrem Leben und nicht viel leibliche Qual erduldet, und sie glaubte umsinken zu müssen. Es wollte ihr schwarz werden vor den Augen. Da sah sie plötzlich einen vor sich — den erzenen Mann, drüben am See, den Reformator mit der freien Stirn, mit dem kampfmutigen Blick. Es durchrann sie sonderbar, als gösse ihr einer Stahl in die Adern. Sie biß die Zähne zusammen und stand todfahl aber fest und stützte die Hilde. Der Hochwürdige und die Zerahnin riefen die Muttergottes an, unablässig, brünstig, aufdringlich brünstig. Verena betete nicht. Nur jetzt, als die Hilde kreischte, einen unmenschlichen Schrei ausstieß wie das Tier am Sterben, da sagte die Verena ein einziges kurzes Wort, den Blick zur Diele erhoben: „Herrgott, jetzt ist es genug!“ Aber sie hielt das arme Weib fest umschlungen.

Das hatte einem Kinde das Leben gegeben.

8

Jetzt konnte die Verena nicht fort. Es war unmöglich, aus dem Wirrwarr wegzulaufen. Eine tote Frau, ein kleines Kind im Haus, der Wilhelm in einer Art dumpfen Traumzustands, kein Leiter und kein Meister im Haus! Sie konnte nicht weg, sah ein, daß sie allein den Haushalt zusammenhielt.

Die Hilde war wenige Stunden nach der Geburt des Kindes gestorben, der Arzt hatte es gleich gesagt: „Ihre Kraft reicht nicht aus.“ Das Kind aber lebte.

Wilhelm saß an der Leiche. Zu den Mahlzeiten kam er heraus und hinunter in die Backstube. Er aß wie immer und trank mehr als gewöhnlich, sprach

fast nicht, hing nur den Kopf, wie vor den Verstand geschlagen. Verena sah, wie er aus dem Geleise geworfen war, verkannte auch nicht, daß nicht nur der Schmerz die Dumpfheit über ihn brachte, daß vielmehr der Wein auf ihn wirkte, den er bei den Mahlzeiten wie mechanisch in sich hineingoß. Ein leiser Ekel faßte sie und sie wunderte sich, daß Wilhelm ihr einmal etwas gewesen war. Gleich darauf aber empfand sie einen dumpfen Schmerz. Gleichgültig war er ihr noch immer nicht, der Wilhelm! Und dann wallte der Zorn in ihr auf. O, über diese Stadt! Gesellschaft bot sie und Freuden und Feste, und wenn einer schwach war, vergiftete er sich daran!

Während ihr das alles durch den Kopf ging, stand sie in der Stube der Base und besorgte das Kind, einen Knaben, ein kleines, noch häßliches Geschöpf. Was sie ihm tat, tat sie weder mit viel Freude noch mit Liebe, tat es, weil es zu den Pflichten des Tages gehörte. Das Kind war ihr fremd.

Jetzt ging die Nebentür auf, und Wilhelm kam herein. Er trug noch immer den Traueranzug, in dem er seine Mutter auf den Friedhof begleitet hatte. Er war seither nicht zu Bett und aus den Kleidern gekommen. Im Vorübergehen streifte er mit der breiten Hand über die Decke, unter der, frisch gewickelt, das Kind im Korbbett lag. Dabei schluchzte er, ging wortlos an Verena vorbei und gegen die Tür. Aber plötzlich wandte er sich um und sah mit seinen blauen Augen, in denen noch das Tränenwasser stand, auf Verena. „Gelt, du bleibst da?“ sagte er. Es war das erste klare Wort seit dem fürchterlichen Sterben der Hilde, und er wartete sichtlich mit verhaltenem Atem auf die Antwort.

„Natürlich — — eine Zeitlang,“ sagte Verena.

Er näherte sich dem Bett des Kindes. „Zu dem

wollen wir gut schauen," sagte er und betrachtete das Kleine. Das Wort war unbeholfen, aber eine warme Aufwallung hatte es ihm eingegeben. Treuherzigkeit, die der Kern seines Wesens war, lag ihm in Blick und Gebärde.

Verena sah ihn an. So war er der, dem sie gut geworden war. „Natürlich schauen wir zu ihm," antwortete sie. Dabei näherte auch sie sich dem Korbbett, in dem das Kleine schlief. Dann wallte auch in ihr etwas auf, als hätte sie teil an dem hilflosen kleinen Menschen, der vor ihr lag.

Wilhelm indessen trat hinweg und verließ die Stube. Sie hörte ihn wieder zu seiner toten Frau hinübergehen.

Diese kleine tote Frau legten sie am andern Tag in den Sarg. Es war, als ob sie ein Kind hineinlegten, so schmächtig und leicht war der tote Körper. Wilhelm packte der Schmerz, als er die Tote zum letztenmal sah. „Eine Gute ist sie gewesen," stieß er heraus. Dann erstickte ihm Schluchzen die Rede. Verena, die neben ihm stand, gab keine Antwort. Sie legte die Blumen zurecht, die auf den Sarg sollten, an dem der Schreiner eben den Deckel schloß. Aber sie konnte sein Wort nicht widerlegen. Eine Gute war sie freilich gewesen, die Hilde, ob auch eine, die keinen Ernst hatte und nicht ins ernsthafte Leben taugte.

Eine Stunde später fand das Begräbnis statt.

Von diesem kam Wilhelm ohne Gäste heim, in sich gekehrt, aber helleren Kopfes. Er kleidete sich um und ging darauf an die Arbeit, freilich nicht ohne die Flasche aus dem Schaft gelangt und ein Glas Wein hinuntergestürzt zu haben. Aber er arbeitete rüstig, wie es seine Art war, bis zum Nachtessen, setzte sich nachher hinter seine Geschäftsbücher und schrieb. Verena

schloß den Laden indessen. Dann ging sie nach dem Kinde sehen, bei dem die Friederike saß. Im Davongehen streifte sie den schreibenden Wilhelm mit einem Blick und war neugierig, ob er an diesem Abend zu Hause bleiben würde.

Sie war noch nicht lange oben in der Wohnstube, als sie ihn über die Treppe heraufkommen hörte. Seit er eignen Haushalt geführt hatte, war er nicht mehr so heimisch in der alten Stube. Vielleicht war es darum, daß er anklopfte. „Schläft es, das Kind?“ fragte er leise, als er eintrat. Er trug eine Zeitung in Händen, ging am Korbbett des Knaben, in das er einen Blick warf, vorbei und setzte sich an den Tisch. Die Stehlampe brannte. Er breitete sein Zeitungsblatt aus und begann zu lesen. Nachher setzte sich auch Verena mit einer Arbeit an den Tisch, und dann saßen sie eine ganze Stunde und sprachen kein Wort. Aber Verena freute sich, daß er nicht fortging.

Das erste, was Wilhelm sagte, war: „Ja — ich will einmal wieder schlafen gehen.“ Es war auch das letzte für heute; denn er stand auf, und sie tauschten nur ein „Gute Nacht“, als er ging.

Dann kam der nächste Tag und brachte Pflichten und Arbeit, von beiden so viel, daß Verena kein Gedanke kam, daß sie das Haus hatte verlassen wollen. Wie der erste Tag war, waren die andern; keiner brachte weniger Last. Wochen hindurch kam Verena nicht dazu, darüber nachzusinnen, daß sie im Hause des Vetters, der einmal ihr Bräutigam gewesen, in einer eigentümlichen Lage sich befand.

Wilhelm ging seiner Arbeit nach. Daß er abends oft fortging, wußte Verena; sie sah es in seinem Gesicht; das Schlemmerleben ließ Spuren genug darin zurück. Sie wunderte sich auch gar nicht, daß er ging. Er saß in einem halben Dutzend Vereinsvorständen.

Wenn sie wollte, bewies er ihr Tag für Tag, warum er heute just gehen mußte; es war allemal ein guter Grund da.

Eines Tages kam der Antistes wieder ins Haus, ernst und vornehm wie immer. Er traf Verena beschäftigt, das Kind zu baden. Sie schrak zusammen, als er klopfte, und hatte vor Verlegenheit rote Wangen, als er auf ihr zögerndes „Herein!" eintrat. Sie konnte das zappelnde Kind nicht loslassen; mit der Linken hielt sie es am Halse über Wasser. Die Aermel ihres schwarzen Kleides hatte sie weit zurückgekrempelt, so daß ihre weißen Arme sichtbar waren. Von dem aufsteigenden Wasserdampf hatten sich ein paar ihrer krausen Locken gelöst und hingen ihr in die Stirn. Ihr Gesicht war sichtlich schmäler als früher.

„Mutter spielen?" sagte der Antistes. Er kam näher und betrachtete das Kind. Von dem glitt sein Blick auf Verena. Dann sprach er das und jenes über das Unglück, das ins Haus gekommen sei. „Es ist brav, daß Sie bei Ihrem Verwandten aushalten," fuhr er fort.

Verena durchlief ein sonderbares Gefühl. In den Worten des Geistlichen, mehr noch im Ton, in dem er sprach, lag eine aufrichtige Hochachtung, und sie wußte, daß er keiner war, der leicht Anerkennung spendete. Dann aber enthielt seine Rede auch etwas wie eine Forderung, daß sie ihre Pflicht weiter tue. Sie verstand das, ohne daß er es aussprach. Es ging schon von seinem Wesen aus, das das Wesen seines Vorgängers, des Reformators, war. Eine mutige Geradheit trugen beide an sich. Verena schien nichts so nachahmenswert als diese mutige Geradheit.

Sie hatte das Kind gewaschen, schlug jetzt die auf den Tisch gebreiteten Tücher auseinander und wickelte es mit wenigen raschen, sicheren Griffen. „Ich hätte

noch nicht fortgekonnt,“ sagte sie und sah den Antistes frei an dabei. Dieser nickte. Nach einer Weile sagte er: „Wenn Sie können, sprechen Sie auch Ihrem Verwandten zu, daß er häuslicher wird. Ich höre Schlimmes von ihm.“

Langsam quoll das Blut in Verenas Wangen auf. Sie schämte sich wie nie in ihrem Leben, schämte sich für den — den andern.

„Ich — will es ihm freilich wieder sagen,“ stotterte sie.

Der Antistes nahm seinen Hut. „Und — wie gesagt — bleiben Sie im Hause,“ sagte er, schon im Gehen.

Dennoch hielt Verena es für ihre Pflicht, am Abend mit Wilhelm zu sprechen und ihm zu sagen, daß er sich nach Ersatz umsehen müsse.

Es war in derselben Stube, die jetzt ihr und dem Kinde gehörte. Das letztere schlief. Wilhelm war gekommen, um gute Nacht zu sagen. Er wollte ausgehen und trug schon den Hut auf dem Kopf. Als Verena zu sprechen begann, sah er sie fassungslos an. „Ist es dir verleidet?“ stotterte er. Ein andres Wort fand er nicht.

Es tat ihr leid. „Es muß nicht gleich sein,“ sagte sie; „ich werde warten, bis du jemand an meiner Statt gefunden hast.“

Ihr Ton schien ihn zu beruhigen. „Das meine ich auch: Zeit hat es noch,“ sagte er. Dabei schnaufte er tief auf, als ob ihm eine Last abfalle. Mit dem „Zeit hat es noch“ tat er alles ab. Er legte dann die Hand auf die Türklinke, aber als er sich zum Gehen wandte, schien er sich leise zu schämen, daß er ging.

„Willst wieder fort?“ fragte Verena.

„Ich muß,“ sagte er.

„Weißt, daß man von deinem Wirtshausleben redet?" fuhr sie fort.

Er hielt noch immer die Türklinke fest und war rot im Gesicht. Verenas Blick hielt er nicht aus. „Das geht niemand etwas an," murrte er.

„Wer es gut mit dir meint, den geht es an," sagte Verena. Sie stand an einem Stuhle, die Hand auf die Lehne gelegt. Er brauchte nicht scharf hinzusehen, so konnte er erkennen, daß sie Kummer um ihn hatte. Das quälte ihn. „Das wird nicht mehr anders; das bin ich immer so gewohnt gewesen," stieß er heraus. „Am Ende: sein Vergnügen muß einer auch haben."

„Alles mit Maß und Ziel," warf Verena dazwischen.

„Ich bin nicht der einzige," gab er zurück.

Da sah sie auf. Ihre Augen blickten ihn ernsthaft und fest an; sie schien an Wesen auf einmal fast älter als er. „Du bist nicht der einzige," sagte sie; „es ist wahr. Das heimliche Unglück sitzt in manchem Haus. Aber braucht es in deinem zu sitzen?"

Er wußte nichts dagegen zu sagen. Etwas in ihm selber gab ihr recht, und doch ärgerte er sich. Er sah nach seiner Uhr. „Ich habe keine Zeit zu verlieren," sagte er.

Sie merkte, wie es ihn trieb, loszukommen, und fühlte, wie er gleichsam mit einem Achselzucken abtat, was sie gesagt hatte. Still wendete sie sich ab, und er ging. Nachher grübelte sie über das, was geschehen war. Sie hatte keine Macht über ihn! Und es war nicht erstaunlich! Sie galt ihm nichts. Von der entfernten Verwandten brauchte er keine Ratschläge anzunehmen! Wieder nahm sie sich vor, ihren Aufenthalt in seinem Hause so viel als möglich abzukürzen; aber schon im nächsten Augenblick, als sich das Kind

im Wagen leise rührte, wurde der Entschluß wankend. „So — so — so," tröstete sie den Kleinen. Davonlaufen konnte sie doch nicht!

Davonlaufen konnte sie nicht und Ersatz kam nicht ins Haus. Sie mahnte den Vetter ein paarmal. Der murmelte etwas; im Ernst tat er nichts. Die Zeit ging darob. Das Kind wurde getauft, evangelisch getauft. Die Zerahnin war gekommen: Das Kind sollte den Glauben der Mutter haben, meinte sie. Wilhelm zeigte ihr gegenüber die alte Festigkeit. „Da gibt es nichts anders," sagte er. „Der Antistes tauft das Kind." Es war wieder einer von den Augenblicken, da er den Mann zeigte. Verena klopfte das Herz. Wenn er in allem so fest sein könnte! Die Zerahnin zog ab.

So taufte der Antistes den Knaben auf den Namen des Großvaters: Balthasar. Verena und ihr Bruder standen Pate. Wilhelm hatte es so gewollt. Als sie das Kind dem Geistlichen hinhielt und ihr klar war, daß sie ein Amt an ihm übernahm, empfand sie zum erstenmal, daß es ihr lieb geworden.

Das Gefühl, vor dem Taufstein erwacht, wuchs von da an wie der kleine Balthasar selber. Der ging durch alle die kleinen Fortschritte, die das Gedeihen eines Kindes ausmachen. Die blonden Haare wuchsen ihm seidenweich und gelockt. Es zeigte sich, daß er die blauen Augen des Vaters und die weiße Haut der Mutter hatte. Er lernte Laute stammeln, sprechen und gehen und jauchzen und lernte großen Menschen das Herz wärmen. Verena und Friederike, die Magd, selbst die Gesellen waren bald inne, daß das Kind ein Sonnenschein im Hause war, und hatten alle helle Gesichter in seiner Nähe. Auch Wilhelm freute sich an ihm manchmal, wenn die Augen klar genug waren, im eignen Hause zu sehen; aber das war nicht oft, denn

das Haus kümmerte ihn nicht viel. Auch des Geschäftes nahm er sich weniger an. Verena war da und hielt alles in Ordnung, wußte auch, daß sie da sein mußte, und fühlte, daß es ohne sie nicht gehen würde. Ihre Gestalt und ihr Gesicht wurden hagerer in dieser Zeit. Sie war nicht mehr ganz jung; etwas Eckiges, Herbes kam in ihr Wesen, obwohl sie noch immer hübsch war und sich in diesen Tagen eines Antrages zu erwehren hatte, den ein ehrlicher und wohlhabender Handwerker in der Nachbarschaft ihr machte. Vielleicht entstand aus dem Erstaunen, das unter den Nachbarn über die Zurückweisung dieses Freiers herrschte, das Gerede, das einige Wochen später die Friederike Verena zutrug: daß der Aufenthalt der ehemaligen Braut im Hause des Witwers sich nicht schicke! Verena biß die Lippen zusammen, und es überlief ihr heiß den Rücken. Richtig, sie hatte sich lange gewundert, daß nicht geredet worden war! Und jetzt — da es kam —, jetzt müßte sie gehen! Aber, mein Gott! Das war nicht leicht! Das Kind, wer sollte zu dem schauen und zu dem armseligen Menschen, dem Wilhelm, seinem Hab und Gut? Wenn sie ging — er ließ alles zuschanden werden, so weit, wie er jetzt war! Dennoch sah sie keinen andern Weg.

Am Abend, als Wilhelm Hut und Rock von der Wand in der Backstube langte und sich zum Ausgehen rüstete, sagte sie: „Ich hätte noch etwas zu reden mit dir."

Sie waren allein. Er machte ein verdrossenes Gesicht. „Was gibt es?" murrte er.

„Sie reden von uns — in der Nachbarschaft," begann sie. „Ehre und guten Namen kann ich mir nicht nehmen lassen. Sieh zu, daß du bis in drei Wochen jemand bekommst ins Haus. Länger kann

ich nicht bleiben, keinen Tag länger. Es ist das letztemal, daß ich es sage."

„Immer das gleiche," sagte er barsch und hoffte wie früher ihr auszuweichen.

Verena achtete nicht darauf. „Jemand für das Kind und jemand für den Laden mußt nehmen," fuhr sie fort.

Er lachte kurz. „Und was noch?" sagte er. „Meinst, ich schüttle mein Geld aus dem Aermel?"

Es war etwas Wahres daran. Er konnte sich die Ausgaben nicht leicht gestatten. Verena schwieg einen Augenblick. Derweilen hob Wilhelm das nicht mehr junge Gesicht und sah sie aus den mit schweren Schatten untermalten schläfrigen Augen forschend und gedankenvoll an. Mit der Hand strich er einmal durch das sich lichtende Haar.

„Es muß einen Weg geben," begann Verena wieder. Da begegnete sein Blick dem ihren. „Pah," murrte er verdrossen, „so laß uns heiraten zusammen."

Sie fuhr zurück. Ihre Augen blitzten zornig. Dann kam das Blut und färbte ihr ganzes Gesicht. Er sah es, und es rüttelte ihn auf. Er schien sich der Vergangenheit zu erinnern. „Ich weiß schon noch," begann er stotternd. „Jetzt ist es anders, aber — — — ich meine es, Vrene, sicher — ich bin dir dankbar, wenn du es tust."

Seine Worte klangen jetzt dringend, fast ängstlich; aber Verena fühlte, daß er nur war wie ein Ertrinkender, der eben nach der Rettung greift, die sich just bietet. Dennoch brachte sie kein Wort heraus.

Er ging hin und warf sich auf einen Stuhl. Schwer und gedrückt saß er da. Er war viel anders geworden gegen früher, noch breiter in den Schultern, aber aus dem Gesicht sah das böse Leben.

Verena besann sich immer. Sie mußte ihm „nein"

sagen und das Wort fiel ihr ein, und wenn sie sprechen wollte, würgte es sie.

Jetzt erhob er sich wieder. „Ueberdenk's!" sagte er mühsam wie vorher; aber immer klang auch die Angst noch im Ton. „Ich weiß es, daß ich dir dankbar sein muß, wenn du es tust, für das Kind und mich," fügte er hinzu.

„Was denkst?" stieß sie jetzt hastig und verwirrt heraus.

„Ueberleg's!" sagte er wieder. „Kannst mir morgen Bescheid sagen oder —" Mit diesen Worten schob er sich langsam an ihr vorbei, der Tür zu. „Gute Nacht!" grüßte er dann plötzlich. Verena hörte, daß er aufatmete, als er auf die Schwelle trat und sie ihn nicht zurückrief. So ließ sie ihn gehen. Dann sammelte sie ihre Gedanken. Sie mußte ins klare kommen, was geschehen sollte. Oben in der Stube der Base wollte sie sich alles zurechtlegen.

Es war ganz dunkel im Zimmer, als sie dieses erreichte. Der Kleine schlief. Verena setzte sich ans Fenster. Die Nacht hatte nicht einmal Sterne, so hing das Stück Himmel wie eine schwarze Decke über ihr. Einzig aus der Tiefe der Gasse herauf kam zuweilen ein roter Schein, der wie das Aufzucken einer Flamme über die jenseitige Hausmauer glitt. Unten brannte eine Laterne. Verena sah in das einförmige Schwarz des Himmels hinaus. Auch wenn es hell gewesen wäre, würde sie nichts gesehen haben, denn ihr Blick ging nach innen. Zu einem Entschluß mußte sie kommen!

Fort mußte sie! Und es ging doch nicht! Es schien ihr wider das Gewissen zu gehen! Und — was hatte er gesagt, der Wilhelm? — Heiraten zusammen!

Ihre Lippen zuckten. „Was für eine Freude du

haben kannst an dem Antrag, Verena!“ sagte sie sich. Er nahm sich nicht die Mühe, zu verbergen, daß er sie aus Not nahm! Das war anders — Herrgott — anders war das, als sie vor Jahren einmal gemeint hatte, daß es kommen würde! — Aus Not! — Aber, das war es eben! Das ließ sich nicht mehr auswischen, daß sie ihm nötig war, bitter nötig. Und feig war es, fortzulaufen, und selbstsüchtig!

Sie stand auf. Es rang sich etwas los in ihr. Mit dem Rücken lehnte sie gegen das Fenster. Not tat sie ihm! Nun denn! So lange hatte sie schon ausgehalten! Warum nicht auch das noch tun! Aus Not! Aus seiner großen Not!

9

Verena Stadler hatte zwei Besprechungen.

Sie sah heute sonderbar gealtert aus; es war noch nie so zutage getreten, daß ihre schlanke, biegsame Gestalt und ihr Gesicht hager geworden waren. Sie schien auch fast gewachsen. Ihre Stirn war nicht mehr glatt, es standen allerlei Striche darin und der Mund und das spitzer gewordene Kinn hatten etwas Hartes.

Zuerst sprach sie mit Wilhelm. Am Morgen schon, während sie mit dem Aufräumen der Stuben beschäftigt war und er einmal, in seinem mehlweißen Arbeitsgewand, nur in Hemd und Hose und die Schürze vorgebunden, heraufkam. „Du hast mir das Heiraten angetragen, gestern,“ begann sie.

Er war überrascht, schlürfte noch zwei Schritte in seinen zertretenen Pantoffeln und stand still. „Ich meine es auch,“ sagte er schwerfällig.

„Ich bin einverstanden,“ sagte sie laut und klar. „Unter einer Bedingung bin ich einverstanden.“

„Ja?" sagte er in fragendem Ton, immer ein Unbehagen im Wesen.

„Aus den Vereinen mußt du austreten."

Seine vornüberhängende Gestalt beugte sich noch mehr. Er trotzte. Eine ganze Weile antwortete er nicht.

Verena stand frei und aufrecht, einen freundlichen Zug im Gesicht. Sie war sich bewußt, daß sie Meister über ihn war.

„Im Turnverein bleibe ich," brummelte er in kleinlichem Zänkerton, „dadrin bin ich gewesen seit meiner Konfirmation."

Sie war klug und wußte, daß sie den Bogen nicht zu straff spannen durfte.

„Einmal in der Woche," sagte sie; „was dir gut ist, will ich dir gern gönnen."

Allmählich schien ihm aufzuleuchten, daß eine unangenehme Sache sich zu glätten beginne. Bleiben wollte sie, die Verena! Gut, daß sich das wieder gab! Seine Miene heiterte sich langsam auf. Er schlug einen scherzhaften Ton an: „Gut denn, so halten können wir's." Während des Sprechens noch merkte er, daß das Scherzen sich jetzt nicht paßte. Die Verena blickte zu ernsthaft. Er näherte sich ihr und streckte ihr scheu die Hand hin. Sie hielt die seine fest. „Gelt, laß uns das Beste tun, daß es keines von uns reuen muß," sagte sie.

Er wand sich unter ihrem Blick und ihren Worten. „Ja, ja," murmelte er mit einer Hast, die zeigte, daß ihm das Sichducken lästig war. „Laß es uns bald in Ordnung machen," meinte er dann.

„Das Warten nützt nichts," gab sie zu. „Ich will dem Antistes davon sagen, heute noch."

Am Nachmittag stand sie in des Antistes Stube und hatte den kleinen Balthasar bei sich. Er hing ihr am Kleid, während sie erzählte, was sie herbrachte.

Die Stube war niedrig, peinlich sauber, mit alten Möbeln gefüllt und mit altem Täfelwerk verschlagen. Es war die herrenhafte Stube, die zu dem letzten Antistes paßte. Der hatte schreibend an einem Tisch gesessen und schob jetzt die goldene Brille an die bleiche, hohe Stirn, während er Verena zuhörte. Aus den eckigen Höhlen schoß der scharfe Blick seiner stahlgrauen Augen auf das Mädchen. Er hatte dieses schmuck und schlank und jung ins Waserhaus kommen, es darin altern und seinen Jugendreiz über schwerer Arbeit und Sorge abfallen sehen. Er maß die herbe, eckige Gestalt, die derbe, zerarbeitete Hand. Derweilen schloß Verena das, was sie zu sagen hatte.

„So," sagte der Antistes. Wieder sah er sie scharf und fest an. Dann legte er beide weißen Hände, die nicht mehr ganz stark waren und unmerklich zitterten, langsam, die Finger verschlungen, vor sich auf den Tisch und sagte laut, mit scharfer Betonung, so daß jedes Wort wie hingezeichnet stand. „Achtung habe ich vor Ihnen, Verena Stadler, große Achtung.".

Verena atmete rasch. Es bedrängte sie etwas, als stiege ihr ein Schluchzen in die Kehle. Der Antistes erhob sich nicht. Als er gesprochen hatte, saß er noch so unbeweglich dort wie vorher und sein vornehmes Gesicht war glatt und still. Aber gesagt hatte er die Worte und es war etwas Großes darum. Verena versuchte ein Lächeln, dann ein paar unbeholfene Worte. Endlich sagte sie nur: „Ja, so will ich jetzt heim," nahm das Kind auf den Arm, grüßte und verließ die Stube. Den ganzen Heimweg hatte sie das in den Ohren, was der Antistes gesagt hatte. —

Wenige Wochen später war die Hochzeit, eine stille, wenig festliche. Es war kein einziger Gast dabei. Verena wollte es nicht und Wilhelm fügte sich. Er

fügte sich manchem, tat das schon all die Zeit her, seit sie sich ihm versprochen hatte. Aber es war kaum sein Verdienst; denn die Verena meisterte ihn, daß er mußte. Wenn sie in all den Jahren, die sie neben ihm im gleichen Hause gelebt, nichts über ihn vermocht hatte, so war das gewesen, weil sie selber sich in keinem Recht wußte, ihm zu gebieten oder zu raten. Jetzt stand sie ihm näher und jetzt nahm sie alle Kraft und Klugheit zusammen, den noch zu leiten, der bisher über allerlei schlimme Seitenwege getaumelt war. Und während er, wie erstaunt über ihre stille Entschiedenheit, gleichsam nur halb wach, unwillkürlich tat, wie sie wollte, brachte sie ihn langsam in das rechte Geleise zurück.

Die ganzen Wochen her war er nicht ausgegangen, mit Ausnahme dessen, daß er an den Uebungen des Turnvereins wöchentlich einmal teilnahm. Dabei merkte er kaum, daß er ein andres Leben lebte. Verena hatte eine sonderbare Art, ihn das vergessen zu machen. Sie wußte ihn auf den Abend in die Wohnstube zu locken und verstand ihn dort festzuhalten. Sie spielte Karten mit ihm, las ihm vor, lehrte ihn sich mit dem Kinde beschäftigen und an ihm sich freuen; oft — und sie schmälte und quälte sich heimlich, daß sie dem kleinen Balthasar ein Leides damit tue — hielt sie das Kind über Gebühr lange auf, nur um den Vater zu halten. Aber sie erreichte, was sie wollte: Wilhelm gab das böse Leben auf.

Für eine Zeitlang!

Ein Jahr lang tat es gut, äußerlich gut einmal. Eines wußte Verena damals schon: die heimliche Flasche konnte sie ihm nicht wegnehmen. Sie merkte es immer wieder, daß er in einem Schrank, in einer Ecke versteckt die böse Freundin stehen hatte. Er war schlau darin, verschlagen und erfinderisch; immer

wieder, wenn sie ihm Vorstellungen machte, schien er ihr recht zu geben und immer wieder hinterging er sie. Da erkannte sie allmählich, daß die starke Hand, die sie ihm zu reichen meinte, doch zu spät kam; es gab Augenblicke, in denen sie sich selbst bitter anklagte darum, daß sie der Hilde, seiner ersten Frau, Schwäche vorgeworfen hatte, wenn sie jetzt sah, daß auch sie nicht wider seinen Leichtsinn aufkam. Und sie höhnte sich selbst: „Pah, siehst jetzt, was du vermagst!"

So war schon im ersten Jahre ihrer Ehe ein heimlicher, kaum ihnen selbst bewußter Kampf zwischen den beiden, obschon die Dienstleute und die Nachbarschaft rühmten: „Die hält ihn in Ordnung, den Waser, die junge Frau."

Das zweite Jahr kam, der Winter brachte eine stillere Zeit ins Geschäft, stiller als je früher; in der Nähe war eine neue Bäckerei entstanden. „Du mußt dich wehren, Wilhelm," sagte Verena; „du darfst dir keinen Kunden wegnehmen lassen von dem neuen." Ihn aber packte der Aerger und lähmte ihm die Lust am Arbeiten. Eines Abends war er unversehens aus dem Hause gegangen und kam spät in der Nacht heim. „Wo bist du gewesen?" fragte sie.

„Im ‚Schwarzen Bären'!" Das war eines seiner früheren Stammlokale.

Sie sah ihn scharf an und war sehr bleich. Er hielt ihren Blick nicht aus, gähnte, war wie im Dusel und warf sich aufs Sofa. „Wilhelm," sagte sie, „fange es nicht wieder an, das Leben! Ich sehe nicht ruhig zu."

Jetzt riß er die Augen auf. Ihr Ton war zitterig und weckte und packte ihn. Er sah, daß ihre ganze Gestalt bebte, ihre Fäuste geballt waren und eine große Entschlossenheit in ihrer Haltung lag. Er murrte etwas. „Nein — nein, ich gehe schon nicht

mehr," verstand sie dann. Aber sie wußte beinahe, daß es nur der Anfang von Schlimmerem war.

Die ganze Woche freilich hielt er bei ihr still. Am Sonntag ging er wieder. Dann wieder und wieder. Verena stemmte sich dagegen. Sie behielt lange ihre Ruhe und feste Güte, die viel über ihn vermochten. Je mehr sie aber ihrer Macht über ihn verlustig ging, desto unruhiger wurde sie und manchmal brach ihr die Geduld, daß sie ihn schalt. Gegen herbe Worte trotzte er und war nachher schlimmer als vorher. Verena wußte, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis auch andre wieder in das Elend hineinsahen, das ihr allmählich aufging. In dieser Not aber fielen Unruhe und Ungeduld, die vorübergehend an ihr gewesen, langsam wieder von ihr ab. Die Klarheit ihres Willens und ihrer Festigkeit wuchsen seltsam mit dem Elend, das in ihrer Ehe sich mehrte. Wacker und aufrecht stand sie und tat an dem ohnmächtigen Menschen, ihrem Mann, was ihr zu tun blieb. Manchmal, wenn sie im Laden saß, sah sie die Statue des Reformators drüben stehen. Sie freute sich noch an dem mächtigen erzenen Bilde. Aber sie wußte nicht, daß sie selbst jetzt die Stirne so froh trug wie der drüben am See, der im Streit allezeit festgestanden.

Und dann kam der Tag, der alles ausglich.

Wilhelm hatte seine gute Woche. Er war nie fort gewesen. Auch daheim hatte er klaren Kopf behalten, fleißig gearbeitet. Der Samstag kam, der Tag, an dem er abends immer noch zu den Turnübungen ging. Verena freilich wußte, daß sein Gang mehr der Schenke neben der Turnhalle denn dieser galt.

Am Vormittag schon sprach er davon, daß er abends ausgehen werde. Verena munterte ihn selbst auf dazu. Dann zeigte er eine sonderbare Unruhe den ganzen Tag, zweimal lief er aus der Backstube.

Am Abend ertappte ihn Verena, wie er im dunkeln Hausflur stand und die Flasche zum Munde führte. Schon ehe er dann wegging, sah sie, daß ihm die Augen glänzten und das Gesicht glühte. „Nimm dich in acht!“ mahnte sie ihn, als er nach einer Weile zum Gehen sich anschickte.

Er schoß einen scheuen Blick nach ihr. Dann fuhr ihm das Blut zu Kopf; er war zornig. „Nichts als nörgeln kannst,“ sagte er barsch und ging ohne Gruß hinweg.

Verena wußte nicht, warum eine Unruhe sie langsam überkam, als er gegangen war. Sie brachte den kleinen Balthasar zu Bett und tat ihr Tagwerk eifriger als sonst zu Ende, so eifrig, daß sie vor der Zeit damit fertig war und sich wunderte, wie früh es war, als sie sich mit einer Handarbeit an den Tisch setzte, um, wie sie zu tun pflegte, auf Wilhelm zu warten. Mit einem Seufzer nahm sie ihre Arbeit auf, vergaß aber eine ganze Weile, was sie wollte, sah vor sich hin ins Leere und fühlte, daß ihr Herz hörbar pochte. Sie schalt sich und riß sich mit Gewalt aus ihrem Grübeln. Es war ja nicht das erstemal, daß er fort war!

Im Hause war alles still. Aus der Gasse herauf tönten dumpf und hohl wie immer die Schritte der Vorübergehenden und von der andern Seite des Hauses kam das schwere, verworrene Geräusch der großen Straße, aus dem sich das Rollen der Wagen wie unaufhörlicher Donner hob. Nach einer geraumen Zeit klang ein solches Rollen näher und deutlicher als bisher. Es löste sich gleichsam aus dem übrigen, dumpferen Geräusch und näherte sich dem Hause, so daß es zuletzt nicht mehr wie durch die Mauern scholl, sondern aus dem Flur selber heraufzuklingen schien. Verena fuhr auf. Sie hatte die Arbeit weggeworfen,

stand hochaufgerichtet und lauschte. Was war das? War da nicht ein Wagen ans Haus gefahren? Der — Wilhelm! In diesem Augenblick versank alles, was die vergangenen Jahre getan hatten, um das Bild desjenigen zu trüben, der für sie der Erste und Einzige gewesen war. Wäre die Angst um ihn an dem Tage über sie gekommen, der auf jene Seefahrt gefolgt war, da sie noch nichts als Gutes von ihm wußte, sie hätte sich nicht mehr bewußt werden können als jetzt, was er ihr galt!

Unten war indessen einen Augenblick lang alles still, so daß sie, die gespannt lauschte, langsam und tief Atem zu holen begann, fast laut vor sich hinsprechend: „Mein Gott, es ist nichts!" Eben wollte sie sich wieder niedersetzen, als die Haustür ging. Sie war schwer; ein Gewicht zog sie ins Schloß zurück und sie pflegte hart anzuschlagen, wenn die Falle einschnappte. Aber der Schlag blieb aus; es mußte jemand sie offenhalten. Die Angst kam der jungen Frau zurück, wild und jäh. Mit zwei Schritten lief sie nach der Zimmertüre und öffnete sie. Sie neigte den Kopf, um abermals zu lauschen; da knarrte ein Flurbrett und sie sah einen Schatten in die Lampenhelle fallen, die aus ihrer Stube in den Gang strömte. Da stand einer, ein Mensch mit einem bleichen Gesicht, den Hut in der Hand und sah sie mit einer scheuen und gequälten Miene an. Weder er noch sie fanden gleich Worte. Endlich begann er: „Frau Waser, nicht wahr?"

Sie nickte nur, hastig und fast zornig, weil er immer nicht sprach. Derweilen hörte sie unten auf den Holztreppen schon ein Poltern ungeschickt gesetzter Füße.

„Ihr Mann," hob der Fremde jetzt ruhiger wieder an; „es hat ihm etwas gegeben."

Verena überlief ein Gefühl innerlichen Frierens, aber der Kopf war ihr frei. Sie trat in die Stube zurück, zündete eine Kerze an und kam zurück. Dann öffnete sie das Zimmer, in dem Wilhelm und Hilde gewohnt hatten. Es stand noch ein Bett dort. „Der Kleine erwacht sonst," sagte sie mechanisch, als ginge das den Mann etwas an, der ihr die Nachricht gebracht hatte und noch im Flur stand, auf die wartend, die die Treppe heraufgestampft kamen.

Verena deckte das Bett ab. Eben als sie wieder unter die Türe kam, trugen sie Wilhelm über die letzten Stufen herauf. Er lag auf einer Bahre und mußte fürchterlich schwer sein, denn die Männer keuchten und ächzten unter ihrer Last. Hinter ihnen drängte sich eine Anzahl Hausbewohner, Weiber und Männer. „Jesus, mein Gott!" zeterte eine Frau. Eine andre hob die Hand gegen Verena, als wollte sie sie ihr von weitem hinstrecken. „Jesus, Frau Waser!" jammerte sie. Verena achtete auf nichts. „Hier herein!" sagte sie zu den Männern.

Sie trugen den Verletzten in das Zimmer und legten ihn auf das Bett. Ein Arzt war unter ihnen; der sprach nicht viel, entkleidete nur den Verwundeten und gab dazwischen hinein mit kurzer, entschlossener Stimme einige Befehle. Die übrigen Bahrenträger standen noch eine Weile mit hängenden Köpfen daneben. Dann drückten sie sich schweigend hinaus. Auf dem Flur begegneten sie Verena, die ab und zu ging, die Weisungen des Arztes erfüllend. Sie stellte den einen. Ihr Gesicht war ruhig, aber ohne Farbe. „Wie ist es geschehen?" fragte sie.

Der andre erzählte, verlegen den Hut in den Fingern drehend: „Er — er ist — der Wein ist Meister über ihn gewesen — über Ihren Mann — wir sahen schon alle, daß er nicht — daß er in einer

wilden Laune war, als er in die Turnhalle kam. Dann beteiligte er sich an den Uebungen, bei denen er schon lange nicht mehr mitgemacht hatte. Er war ja immer stark, aber er war auch schwer geworden in den letzten Jahren. Nun — und dann — er war wie toll — das Waghalsigste fing er an. Wir wehrten ihm, wie wir konnten, — auf einmal — vom Reck — stürzte er ab — er — innerliche Blutung, sagt der Arzt!"

Verena nickte langsam, als müßte sie dem zustimmen, was der andre gesagt hatte. Dann ging sie ohne Gruß hinweg und in das Zimmer zurück. Die Männer entfernten sich.

In der Stube stand der Arzt über den Verunglückten gebeugt. Er lauschte. „Er kommt zu sich," sagte er leise zu der herantretenden Verena. Sie sah ihm fest ins Gesicht. „Noch einmal?" fragte sie.

Er nickte nur. Heimlich staunte er, wie fest und ruhig sie blieb.

Wilhelm regte sich jetzt. Er trug an der Stirn eine leichte Schürfwunde und war sonst äußerlich völlig unverletzt. Sein Gesicht war weiß; das gelbe Haar, die Brauen und der Schnurrbart stachen davon ab; aber er sah jetzt jünger aus als sonst. Er schlug die Augen auf; sein Blick war wild und zerfahren; allmählich klärte er sich. „Ja so — ich bin gefallen," sagte er mit ganz ruhiger, klarer Stimme, als besinne er sich jetzt.

„Vrene!" sagte er dann und wendete suchend den Kopf.

Verena stand zu den Füßen des Bettes. Der Arzt winkte ihr, zu bleiben, und trat selber zu dem Kranken. „Nicht sprechen!" sagte er leise und fest. Wilhelm sah ihn fremd an. Plötzlich richtete er sich so weit auf, daß er sich auf einen Ellbogen mühsam stützte.

„Brene!“ wiederholte er hastiger, ungeduldig. Der Doktor wollte ihn ins Kissen zurückdrücken; aber er stieß ihn unversehens und mit schwerer Faust zurück. Dabei ächzte er: „Lassen Sie mich doch!“ Und langsam drehte er den Kopf und sah um sich. Dann erblickte er Verena am Bettende.

Als ihre Augen sich begegneten, war sein Blick wieder halb verschleiert. Aber er wurde abermals heller und dann hob etwas darin zu schimmern an, das wie ein großes Staunen war.

Verena hielt die Hände verkrampft. In ihre Augen war ein seltsamer Ausdruck gesprungen. Aus ihrem Innersten kam etwas herauf, das sie viele Jahre darin zurückgehalten. „Wilhelm!“ sagte sie.

Da schien das Staunen ihn ganz zu überwältigen. Er war wie einer, der einen wunderbaren Fund macht, dessen Reichtum er selber kaum faßt. „Was — ja — ja — was — gern hast mich noch?“ stotterte er. Dann zuckte sein starkes Gesicht; es war fürchterlich zu sehen, wie sein ganzer Körper von einem langsam aufquellenden Schluchzen allmählich gehoben und erschüttert wurde. Plötzlich sprengte es ihm Lippen und Lider. Ein kurzes wildes Wort entfuhr ihm: „Jesus!“ oder ein ähnlicher Laut. Selbst der Doktor, der von nichts wußte und ihn nicht näher kannte, verstand, was ihn aufwühlte und was er gleichsam für sich hatte sagen wollen: „Jesus, Mensch, so — — blind — bist — — gewesen!“

Er hatte aber nicht Zeit, nachzudenken, der Doktor, denn der Oberkörper des Verletzten schlug nach außen. Just, daß er ihn noch auffing. Das Blut, das aus Wilhelms Mund schoß, netzte ihm die Kleider.

10

Verena Stadler war allein. Es war sonderbar, wie leer das Haus geworden war, in das sie vor Jahren eingezogen, und wie rasch es sich geleert hatte. Nun waren außer den Gesellen und der alten Friederike nur noch sie da und der kleine Bub, der Balthasar. Manchmal, wenn sie sich inmitten ihrer Arbeit und ihrer vielen Pflichten besann, mußte sie die Hand an die Stirne legen; Jahre hatte es gedauert und doch war alles plötzlich gekommen, so — wie es jetzt war! —

Es war nun bald ein Jahr, daß Wilhelm neben Frau und Mutter auf dem Friedhof lag. In Haus und Geschäft ging alles seinen gewohnten Gang. Verena hatte nicht mehr viel zu lernen, um auch das noch verwalten zu können, was bisher Wilhelms Aufgabe gewesen. Die Gesellen gehorchten ihr. Das Geschäft ging nicht schlechter. Im Gegenteil: die abtrünnigen Kunden, die eine Zeitlang zu dem neuen Bäcker in der Nähe gelaufen waren, kamen einer nach dem andern zurück.

Der kleine Balthasar gedieh. Er war ein strammer kleiner Mensch. Die Locken hatte er hergeben müssen. „Das ist gut für Herrenkinder," sagte die Verena, als die alte Friederike jammerte, daß der Bub den blonden Schmuck verlor. Die Verena war streng, überall kurz angebunden, auch dem Kinde gegenüber. Sie mußte zu sehr überall sein, als daß sie für den einzelnen viel Zeit gehabt hätte. Aber der Bub hing doch an ihr. Sein weißes Gesicht leuchtete auf, wenn sie kam. Er hatte nichts als Lachen und frohe Worte in ihrer Nähe, denn obschon sie wenig darauf einging, war in ihrem Wesen nichts, was Fröhlichkeit verbot. Sie war keine, die ihr Leben

vertrauerte, weil etwas darin in die Brüche gegangen war. Rüstig und emsig tat sie ihr Tagewerk, und am Abend hatte sie ihre Feierstunde, in der ihr das Herz weit war, darum, daß sie ihr Werk recht getan.

Eines Sonntagabends im Spätherbst hatte sie mit dem Knaben die Zerahnin besucht. Sie hielt keinen großen Verkehr mit ihr, aber sie hielt es für Pflicht, der Großmutter zuweilen das Kind zu bringen. Nun war sie auf dem Heimwege. Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktag, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Verena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, die aus dem kleinen Stadtteil, in dem die Zerahnin wohnte, nach ihrem eignen Quartier hinüberführte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker, haarscharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer andern, sonnigen, fast überirdisch schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Leuchten hineingerückt. Ein schönes reines Schneefeld lag nah unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmerigen Kirche von Kerzen bestrahlt, ein heiliger Altar. Verena hemmte unwillkürlich den Schritt. „Sieh, die

Berge," sagte sie zu dem Kinde, weil niemand sonst war, zu dem sie es hätte sagen können. Da staunte auch der Bub mit seinen großen blauen Augen durch das Geländer der Brücke einen Augenblick neugierig hinüber.

Vom großen Münster begannen jetzt die Sonntagabendglocken zu läuten. Verena durchfuhr eine schmerzliche Erinnerung. Auf dem See war es gewesen! Die Berge hatten geleuchtet!

Der Gedanke kam und ging.

„Komm!" sagte sie zu dem Knaben, faßte kräftig seine Hand und ging gleichsam fest und tapfer an ihrer verlorenen Jugend vorüber.

Jung war sie nicht mehr. Es war eigentlich sonderbar, wie rasch ihre Züge den Reiz und die Lieblichkeit ihrer früheren Tage verloren hatten. Während sie in ihrem schlichten schwarzen Kleid und einem ebenso schmucklosen Hut von gleicher Farbe dahinschritt, von mittelgroßem Wuchs, eher hageren Gliedern und nicht mehr vollen Wangen, sah ihr keiner nach, wie sie hinter der Verena Stadler hergeblickt hatten, die vor Jahren in St. Felix eingezogen war. Vielleicht eher noch, daß dann und wann ein Blick wohlgefällig in das muntere runde Gesicht des kleinen Balthasar zuckte, der selbstzufrieden im Gehen vor sich hinsang.

Einer kam aber just des Weges, der die Verena anschaute. Sie entdeckte ihn von fern, wie er, auf einen Stock gestützt, mit dem nicht mehr ganz sicheren und bedachtsamen Gang seiner alten Tage daherkam. Es war der Antistes. Er ging in hohem Zylinder und feinem schwarzen Gewand. Schon von weitem schimmerte sein weiches lichtes Haar unter dem Hut. Verena hatte ein leises Rot in den Wangen, als er näherkam. Nun erblickte er sie auch. Sein Gesicht

mit den strengen, scharfgeschnittenen Zügen nahm den Ausdruck einer seltsamen, ernsten Freude an. Ein paar Schritte vor ihr nahm er mit langsamer Handbewegung den Hut von seinem weißen Haar und grüßte still, fast feierlich. Verenas Herz klopfte. Sie wußte nicht, worin es lag: der Gruß des Antistes, der schweigend vorüberging, war eigentümlich beredt gewesen, sie mußte es verstehen: es — es war so gewesen, als — sonderbar — als ob er gesagt hätte: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe!"

Der Geiger

1

Alplen ist das letzte Dorf an der Bergstraße, die im Zickzack bis unter den ewigen Schnee hinaufklettert, zwischen zwei Gletschern sich hindurchdrängt und in ein andres Hochtal hinunterleitet. Das Dorf besteht aus zwei Häuserreihen, eine diesseit, eine jenseit der Straße. Die Häuser haben grauverputzte Mauern oder wetterdunkle Holzwände, die dazwischenstehenden Ställe zeigen nur die kaum behauenen, ungefügen Granitblöcke, zu Wänden geschichtet und mit schlechtem Mörtel notdürftig verbunden. Gaden, Häuser und Kirche haben aber eins gemeinsam: die schwarzen faulenden Schindeldächer und die weißen schimmernden Flicke darin. Die Flicke sind das einzige Neue an dem alten Dorf, vergehen immer wieder im Wetter und Sturm wie der Schnee und tauchen da und dort wieder auf, wo eben just ein Bauer die schlimmsten Stellen im Dach gefunden und geheilt hat.

Das Hochtal ist öde und baumlos. Im Sommer deckt weiche grüne Alpe ein paar dem Dorf nahe Berghänge, ein paar andre sind Wüsten aus grauen Granittrümmern. Im Winter ist ein einheitliches flimmerndes Weiß über die gletschernahe Welt gelegt, und das Dorf liegt begraben und versunken inmitten. Aber Sommer wie Winter schauen die Könige des Hochgebirges, schneereiche Häupter unterm Himmel herab auf das einsame Alplen.

Nun könnte das Dorf in seiner Einsamkeit ruhen bleiben, die von Alplen würden darüber nicht zürnen; denn so groß ihre Berge sind, so klein ist ihr Hoch-

mut, und kümmern sie sich um die Welt nicht, so brauchte sich die Welt nicht um sie zu kümmern, wenn die Merkwürdigkeit nicht wäre, daß die von Alplen den Geiger hören.

Der Simmen, der Bergführer, der am Montag mit einem Fremden auf dem Halenstock gewesen ist, hat ihn gehört, und heute sind dem Renner-Wiesi seine Kinder, die in den Alpenrosen ausgewesen, mit bleichen Gesichtern ins Dorf zurückgefahren: „Jesses, er geigt droben in der Inneralp, der Troger-Jakob! Jesses, wir fürchten uns so!"

Aber es will alles der Reihe und Ordnung nach erzählt sein. Die Renner-Kinder kennen den Troger-Jakob gar nicht, der Simmen aber, der vierzigjährige, kann ihn wohl kennen. Seine Zeit hat der Troger-Jakob gehabt, als der Simmen ein zehnjähriger Bub war, und der Troger war damals um die Zwanzig.

Wo vom Berg die Straße in das Dorf mündet, ist eine kleine unscheinbare Brücke. Ein schmaler Wildbach führt darunter vorbei der Rüß zu. Die eine Brückenmauer aber hört am Bach selbst nicht auf, sondern setzt sich fort, bis sie auf ein niedriges, sauberes graues Haus stößt. Es hat zwei Stockwerke; in zwei Schritten gelangt einer von der Straße in Flur und Stube des Erdgeschosses. Großtun kann das Haus mit nichts; anders als an den andern Häusern sind nur seine Fensterladen. Sie sind alt und verwettert, aber die breiten schwarzen und gelben Striche, mit denen sie bemalt waren, sind noch zu erkennen; sie zeigen an, daß das Haus früher ein Staatsgebäude gewesen; vielleicht hat da einmal ein Zolleinnehmer gewohnt. Jetzt heißt es das Trogerhaus und weil keine Troger mehr da sind, zerfällt es. Das rechte Trogerhaus aber war es vor dreißig Jahren.

Vor einigen dreißig Jahren und an irgendeinem Sonntag saß auf der Mauer zwischen Haus und Brücke ein junger schlanker Mensch, hatte das eine Knie auf der Mauer liegen und das andre Bein auf den Boden gestemmt und spielte die Geige. Schlank sein, heißt da oben nicht fein und biegsam sein wie in den Städten. Der Troger-Jakob war nur gerade und schmal gewachsen, seine Knochen aber waren so hart wie Bauernknochen sind und der schwere fettige Schuh, der breit am Boden stand, barg einen derben Fuß. Der Jakob spielte nicht für das Dorf und die Straße, sondern saß halb abgewendet und geigte irgendwohin in die grünen Matten hinab oder an die hohen Berge hinauf. Eine herrliche Sonntagssonne stand wie eine goldene Glocke am Himmel, ließ Strahlen über alle Wölbungen seines Blaus fließen, stach aber nicht und brannte nicht. Das Gold vielmehr, das wie Dunst zwischen Himmel und Erde war, und das andre, das auf den hohen Bergen lag, über den Matten glänzte und dem Troger-Jakob über den blonden Kopf und die eckigen Schultern floß, war von einer kühlen Reinheit, unter der — wie alle Schönheit besser macht — Gebirg und Dorfhütten zu wachsen schienen und der Troger selbst den Kopf merklich freier hob. Das Fremde am Bild des auf der Mauer sitzenden Bauern war die Geige. Die von Alplen führen ein Jagdgewehr und die Mistgabel, auch das Eisbeil, wenn sie an die Gletscher steigen, die Fiedel wüßte keiner anzufassen. Damals aber und schon Jahre vorher hatte der Dorflehrer, ein auswärtiger, den Kindern zum Gesang in der Schule auf einer Geige gespielt; von dem hatte Jakob die Lust und die Kunst her. Sein Instrument hatte er sich selbst im Tal geholt. Und nun hatte es mit seinem Spiel noch eine besondere Bewandtnis. Vom Lehrer hatte er vor

Jahren einige Notenkenntnis übernommen, aber die paar Stücke, die ihn jener lehrte, waren bald auswendig gelernt, und andre zu beschaffen, fiel weder ihm noch seinem Schüler, dem Jakob, ein. Während aber der Lehrer seine alten Melodien weiter herabkratzte, war der Jakob allmählich, wenn man so will, aus den Noten herausgewachsen und unversehens flossen ihm Töne in die Geige, die auf keinem Notenblatt gestanden hatten. Das war, als er gegen die Zwanzig rückte. Wie viele im Land herum die Handharmonika spielten und aus dem Stegreif die Tanzmusik für die Kirchweih zusammenimprovisierten, so lernte der Jakob auf der Geige für die von Alplen zum Tanz spielen oder in der Kirche den Gesang einer heiligen Messe mehr oder weniger melodiös nach seinem Gusto begleiten. Als er aber über die Zwanzig hinauskam, oder als allmählich weiß der Himmel was für eine innere Reife über ihn kam, begann sein Instrument, das ihm bislang zwar ein unterhaltendes Spiel, aber doch eine manchmal „verleidige" Sache gewesen war, ihm anzuwachsen und er schloß eine große Freundschaft mit dem wenig wertvollen Holz. Er spielte jetzt weniger zum Besten der andern, sondern mehr zur eignen Freude in einer sternenlosen Nacht in dunkler Kammer, oben am Geißhang, wenn die Berge glühten, oder unter einer Sonntagssonne wie heute. Aus der Nachtstille, dem Bergrot und der kühlen Reinheit des Tages — aus derlei Dingen mochte es sein, daß die Musik herkam, die dem Jakob ins Herz und von da in die Geige floß. Es waren manchmal sonderbare Töne.

„Herrgott, hör endlich auf mit deinem Kratzen," hatte der alte Troger, sein Vater, bis zu seinem kürzlichen Tod manchmal und manchmal gekeift.

„Herrgott, spiel doch einen Tanz oder ein Lied —

nicht solch verdammtes Kauderwelsch," verlangten von ihm die Bauern, wenn sie ihn hörten.

Aber ob er nun dem Vater zulieb aufhörte oder den Alplern zu Gefallen dem Lehrer seine Lieder herabgeigte, beim nächsten Alleinsein kam wieder die Eigenmusik aus ihm herauf. Da er sonst unter ihnen umherging wie jeder andre, den Mist- und Streuekorb auf dem Rücken trug, ins Holz und Wildheu fuhr und das Vieh besorgte, so fanden die von Alplen nichts Besonderes an ihm und wurden nicht gewahr, daß mit dem Troger-Jakob eigentlich in ihrer Mitte eine sonderbare Pflanze aufschoß. Die Dorfgedanken sammelten sich zum erstenmal auf ihm, als sein Vater starb und er, da seine Mutter schon ein Dutzend Jahre tot war, als der einzige in dem Haus an der Brücke zurückblieb. Eigentlich allein blieb er in den Augen der Leute nicht, sondern hatte eine feine Gesellschaft in einer kleinen Anzahl Gülten, die in seines Vaters Truhe lagen. Dank diesen vergilbten Papieren brauchte der Jakob sich nicht in Taglohn zu verdingen, mußte im Sommer keine Führerdienste tun, kurz, er brauchte nicht auf Geldverdienen auszugehen, wenn er nicht wollte. Freilich reichten seine Zinsen nicht zu Ueppigkeiten hin, aber es war in Alplen doch schon ein Großes, einen wie den Troger dasitzen zu sehen, der sein Vieh hegen und gemächlich und müßig den Tag hingehen sehen konnte, ohne daß der Dorfweibel Hunger an die Tür klopfte. So fanden also die Gedanken derer von Alplen sich auf dem Jakob zusammen, als er in das Erbe seines Vaters rückte. Als er aber an jenem Sonntag auf der Mauer saß und fiedelte, lag der Vater just vierzehn Tage erst im Grab, und es war deshalb nicht verwunderlich, daß hier und da Mann, Weib oder Kind in der Dorfgasse auftauchten, einen Augenblick stillstanden und den

geigenden Erben eingehender als sonst betrachteten und über ihn nachsannen. Allmählich sammelten sich auch ein paar Kinder auf einen Haufen, drückten sich näher und stellten sich in einem Halbkreis um den Jakob herum. Der kümmerte sich nicht um sie und achtete nicht einmal darauf, als des Sternenwirts Seppli, ein dunkelhaariger aufgeweckter Bub, sich neben ihm über die Mauer lehnte und ihm von unten herauf breit lachend ins Gesicht guckte. Nicht daß der Jakob nun etwa eine Andacht im Gesicht gehabt hätte, wie sie den musizierenden Engeln auf manchen Bildern mehr oder weniger glücklich in die Züge gemalt ist. Er mochte kaum einen viel andern Ausdruck haben, wenn er mit dem gefüllten Rückenkorb auf sein Eigenland hinausschritt; aber das Gesicht war schon ein wenig anders als andre. Der Jakob hatte eine feine, gerade, scharfe Nase, ein eigentliches Kunstwerk einer solchen, hagere Wangen und eine schmale, braune, an den Rändern glänzend weiße Stirn. Bart und Schnurrbart waren jung, dunkelblond und dünn. Der Bart lief spitz zu, sah aber, weil er nicht so geschnitten, sondern gewachsen war, zerzaust aus. Das Haar hätte auch ein paar Scherenschnitte vertragen; es streifte am Nacken mit den Spitzen den ungestärkten groben Hemdkragen. Die hellbraunen Augen, die durch lange Wimpern in die Helle schauten, glänzten eigentümlich.

Der Bub, der Seppli, als der andre sich nicht um ihn kümmerte, bekam den Spaß satt und zog sich zurück. Er stellte sich in die Reihe der übrigen, drehte sich der Straße zu und kümmerte sich um des Jakobs Spiel nicht weiter. Dann bekamen seine Augen andre Arbeit. In der Dorfgasse tauchte ein mit zwei Pferden bespannter Wagen auf, auf dessen Bock ein einheimischer Kutscher, in dessen Innenseite aber vier

fremde Reisende saßen. Der Wagen fuhr langsam daher, bergzu gewandt. Der Kutscher ließ den Pferden die Zügel frei. Die Wageninsassen, ein Herr und drei Damen, lehnten in den Polstern und sahen still in den klaren Tag. Als sie die letzten Häuser erreichten, trug ihnen der Wind die Geigentöne zu. Eine der Damen sprach etwas zu ihren Begleitern, und der Herr legte aufstehend dem Kutscher die Hand auf die Achsel und ließ anhalten. Unweit der Stelle, wo der Troger-Jakob saß, blieb der Wagen stehen, der geigende Bauer aber hörte nicht oder ließ in der Straße gehen, was wollte, und spielte weiter. Erst das Kichern der Kinder, die inne wurden, daß die Fremden dem Troger lauschten und sich an dessen Unbekümmertheit ergötzten, veranlaßte ihn, sich umzusehen. Er senkte den Bogen, ließ langsam das aufgestützte Bein zu Boden gleiten und klemmte sein Instrument unter den linken Arm. In seine Backen stieg das Blut. Inzwischen hatte sich hinter dem Wagen mehr neugieriges Volk gesammelt, Männer und Weiber. Ein Gaffer zog den andern nach. Sie konnten das Gespräch hören und verstehen, das die Fremden in deutscher Sprache führten.

„Schade," sagte die junge Dame, die zuerst gesprochen hatte, als der Troger nicht weiterspielte.

„Die Töne paßten sonderbar in den wundervollen Tag," meinte eine der andern.

„Ein außerordentliches Spiel," fügte die dritte hinzu. Der Herr aber stieg aus und ging zu dem Jakob hinüber, der im Begriff war, nach seinem Haus sich hinüberzuwenden.

„Sie haben entschieden Talent," hörten die von Alplen den Fremden sagen. „Schade, daß Sie nicht im Tale wohnen und sich weiter ausbilden lassen können."

Der Jakob nahm den Hut, der auf der Mauer gelegen hatte, in die Hand und drehte ihn linkisch zwischen den langen, hageren Fingern. „Nein, Herr," sagte er lachend, „das wäre schon nichts; das ist für Stadtleute gut." Der Fremde tat noch ein paar Fragen, wie er zu der Geige komme, wie er gelernt habe und dergleichen. Dann gab er ihm die Hand und stieg wieder ein. Die Damen winkten dem Jakob zu und sahen ihn mit einer Art Hochachtung an. Die von Alplen konnten noch hören, wie der Fremde wiederholte: „Ein großes Talent hat er — ganz entschieden." Es war aber etwas Merkwürdiges, daß einer aus ihrer Mitte von Leuten, die aus der großen weiten Welt kamen, für etwas Bedeutendes angesehen wurde. Der Haufen derer von Alplen wuchs und als der Wagen in schnellerem Tempo davongerollt war, umstanden groß und klein den Jakob, besprachen das, was geschehen war, und maßen ihn mit Blicken, in denen ein großes Staunen war. Dabei galt dieses Staunen nicht mehr dem Erben der Gülten, sondern zum erstenmal dem Geiger, dessen musikalisches „Kauderwelsch" sie sonst nicht ausstehen konnten.

Der Troger lehnte in seinem dunkeln Sonntagsstaat an der Mauer; sein Gesicht war noch immer rot, aber er lachte. Dabei stand er klotzig und schwer wie alle andern da. Diese fingen an, ihn aufzuziehen, weil sie so am ersten über das Gefühl hinwegkamen, daß er etwas mehr sei als sie selbst: „Bravo, großer Musikant! — Der Teufel, der Teufel, das ist nicht mehr nichts!"

„Geh doch nach Urselen hinab, dich in den Gasthöfen hören lassen," sagte der Bennet, der Dorfverwalter, einer der Angesehensten im Ort, ein langer, zäher Mann mit einem bartlosen alten Gesicht.

„Ich wollte, daß ich müßte,“ murrte der Jakob zurück.

Im Haufen stehend eiferte gleichzeitig der bleiche, schwarzhaarige Lehrer, gegen ein paar neben ihm Stehende gewendet: „Immer habe ich es gesagt, daß er etwas kann, der Troger.“

„Spiel doch,“ forderte ein andrer den Jakob auf.

Da drehten aber zwei alte Bauern der Gruppe den Rücken. Wenn die Musik wieder losging, drückten sie sich. Auch der Sternwirt, der Furrer, ein Baum von einem Menschen, bekam das Gähnen und stampfte, die Hände in den Taschen, hinweg. Der Troger aber machte gar keine Miene, als ob er spielen wollte, machte sich von seiner Mauer los, trat unter die Dörfler, blieb die Antwort nicht schuldig, wenn einer noch stichelte, sah aber allmählich das Gespräch sich anderm zuwenden. Am Ende schob sich der ganze Dörflerhaufen dort zwischen den Häuserreihen wieder hinein, wo er herausgekommen war, und der Troger schritt unter ihnen und bog nach seinem Hause ab, wie die übrigen, von denen einer nach dem andern in den ihrigen verschwanden.

2

Von dem einen Vorfall ging es aber doch aus, daß die von Alplen zur Erkenntnis kamen, daß der Troger-Jakob kein Alltäglicher war. Wenn einer Beifall klatscht, stimmen leicht ein paar andre ein. Seit die Fremden ihn gerühmt hatten, hatte der Troger unter seinen Dorfgenossen ein paar Bewunderer, die herzuliefen, wenn sie ihn spielen hörten, ihn rühmten, ihn wohl auch da und dort zum Spielen aufforderten. Ihre Zahl wuchs, Mann um Mann, schneckenlangsam, aber sie wuchs. Einer von ihnen war der Dorfver-

walter. Der kam einmal mit ein paar Touristen zu reden, die im Dorf sich ausgeruht und gestärkt hatten. Sie rühmten sein Dorf, die Schönheit der Talgegend, und als er ihnen im Eifer und in der Freude über ihr Lob noch etwas zu nennen bestrebt war, was ihnen entgangen und ihrer Bewunderung wert wäre, verfiel er auf den Troger und begann dem seine Kunst hervorzustreichen. Die jungen Leute, weniger in der Erwartung eines wirklichen Kunstgenusses als im Gedanken, sich einen Spaß zu machen, ließen den Troger zum Sternwirt entbieten und ersuchten ihn zu spielen. Obwohl ein innerlich empfindsamer Mensch, war dieser nicht spröde und scheu, solange es sich um seine Geige handelte, und tat nach der Fremden Willen, enttäuschte sie angenehm durch das ursprüngliche, ersichtlich aus Eignem kommende Spiel und riß sie zu lauterem Beifall hin, als sie vielleicht nach Verdienst hätten spenden sollen. Was an diesem Tag geschah, wiederholte sich später. Der Dorfverwalter, seines einen Erfolges mit seinem Schützling eingedenk, nahm in dem Sommer noch mehrmals Gelegenheit, den zahlreich einkehrenden Fremden das Spiel des Trogers zu rühmen. Andre folgten dem Beispiel und so kam es, daß der Troger-Jakob unter den Merkwürdigkeiten von Alplen dem Fremdvolk anfing genannt und gezeigt zu werden. Dabei überkam eine Art Liebe für den aus dem großen Haufen Hervorstechenden die von Alplen, diese Liebe übertrug sich auch auf sein Spiel und mit der Freude daran wuchs bei manchen eine Art Verständnis für seine Musik heran. So ereignete sich gegen den Herbst hin in Alplen manchmal die große Seltsamkeit, daß die Dörfler — nicht alle, aber doch die Mehrzahl — an Sonntagen, nachdem sie vormittags wie Rechtens der Predigt ihres Kapuziners in der Kirche angewohnt hatten, nachmittags oder abends noch von den Hän-

den des Troger-Jakob eine Art Nachgottesdienst genossen. Da hockten sie an dem Hang des Winterbergs, an den das Dorf sich anlehnte, und boten eine seltsame Gruppe. Still und fast regungslos hockten die meisten; ein Fremder, der unten in der Straße vorbeiging, hätte das schweigsame Volk für aus Stein gehauene Bilder halten können. Der Dorfverwalter, der Bennet, saß da, das nackte Runzelgesicht in beide Hände gelegt, daß der bleiche, hochgewölbte Schädel, um den nur noch ein kurzer Haarkranz lief, leuchtete. Der Camenzind, der alte Führer, saß ein paar Schritte von ihm ab, die Pfeife zwischen den Zähnen, die Helle des Tages voll in dem wetterbraunen Gesicht. Die Augen hingen ihm an den Firnhöhen, wo er seine zweite Heimat hatte. Da kauerte der Pater Benedikt, der Kapuziner und Seelsorger von Alplen, die festen Arme um die Knie gespannt. Sein langer schöner Bart rieselte in seine braune Kutte hinab und hatte die gleiche sattbraune Farbe, so daß sich schwer unterschied, was Haar und was härenes Kleid war. Weiber saßen dort, jung und alt, schöne und häßliche. Neben ihnen Greise und halbgewachsene Burschen, meist die Pfeife im Mund. Auch ein paar Kinder hatten ihre Plätze zwischen den Erwachsenen. Da und dort lag ein kleiner Barfuß im Lehnengras und staunte an den blauen Himmel hinauf. Die Firne warfen ihr scharfes Licht an die grüne Halde, in harten Linien traten die Umrisse der schweren Gestalten der Alplener aus ihr heraus, und die eckigen Schädel der Männer waren wie aus dem Berghang herausgeschnitten. Wie eine Blume erschien dazwischen manchmal ein zartes schmales Weibergesicht.

Aus der Schar des kauernden Volkes hob sich die Gestalt des Troger-Jakob, der aufrecht zwischen den Steinen stand. Sein Gewand war das feiertägliche

der andern, war dunkelgrau und rauh und roh zugeschneidert. Dürr, braun und fest traten die erhobenen Handgelenke aus den durch die eigne Schwere zurückfallenden Aermeln. Die Geige hielt er fest unters Kinn gespannt, der dünne braune Bart floß am Holz nieder, und an dem geschnitzten Instrument liegend sah das hagere Gesicht selbst wie scharf und kunstvoll geschnitzt aus. Der Troger, wenn er zu spielen begann, sah nicht mehr, was um ihn war. Seine Lider waren halb über seine Augen gesenkt, aber ihr Blick fuhr doch zwischen den sonderlich langen Wimperhaaren hindurch und ins Weite und schien von einer adlerartigen Schärfe zu sein; denn er sah, was am Himmel und am jenseitigen Berg, oben im Schnee und unten in den Klüften, was in der Straße und was in den Matten sich ereignete. Daß er das alles sah, dafür gab es ein eigentümliches Zeugnis, die Musik seiner Geige. Die rote, leuchtende Wolke, die wie von langsamen Winden getrieben, durch das Blau des Himmels glitt, die schwere, wetterdunkle Nebelwand, die hinter dem Rhonestock stand, die Laue, die eben am Rotfirn grollte, und das Herdenläuten, das kaum hörbar aus den tiefsten Matten heraufscholl — das alles war in Trogers Spiel. Der Wind war darin, der an einer zackigen Felswand harfte, und — ha — plötzlich — war des Sternwirts Seppli darin, der unten an der Berglehne im flachen Gras einen Purzelbaum schlug.

Das war nun erst allmählich dem Jakob in die Finger oder ins Herz oder weiß Gott wohinein gekommen, daß das Leben selbst aus seinem Spiel herausklang. In ihn hinein mochte es schon länger getönt haben, aber es scharf und so wieder zurückklingen zu lassen, daß auch ein nicht just scharfsinniger und scharfhöriger Mensch es begriff und verstand, gelang ihm

erst Zeit um Zeit. Es wuchs etwas in ihm und wuchs so mächtig, daß er das Großwerden fast an seinem Leib empfand. Weil er aber fühlte, daß er für das innerliche Drängen und Wachsen einen Ausfluß haben mußte und diesen in seinem Singholz fand, so wurde die Freundschaft zwischen ihm und dieser seiner Geige immer größer; er hatte eine Art Hunger nach seinem Instrument.

Die von Alplen hockten um ihn herum und lauschten. Dann konnte es geschehen, daß ein Mädchen die Hand über die Augen hob, in die rote Wolken sah und dann der Nachbarin das leise Wort hinwarf: „Es ist, als ob er gespielt hätte, wie die da oben vorbeiziehen." Oder daß der Kapuziner nickte: „Ja, ja, das ist der Wind — der Wind ist das!" Oder daß der Dorfverwalter laut auflachte: „Spielst dem Seppli zum Radschlagen auf, Jakob?"

Der Jakob ließ sich durch ihre hingeworfenen Bemerkungen nicht groß stören. Er gab wohl da und dort einen kurzen Bescheid, antwortete auch wohl nur durch ein flüchtiges Lächeln, dann spielte er weiter. Aber just darin, wie er nachher fast noch innerlichere und kräftigere Töne aus seiner Geige herausholte, lag der Beweis, daß ihre Reden ihm nicht gleichgültig waren, daß er vielmehr das unbewußte Lob, das darin lag, wohl heraushörte und die Lust an seinem Spiel davon sich speiste wie die Flamme vom Oel. Am Ende brach er plötzlich ab, gleichsam auf dem Gipfel seiner Freude innehaltend, schnaufte hoch auf und nickte den Gemeindegenossen von oben herab, ein wenig gnädig fast, zu: „So," sagte er, „fertig für heute."

Es fiel keinem ein, zu danken, während er sein Instrument in das grüne Tuch schlug. Einer nach dem andern krabbelten sie auf die Beine. „Ja, ja,"

sagte hier einer und dort einer. Einer gähnte, der andre stieß einen ihrer schrillen Jauchzer aus, die Weiber ließen meist die Zungen um so eifriger spielen, je länger sie hatten ruhen müssen. Darauf stampften sie allmählich hangab, ihren Häusern zu, der Jakob mitten unter ihnen. Auf dem Weg fiel das bißchen Seltsamkeit, das über der schweigenden Gemeinde oben an der Lehne gewesen war, völlig von ihnen ab; sie waren die Alltagsbauern wie nur je. Der Kapuziner schritt nachher an seinem Haus auf und ab, sein Brevier in Händen, die Weiber gingen an ihre häuslichen Pflichten, die Männer machten sich ans Melken. Auch der Jakob besorgte seine Kuh und sein Schmalvieh, trat mit dem Milchkessel aus dem Stall ins Haus wie jeder andre, kam, die Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt und barfuß, nach einer Weile wieder in die Straße, saß nachher bis zum Zunachten mit anderm Dorfvolk rauchend und politisierend auf irgendeinem Lattenhag oder im Wirtshaus und war im Wesen und Tun ein Bauer wie alle.

Sein Ansehen wuchs aber doch stetig. Sein Ruhm klang hinab in die Nachbardörfer, Bekannte luden ihn ein und es geschah, daß er einigemal in die nächstgelegenen Dörfer hinabstieg und sich dort hören ließ.

Um diese Zeit war es, daß die Katharina Lombardi in sein Leben kam.

Er saß eines Werktagabends in seiner Stube unweit des offenen und nach der Dorfgasse gehenden Fensters. Die Aveglocke war eben still geworden, das letzte kleine Erzzittern flog noch just über die Hüttendächer hinaus und erlosch ob den Talmatten. Da hob des Trogers Geige zu tönen an. In der Dorfgasse war ein sachtes, zartes Licht, das auf rissigen hölzernen Fenstersimsen als goldener Schimmer

ruhte und mit leisem Blinken über braune Wände leuchtete. Der Troger schien gleichsam den entwanderten Aveglockenklang zurückgeholt zu haben und ihn nun in seiner Stube zu hätscheln und wiedertönen zu lassen, jetzt leise, jetzt laut. In der Gasse standen ein paar Alplener still. Es war ohnehin Feierabendzeit und nach und nach trat einer und der andre unter Jakobs niederes Fenster, warf die Arme über die Brüstung, schaute in die Stube und lauschte. Das ging und kam so, jetzt einer, jetzt ein paar, jetzt ein Mann, jetzt einige Weiber. Als der Jakob sich einmal dem Fenster zudrehte, lag just die Kathrine mit den schlanken Armen breit auf dem Brett und schaute herein. Er lachte ihr zu, spielte seine Melodie zu Ende und rückte seinen Stuhl dann näher ans Fenster. „So, bist auch wieder da?" fragte er.

„Ja, heute nachmittag bin ich zurückgekommen," antwortete sie.

Die Sternwirtin, ihrer Mutter Schwester, stand in ihrer ganzen Breite hinter ihr und mischte sich jetzt ein. „Gelt, der kann etwas, Trini?" sagte sie, gegen das Mädchen gewandt.

Das sah mit den großen dunkeln Augen den Troger an und sagte: „Sie haben schon unterwegs davon gesprochen, wie du spielen kannst."

Er zuckte die Schultern, lachte und lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück; es sitzt sich vergnüglich im Sonnenschein des Ruhms.

„Am Sonntag spielt er manchmal fürs ganze Dorf," berichtete die redselige Furrerin weiter.

„Das nächstemal komme ich auch," sagte die Kathrine.

Dann wollte der Jakob wissen, wie es der letzteren in der Fremde, aus der sie zurückgekehrt war, gefallen

hätte, und sie kamen auf allerlei andre Dinge zu sprechen. Andre Dörfler traten heran. Ein großes Getratsch gedieh unter des Trogers Fenster. Dabei zog die von Alplen nicht sowohl der Jakob als vielmehr die Kathrine an, die mit sechzehn Jahren fortgegangen und nun erst mit zwanzig wieder ins Dorf gekommen war. Mit einer faulen Anmut ans Haus lehnend, begrüßte sie jene unter ihnen, die sie seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen hatte, reichte dem und jenem die runde, Arbeitsspuren tragende Hand und legte sich zwischen hinein wieder breit aufs Gesims, dem Jakob Rede und Antwort stehend. Wenn sie den Rücken der Straße zuwendete, spähten die von Alplen scharf aus, was aus der Verwandten der Sternwirtin, die eine von Alplen zur Mutter und einen Welschen zum Vater hatte, in der Fremde geworden sei. Die Weiber sahen, daß die welsche Art ihr nachging, da sie schmiegsamer von Gestalt, aber auch nachlässiger im Gewand war als eine Einheimische und eine Strähne ihres schönen schwarzen Haares unordentlich in Stirn und Wange fallen ließ. Die Männer schleckten heimlich und fanden, daß die Kathrine eine Feine und Schöne geworden war. Sie war redselig und lustig, auch schlagfertig, wenn eine Neckerei ihr anflog, mochte die nun von außen oder aus der Trogerstube kommen. Wenn sie aber just einmal nicht sprach, sondern nur zuhörend an der Hauswand lehnte, kam jäh ein eigentümlich sinnender Zug in ihr schmales weißes Gesicht. Sie hatte dann etwas Bettlerhaftes, Mitleiderregendes an sich, ohne dessen im geringsten bewußt, ja, ohne des Mitleids irgendwie bedürftig zu sein.

Das Gespräch am Fenster dauerte seine Weile: allmählich, gleich einem ebbenden Wasser, schlug es seltener in die Trogenerstube hinein, sondern blieb in

der Straße und zwischen den Dörflern, verrann dahin und dorthin, wie diese eben sich nachher wieder zu zerstreuen begannen. Mit der Sternwirtin, die nach ihrem jenseit der Straße stehenden Gasthaus hinüberwatschelte, ging eine gute Wortwelle fort. Da sagte auch die Kathrine: „Ja — so muß ich, denk' wohl," und nickte: „Ade, Jakob," und der Jakob grüßte zurück: „So, ade, du!"

Als er aber nachher sich in seine Stube zurückwandte, vergaß er, daß er eigentlich im Spielen gestört worden war, packte seine Geige ein und hatte den gleichen Gedanken wie die Männer in der Straße, daß sie eine Feine, Schöne geworden war, die Kathrine Lombardi, fühlte auch ein eigentümliches Interesse an dem Mädchen, um das er sich sonst Zeit seines Lebens nicht gekümmert hatte, und sperrte daher auch die Ohren dem weit auf, was in den nächsten Tagen im Dorf von der Kathrine berichtet wurde.

Diese blieb eine Woche lang in aller Mund; denn es geschah selten, daß ein Alplener Kind in die Fremde ging, noch seltener, daß eins wiederkam. Die Alplener bekamen am Schicksal der Kathrine alle Sonnen- und Schattenseiten heraus. In Paris war sie gewesen, das war allbekannt. Auch wußte jeder, daß ihr Vater, der Lombardi, sich von seiner Frau getrennt hatte und seit zwei Jahren irgendwo in Amerika sich herumtrieb. Schließlich müßten sie nicht ein so gutes Tagblatt in Alplen gehabt haben wie die Sternwirtin, wenn sie es nicht hätten erfahren sollen, daß ihre geschiedene Schwester in Paris, die Mutter der Kathrine, sich dort vor einem Jahr mit einem vermöglichen Gemüsehändler wieder verheiratet hatte. Eine große Neuigkeit außer den kleinen, wo sie gewesen, was sie getrieben, gesehen, gelernt hatte, kam aber erst mit

der Kathrine selbst ins Dorf: die, daß diese gar nicht lange, ein — zwei Monate nur und gesundheitshalber zu bleiben gedenke, und die andre, daß sie einem jungen Unterländler versprochen sei, den sie in Paris kennen gelernt.

Als diese Tatsache dem Troger-Jakob zu Ohren kam, überkam ihn eine Art Unbehagen, über dessen Ursprung er sich selbst nicht klar war. Er ärgerte sich und wußte nicht recht, worüber und warum; aber der Aerger verflog auch bald; der Alltag brachte ihn auf andre Gedanken, und die Angelegenheit der Kathrine kümmerte ihn schließlich nicht groß. Es war nur sonderbar, daß er am Abend, nachdem er von der Verlobung gehört hatte, zur Geige griff und daß in seinem Spiel an diesem Abend etwas Klaghaftes war.

3

Der Kathrine Lombardi, die mit dem Lärm der Weltstadt in den Ohren in die Bergtotenstille kam, war diese Stille anfangs wohltätig, allmählich aber vermißte sie nicht sowohl den Stadtlärm als vielmehr die mancherlei Unterhaltung, die in dem lärmenden Leben gelegen hatte. „Jesses, wie auf einem Kirchhof ist es da oben“, sagte sie bald, gähnte, da sie keine Arbeit hatte, recht oft und sprach gern davon, daß Peter, ihr Verlobter, lange Zeit habe und sie vielleicht früher wieder fortreisen werde, als ausgemacht gewesen sei. Auf der Suche nach Zeitvertreib kam sie dazu, der Alplener Merkwürdigkeit, dem Troger-Jakob, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie fand, daß der Geiger auch ohne sein Instrument ein ganz unterhaltlicher Mensch sei, stand daher gern bei ihm unter der Haustür oder am Stall, ließ sich von

ihm sein bißchen Lebenslauf erzählen, tanzte einmal mit ihm, als eine im „Stern“ rastende fünfköpfige Wandermusikantenbande dazu Anlaß gab, und erklärte der Base, der Furrerin, auf Befragen, warum sie so häufig bei dem Troger stecke, achselzuckend: bah, sie wolle dann noch nicht vor Langweile umkommen da in Alplen.

Der Troger war kein Heißblütiger, eher ein Langsamer, dachte nicht daran, daß aus der allmählich sich entwickelnden Kameradschaft mit der Kathrine etwas andres kommen könnte, und hatte nie den Einfall, den Riegel, der ihm durch des Mädchens Verlobung vorgeschoben war, einmal zurückzuschieben; aber er ließ sich die Nähe der Kathrine als etwas Schönes, Feiertägliches mit stillem Wohlbehagen gefallen und wußte nicht, daß die daran schuld war, wenn ihm an manchen Tagen schwer und heimwehhaft zumute war, wußte nur, daß er seine andre Kameradin, die Geige, darob immer lieber gewann und daß das kluge Holz das alles sagen konnte, was ihn drückte und was er doch nicht in Worten herausgebracht hätte.

Da kam nun für die beiden, für den Jakob und die Kathrine, ein bedeutsamer Abend. Der Jakob saß auf der Mauer an der Bergstraße, wie er oftmals tat, und staunte ohne große Gedanken, vielleicht mit einem Wohlgefühl, wie der Feierabend es jedem Arbeiter gibt, in die weiten Matten hinab. Es war hier außen früh still. Der Jakob rauchte eine Pfeife. Als sie auf die Neige ging, war auch der Tag zu Ende. Ueber dem Bach, der tief unten die Matten durchzog, stand ein weißer, gespenstiger Dunst, der in unruhiger Bewegung bachaufwärts strich, sich hob und senkte, einte und trennte, daß es sich manchmal ansah, als walle ein Zug stiller Gestalten zum Ur-

sprung des Bergbachs, dem Gletscher, hinauf. Als nun dem Jakob mit der Pfeife die Beschäftigung ausging, sah er etwas, auf das er bisher noch nie geachtet hatte: daß sein Tal um diese Wandelzeit vom Tag zur Nacht ein eigentümliches Leben hatte. Es wurde ihm sonderbar zumute, fast unheimlich, als gingen Geister um. Die Matten zu seinen Füßen versanken immer mehr in Dunkelheit, die wandernden Dünste wurden undeutlicher und waren nur noch wie dünner Rauch; dann verschwanden sie ganz. Je mehr aber, was in der Tiefe war, von der unhörbar schreitenden Nacht ausgelöscht wurde, desto näher und schärfer traten der Himmel und die Berge, die ihn trugen, vor das Auge. Der Himmel war graublau und von einem innerlichen Silberschein durchleuchtet; an den Bergen war es, als ob sie plump und schwer und langsam, aber mit furchterregender Wucht sich dehnten und wüchsen, die weißen Häupter höher und steifer in den Himmel reckten und ihre breite Brust schwellend vortrete. Dem Jakob schienen die Felsen nah wie nie. An diese nahen und schweren Bergglieder hinüberspähend, schrak er zusammen, als ein leiser Schritt in seinem Rücken sich näherte und die Kathrine neben ihn trat.

„Haha, ich habe doch gedacht, du seiest es", lachte sie. „Von meinem Fenster aus habe ich dich da sitzen sehen." Sie schwang sich auf die Mauer, so daß sie ihm gegenüber saß. „Es wird eine schöne Nacht," sagte sie.

Er hob den Arm und deutete durch das Flußtal hinauf, wo die Berge zurücktraten und scheinbar niedriger waren, aber nur weil sie ferner standen. Dort blitzte aus einer Lücke ein blauweißes Feuer, zuerst nur sterngroß, aber an Größe und Klarheit rasch wachsend.

„Da kommt der Mond,“ sagte er. Seine Stimme klang gedämpft; um der großen Stille willen, die ringsum war, redete er unwillkürlich leise. Dann sahen sie dem Steigen des Mondes zu. Sein Schein quoll jetzt in das Flußtal herab und ließ da und dort das Wasser in den Steinen glänzen. Indessen aber war über den Bergen abermals wie eine Bewegung. Die Schneescheitel begannen zu leuchten. Die Firne lagen nach und nach ganz hell und scharf umgrenzt wie weiße Gärten unter dem dunkler gewordenen Himmel oder wie Totenhöfe mit weißen Marmorgräbern, mächtig, still.

Die Kathrine und der Jakob sprachen kaum miteinander. Sie saßen da und sahen vor sich hin und hinaus. Es war kein Abend zum viel Reden. Nur ein-, zweimal zeigte eins dem andern: „Schau, dort das Schneehorn ist auch hell geworden“ — und dann: „Schau, jetzt geht das Licht in die Matten hinab.“

„Eigentlich solltest jetzt eines spielen,“ sagte nach einer Weile die Kathrine.

Er besann sich. Dann schien ihm der Gedanke zu gefallen und er holte die Geige. Die Beine über die Mattenseite der Mauer hängend, spielte er dann leise, als ob er keinen aus dem Dorf herüberlocken wollte. Der Mond war jetzt hoch, und sein Licht übergoß auch die Stelle, wo sie saßen. Allmählich vergaß der Jakob sich im Spiel. Es wurde nicht lauter, aber es kam eine eigne Gewalt hinein. „Hörst,“ belehrte er die Kathrine mit seiner leisen Stimme, „jetzt geht das Totenvolk in den Gletscher hinauf,“ und wirklich klang die Geige, als ob ganz fern an den Gletscher hinauf ein klagendes Singen gehe.

Die Kathrine konnte nicht umhin, daß ihr bang wurde, und dann staunte sie über das, was der Jakob

alles aus seinem Instrument herausbrachte. Sie sah ihn auch an, dessen ganze Gestalt jetzt scharf im Licht stand, und sah, daß er eigentlich ein schöner Mensch war, der Troger-Jakob. Die Gestalt war eckiger, in ihrer groben Gewandung plumper als die der Männer, die sie in den Städten gesehen hatte, aber der Kopf mit dem langen blonden Haar, dem scharfgeschnittenen Profil, dem dünnen, auf die Brust rieselnden Bart, vor allem mit den sonderbaren, unter den langen Wimpern spähenden Augen war — richtig wie der Heilandskopf war er, den sie in Paris auf dem Bild eines großen Malers gesehen hatte. Ein eigentümlicher Mensch war der da, der Jakob, ein seltener. Wenn sie daran dachte, daß sie in einigen Wochen und für immer von hier fort mußte, so tat es ihr leid, den da, den Troger, zurücklassen zu müssen; sie hätte ihn ihr Leben lang so neben sich haben mögen, wie jetzt. Es fiel ihr nicht ein, daß sie ihn für den Städter, den Peter, eintauschen möchte; sicherlich hätte sie nicht ein Leben in des Trogers Hütte und in Alplen an das vergnüglichere Stadtleben getauscht, aber daß in letzteres der Troger nicht gehörte, war doch schade.

Der Jakob ließ jetzt den Bogen sinken. Er fühlte, daß ihr Blick auf ihm ruhte, und wendete sich langsam nach ihr um. Ihr schmales, schönes Gesicht erschien im Mondlicht wachsfarben, das dunkle schlichte Haar legte sich glatter und ordentlicher als gewöhnlich darum. In ihren Augen stand die große Traurigkeit, die weder ein gewollter, noch ein eine Empfindung spiegelnder Ausdruck, sondern nur eine Eigentümlichkeit ihres Blicks war. Ihre Augen trafen einander.

„Du — es ist schade, daß du wieder fortgehst," sagte der Jakob und legte die Hand auf die ihre;

aber auch in seinem Ton war nichts, was wie eine Bitte: „Bleib lieber da" klang, sondern auch er nahm es für selbstverständlich, daß alles blieb, wie es war. Es fiel ihm nicht ein, dem andern, ihrem — dem Peter, die Braut abspenstig zu machen.

„Ja, eben, gelt," gab die Kathrine auf sein Wort zurück.

Dann saßen sie wieder eine Weile ganz zufrieden.

„Ja — es ist halt jetzt so," sagte die Kathrine noch.

Der Jakob strich noch ein paarmal mit dem Bogen über die Saiten, klimperte mit den Fingern daran und summte leise dazu. Dann kam allmählich ein kälterer Luftzug bergher und die Kathrine fröstelte.

„Jetzt muß ich doch wieder hinein," sagte sie dann, „die Base wird sich wundern, wo ich stecke."

Als sie von der Mauer glitt, nahm auch der Jakob die Geige unter den Arm und ging mit ihr. Zwischen „Stern" und Trogerhaus sagten sie „gut Nacht". Sie gaben einander die Hand und drückten fest zu. Dann trennten sie sich.

Nun war es ganz sicher, daß das Erscheinen der Kathrine in des Trogers Leben ein Ereignis, vielleicht das größte seines ganzen Lebens war; ebenso fest aber stand, daß er viel zu zäh, trocken und stark war, als daß er den Kopf hätte hängen lassen, weil er sie nicht behalten konnte. Er ging kein einziges Mal nach jener Mondscheinnacht mit schwererem Herzen als früher zu Bett oder bekam das Leben satt oder verlor den guten Alltagshumor, nur eins ließ sich nicht leugnen, daß seine ohne Lehrer sich entwickelnde Kunst, die Geige zu spielen, eine letzte und große Verinnerlichung und Erhöhung erfuhr, seit er sein Herz an das Mädchen hing. Selbst der Kapuziner, der schon weit in der Welt herumgekommen

und viel schöne und gute Musik gehört hatte, stand in diesen Tagen oft und oft unter des Bauern Fenster und schüttelte den Kopf und meinte: „Ja, er sollte doch noch sich ausbilden lassen, der Jakob, sollte er; es steckt etwas in ihm; fast eine Sünde scheint es, wenn man die Gottesgabe nicht pflegt."

Als er dann allen Ernstes dem Jakob riet, an ein Musikinstitut in eine Stadt zu gehen, ihm auch seine Verwendung versprach, sah ihn der aber groß an und sagte lachend: „Nein Herr Pater, da bin ich schon lang zu alt, und ich wüßte auch nicht, wie mich umtun in einer solchen Schule und — Herrgott ja — da möcht' ich schon lieber fünfzig Körbe schweren Mist auf den Winterberg hinauftragen, als unter das hochnasige Stadtvolk gehen, ein Vierschrot wie ich."

Der Pater Kapuziner meinte darin auch wieder etwas Wahres zu sehen: in seiner Art, seinen Lebensgewohnheiten hatte der Jakob nichts von einem Künstler an sich. So beschied er sich bald und gab zu, daß jener wohl besser der Bauer blieb, der er war.

Die Wochen der Kathrine gingen indessen herum. Sie erklärte, daß sie in Alplen fürchterlich gesund geworden sei, plauderte den einen Tag fröhlich und viel von ihrer künftigen Hochzeit, von Paris, dem städtischen Peter und der schönen Zukunft und steckte den nächsten fleißig bei dem Troger-Jakob auf Matte oder am Haus und bedauerte dabei heimlich, daß ihre Zeit schon um war.

Darüber war auf einmal der Reisetag da.

Er fing mit einem hellen, warmen Morgen an. Die Sonne war noch nicht auf. Ihr Vorbote, das Frühlicht, lag erst rosig auf den höchsten Bergspitzen, als die Kathrine reisefertig in die Haustür am Sternwirtshaus trat. Die Furrerin erschien neben ihr, und der Furrer, rot, fauchend und mächtig, nestelte

an dem Strick herum, der den Koffer der Kathrine auf einem an das Haus gelehnten Räf festhielt. Dann half er einem jungen Knecht das Tragholz auf den Rücken nehmen, streckte der Kathrine die breite Pratze hin und grüßte trocken: „So, ade." Darauf ging er ins Haus.

Da kam der Troger-Jakob über die Straße, in guten Kleidern, den Hut auf dem Kopf.

„Ja, geht der jetzt auch mit?" fragte die Furrerin unwirsch das Mädchen.

„Natürlich," gab das zurück und hatte einen kurzen Augenblick das Blut in den Backen.

Der Jakob tat, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre. Er sagte guten Tag und fragte: „Kann ich etwas tragen, etwa?"

Seine Ruhe half der Furrerin über den kleinen Zorn hinweg; sie lachte. „Kannst sie ja gerade dem Peter nach Paris bringen," sagte sie zum Jakob.

„Mit dem dürfte ich freier gehen, als mit manchem Alten," sagte die Kathrine spitz.

Dann nahmen die Weiber Abschied, kurz, ohne viel Worte. „Dank eineweg für alles," sagte die Kathrine noch.

Der Knecht hatte sich mit seiner Last auf die Beine gemacht und schritt schon durch die Dorfgasse. Nun gingen auch der Jakob und das Mädchen. Die Furrerin sah ihnen nach und winkte noch einmal. Die Kathrine aber blieb plötzlich stehen. „Deine Geige," sagte sie zum Jakob, „nimm sie doch mit".

Er besann sich. „Ja, wenn du willst," sagte er dann und ging rasch nach seinem Haus zurück. Mit dem Instrument unterm Arm kam er wieder. Dann schritten sie Seite an Seite davon.

Im Dorf war es noch still. Wo ein Bauer oder ein Knecht aus dem Stall trat, hielt die Kathrine an,

ihm Ade zu sagen. Der Jakob stand dabei, lachte ein wenig gnädig, wie um zu sagen: nun ja, dir mag sie die Hand noch geben, und hatte dabei das Hochgefühl: dich geht sie mehr an als alle andern!

Unterhalb des Dorfes senkte sich die Straße und begann sich zu winden. Bald sahen sie die Hütten von Alplen nicht mehr und es wurde einsam. Der Knecht hatte einen großen Vorsprung. Er machte einmal Miene, auf sie zu warten, aber sie winkten ihm jauchzend vorwärtszugehen. Die Matten waren feucht vom Morgentau. Das rote Licht in der Höhe vertiefte sich und glomm um viele Zacken und Zinnen.

„Ja, ja, jetzt gehst halt," begann der Jakob einmal seufzend; zu reden wußten beide nicht viel.

„Ja, eben," sagte die Kathrine.

Nach einer Weile nahm er ihre Hand, die sie ihm willig ließ; so gingen sie den ganzen weiteren Weg Hand in Hand, und einmal sang sie leise vor sich hin, und wieder einmal begann er zu pfeifen. Später sagte sie: „So, jetzt könntest eins spielen im Gehen."

So ließ er für eine Weile ihre Hand fahren, nahm die Geige und spielte lustig, im Takt, daß sich gut dazu wanderte. Nachher umschloß er ihre Finger wieder mit den seinigen. Sie kamen durch das nächste Dorf und tiefer dann durch ein zweites.

„Du hast aber weit wieder heim," sagte die Kathrine.

„Bah, wegen der Weite," gab er zurück; ebensowohl hätte er sagen können: meinetwegen ginge ich tags meines Lebens so zu; er meinte es doch.

Abermals ein Stück tiefer im Tal sagte er: „Jetzt komme ich noch bis an den Russenhügel, dann kehre ich um. Wenn dich der Vetter in Schattenhalb erwartet, brauche ich nicht dabei zu sein."

„Ja," antwortete sie kurz.

Die Sonne war jetzt heraufgestiegen, ihr Licht floß warm über die grünen Alphalden herab. Hie und da stand schon karger Wald an den Lehnen, und die Tannen glänzten in dem sachten goldenen Strom, der sich reich und reicher über sie ergoß. Die Bergamseln schlugen in den Gehölzen und zwischen den Steinen. Die Straße aber war leer, nur ganz fern sahen sie manchmal den Knecht mit seiner Traglast. Jetzt kamen sie an den Russenhügel, erhöhten Alpgrund, auf dem der Sage nach 1799 eine kleine Schar Russen von einer französischen Uebermacht angegriffen und niedergemetzelt worden war. Der Hügel trennte zwei Talsenkungen, die Straße umging ihn, der Jakob und die Kathrine aber stiegen an seiner einen Seite hinauf. Es schritt sich gut auf dem kurzen Gras.

„Jetzt da oben kehre ich um," sagte der Jakob, und auf der Hügelhöhe hielt er an.

„So — also — leb gesund," sagte der Jakob.

„Ja, du auch," gab die Kathrine zurück.

Sie drückten einander herzhaft die Hand und sahen einander frei und freudig an. Dann wandte sich die Kathrine zum Gehen. Aber als sie schon ein paar Schritte getan hatte, streckte ihr der Jakob noch einmal die Hand nach. „Ade, reise gut," sagte er. Es war ihm eben noch eingefallen, und sie schlug noch einmal ein und sagte: „Ja, Dank!"

Dann ging sie wirklich. Im Hinabsteigen nahm sie den Hut vom Kopf. Dabei schob sich die schwarze Haarsträhne ihr wieder in die Stirn und der Jakob konnte, während sie in ihrem dunkeln Kleid anmutig und schlank hinabstieg, sehen, wie sie manchmal mit der Hand das Haar zurückstrich. Sie grüßte dann jedesmal hinauf. Ihn konnte sie lange deutlich unter-

scheiden, denn die Sonne zeigte seine hagere, knochige Gestalt in scharfen Umrissen. Auch den dünnen, langen Bart sah sie einmal im Wind aufwehen und sein Haar bauschte sich am Hemdkragen auf.

Als sie unten die Landstraße wieder erreichte, nahm er die Geige. Scharf strich er mit dem Bogen darüber, daß sie sich gleich umsah, als der Klang sie erreichte. Sie winkte mit der Hand. Da lachte der Jakob zufrieden und spielte mit einem freudigen Eifer. Der Wind wehte ihr die Töne nach. Nach einer Weile vermochte er nicht mehr zu sagen, ob sie ihn noch hörte, aber er spielte fort mit großer, die Töne mächtig hervorholender Bogenführung. Dabei war es ihm, als werfe er ihr irgend etwas Helles, Schönes nach — Sträuße — ein Andenken, irgend noch etwas und noch etwas. Als er sie nicht mehr sah, brach er ab. Er schlug die Geige ins Tuch und drehte sich Alplen zu. Als er sich auf den Heimweg machte, fiel ihm ein: Tummeln mußt dich, wenn du heimkommst, gerade manche Stunde hast versäumt diesen Morgen.

4

Die Spur der Kathrine Lombardi verwischte sich in Alplen bald, ja sie war auch auf dem Lebensweg des Troger-Jakob bald kaum mehr deutlich. Als Vermächtnis ließ sie ihm nur die Vertiefung, die größere Wärme und Leidenschaft seines Geigenspiels, aber vielleicht, wenn er, während er sein Instrument handhabte, innerlich mehr als früher mitlebte und mitfühlte, was er spielte, wußte er kaum, daß er das der Kathrine verdankte. Er war äußerlich der gleiche wie immer, tat sein Tagwerk, hatte an einer schönen Geiß Freude und an seinem Mattland, wenn das Gras gedieh, und an seiner Geldtruhe, weil die Gülten

darin eher mehr als weniger wurden. In diesem äußerlich so behaglichen und zufriedenen Leben waren nur Stunden, in denen ihn etwas plagte. Diese Plage aber war innerlich, eine Art Krankheit, wenn man wollte. In diesen Stunden hatte er ein Verlangen nach etwas Unbestimmtem, hatte manchmal die Empfindung, daß in seinem Leben einmal etwas viel schöner gewesen sei und nun nicht wieder kommen wolle, und das schuf ihm eine Art Hunger, der, solange er dauerte, übel an ihm zehrte. In dieser Hungerzeit erinnerte er sich am häufigsten und raschesten der Geige und fühlte, daß er nie so gut spielte wie gerade dann, machte auch nach und nach die Entdeckung, daß die von Alplen wie auch Fremde, die allenfalls ihn zu hören Gelegenheit nahmen, nie so andächtig und sichtlich ergriffen lauschten, wie wenn er aus solcher Stimmung heraus spielte. Daraus erhöhte sich einesteils noch immer seine Anhänglichkeit an sein Instrument, dann aber erstand ihm nach und nach eine feine Empfindsamkeit für den Eindruck, den sein Spiel auf die Zuhörer ausübte. Die Freude daran und das Verlangen, sie immer wiederholt zu sehen, die Hoffnung auf jeden neuen kleinen Sieg mochten viel dazu beitragen, daß er sich über sein eigentliches Verhältnis zu der Kathrine Lombardi nicht klar wurde und daß eine wirkliche Trauer um sie nicht in ihm aufkam.

Es zeigte sich aber, daß die von Alplen dieses Verhältnis von einer andern und fast drolligen Seite betrachteten. Im Dorf hatte die Schönheit des Mädchens mehr Wohlgefallen hervorgerufen, als sich während ihrer Anwesenheit geäußert hatte. Hinter der Kathrine her war ein großes Rühmen: Jesses, das ist eine Feine gewesen, eine Wetterschöne das! Es ging eine Art Aerger durch Alplen, daß das

schöne Gesicht dem Dorf nicht erhalten worden war. Als der einzige aber, dem die Macht gegeben gewesen, die Kathrine zu halten, galt ihnen der Troger-Jakob. Nun empfanden sie, fast ohne es zu wissen, den Umstand, daß er das Mädchen hatte ziehen lassen, als ein Unrecht gegen das Dorf und rechneten das Fortgehen der Kathrine dem Troger als eine Niederlage an. Wenn ein angesehener Mensch eine noch so unbedeutende Niederlage im Leben erleidet, pflegt er in den Augen seiner lieben Mitmenschen unwillkürlich um ein paar Finger kleiner zu werden. Kleiner wurde auch der Jakob. Als er aber dermaßen an äußerem Ansehen unvermerkt einzubüßen begann, verlor ebenso unmerklich und langsam auch das an Bedeutung, was ihn über die andern hinausgehoben hatte, sein Geigenspiel. Eines Tags ging die Frage im Dorf um: „Ja, warum ist er nun nicht an die fremde Musikschule gegangen, der Troger, wo ihn der Pater hat hintun wollen?" Schon die Frage barg einen leisen Spott in sich. Die Antwort ließ den Spott schon deutlicher durchklingen: „Bah, es wird eben nicht so weit her sein mit seiner Kunst; so wird er schon merken, daß er besser tut, daheim zu bleiben."

Das waren ein paar Nörgler, die so redeten. Der Bennet, der Dorfverwalter, der Kapuziner und ein paar andre ließen sich ihre Freude an des Jakobs Musik darob nicht verkümmern, die laueren unter seinen Anhängern aber taten dem Geschwätz die Ohren auf. Die Zahl der Bewunderer Jakobs stand also bald in umgekehrtem Verhältnis zu seinem wachsenden Ehrgeiz. Allmählich begann er zu merken, daß er an Macht über die Alplener verlor. Das stach ihm nun seltsamerweise viel mehr ins Herz als der Abschied von der Kathrine. Es überfiel ihn eine eigentümliche Unruhe. Er begann seine bäuerlichen Pflichten

zu vernachlässigen, zog mit der Geige in die nächsten Dörfer hinab, achtete ängstlich darauf, ob der ihm dort gespendete Beifall laut und warm oder spärlich klang, fing an, daheim zu erzählen, wie sie ihm auswärts zugeklatscht hätten, während er sonst der Schweigsamsten und Bescheidensten einer gewesen war. Wenn Fremde nach Alplen kamen, wartete er nicht mehr ab, bis er gerufen wurde, sondern lief selbst hin, suchte sich irgendwie bemerkbar zu machen und erreichte meistens, was er wollte, daß er, der die Geige auffällig im Arm trug, zum Spielen aufgefordert wurde. Weil noch immer wie früher, ja mehr als ehemals das, was in diesem sonderbaren Menschen Feuer war, während des Spiels aufloderte und in den Tönen sich kundgab, so blieb bei dem Fremdvolk das Staunen und der laute, oft überschwengliche Dank, den er erwartete, selten aus. Nur einmal, eines Abends, da er im Sternenwirtshaus vor einer ganzen Schar Touristen spielte, bekam er ein bitteres Wort zu hören. Es saß da einer unter den fremden Gästen, in Kniestrümpfen, geschniegelt und großsprecherisch, eine goldene Brille auf der Nase und eine — Stimmgabel in der Rocktasche. Auf seiner Visitkarte, die er nachher mit ein paar Tischnachbarn tauschte, stand sein Name: Justus Schneider, Musikdirektor. Als der Troger-Jakob seine Geige weglegte, spendeten die Gaststubeinsassen lauten Beifall. Der Musikdirektor lächelte mitleidig und als ihn einer um seine Meinung fragte, zuckte er die Achseln und sagte, dem Jakob mit einer fatalen Gönnerhaftigkeit zunickend: „Von Kunst kann natürlich nicht die Rede sein, aber — nun — was man nicht alles schön findet in dieser schönen Gegend!“

Der Jakob hörte gut. Er verstand jedes Wort. Still packte er die Geige zusammen und ging hinweg;

zu grüßen vergaß er; er war sehr bleich, als er über die Straße nach seinem Haus schritt.

Das hatten aber die von Alplen nachher bald heraus, wie da im „Stern" einer, der es wissen mußte, von dem Spiel des Troger-Jakob gesagt hatte, daß daran nichts Besonderes sei. Langsam schrumpfte der Troger-Jakob zu dem Menschen wieder zusammen, der er vor seines Vaters Tod für das Dorf gewesen war, ein gleichgültiger, alltäglicher; es wurden auch wieder Reden laut wie damals, da der Jakob erst des Lehrers Schule entlaufen war: „Hör doch auf mit deinem Kratzen!" „Laß doch das ewige Gefiedel!" Nur daß der Troger sie nicht mehr lachend oder gleichgültig hinnahm wie vor Jahren! Seine Unruhe verwandelte sich in Scheu. Er stellte seine Fahrten in die Nachbardörfer ein. Einmal versuchte er noch für die von Alplen an der Winterberghalde wie ehemals zu spielen. Der Bennet saß bei ihm, und zwei Weiber kamen gemächlich die Halde herauf, ihm zuzuhören, auch der Kapuziner zeigte sich und machte Miene, heraufzusteigen; aber es wurde keine Gemeinde mehr. Der Jakob brach plötzlich ab.

„Was willst?" fragte der alte Bennet.

Er antwortete nicht. Den Kopf auf die Brust gesenkt, stieg er hangab und verschwand im Haus.

Von da an spielte er nicht mehr vor andern. Aus seiner Stube hinter meist verschlossenen Fenstern hervor konnten sie die Geige noch hören. Dann merkten sie allmählich, daß etwas mit ihm vorging. Er verkaufte sein Vieh und kaufte kein andres; ein paar Matten seines Besitztums schlug er los. Da begann er ihnen leid zu tun.

„Was ist mit dir, Jakob?" fragte ihn hier und dort einer.

„Das Bauern ist mir verleidet," gab er zurück.

Dabei sah er aus, als ob ihm auch das Reden verleidet sei; denn er entlief jedem, der ihn in ein längeres Gespräch verwickeln wollte.

„Herrgott, er kann es halt doch, das Geigen," sagte dann ab und zu der und jener. Weiber besonders schlichen sich noch immer hie und da ans Fenster und lauschten und rühmten ihn.

„Auf die Musikschule hat es doch nicht gereicht," warf darauf wieder einer dazwischen. So machten sie ihn rasch wieder klein, wenn er zu Ansehen kommen wollte. Und so sehr er sich zurückzog, ihr Geklatsch erreichte ihn doch; da müßte nicht ein jedes Dorf an Zuträgern so reich sein. Auf einmal eines Morgens war er aus dem Dorf verschwunden. Es dauerte ein paar Tage, bis die von Alplen erfuhren, wo er sich hingewandt hatte, und schon ging ein ängstliches Gerede durchs Dorf: „Er ist so sonderbar gewesen in letzter Zeit, der Jakob, so wie nicht recht im Kopf; am Ende hat er sich ein Leid angetan."

Da brachte einer der Bergführer, die zu Alplen hausten, der Kuoni, die Nachricht, daß der Jakob in der Inneralp sitze, in der Sennhütte, die ihm eigen war. Es sei ihm verleidet zu Alplen, habe er gesagt, und in der Alp wolle er bleiben über Sommer, weil da — keiner sei, der an einem herumschulmeistere.

Richtig blieb er in der Inneralp den ganzen Sommer sitzen. Erst ganz spät im Herbst, eines Tages ums Eindunkeln, sahen ihn ein paar Bauern wieder vor seiner Haustür stehen und aufschließen. Die, die ihn bemerkten, stießen einander heimlich an und gafften mit großen Augen. Er sah sonderbar aus. Es schien, als sei er da in der Alp um einen vollen Kopf gewachsen; aber das mochte nur darum so aussehen, weil er hungerhager geworden war. Sein ehemals blondes, nun aber dunkel gewordenes Haar,

das schon immer lang gewesen, hing ihm auf Achseln und Rücken wie eine Mähne, sein schöner dünner Bart fiel lang auf die Brust. Als die Tür unter seinem Druck aufging, sah er sich um und nickte den Bauern zu: „Tag!"

Da mußten die sich erst besinnen, ob er es wirklich sei, denn er hatte einen Kopf wie einer der gemalten Apostel auf den Prozessionsfahnen. Die Nachricht von seiner Heimkunft ging auf schnellen Beinen durchs Dorf. Die redselige Sternwirtin, der es ein Gast in die Wirtsstube trug, geriet in eine gelinde Erregung darüber. „So, so — ja, ja," eiferte sie, „das ist jetzt gerade wie gemacht. Just heute hat die Kathrine geschrieben und nach ihm gefragt," und dann lief sie, so eilig es ihre Rundheit erlaubte, in die Straße und an seine Tür hinüber.

Er war beschäftigt, an seinem Haus die Fenster und die Laden aufzutun, und öffnete eben jenes Fenster der Haustüre zuneben, an dem bei ihrem Ins-Dorf-kommen Kathrine gestanden hatte, als die Furrerin heranwackelte.

„Tag, Jakob," sagte sie, und ihre Augen wurden groß wie vorher die der Bauern. Im Rahmen des Fensters sah sein Gesicht mit der hohen Stirn und vom Haar lang umwallt wie ein Bild aus.

„Tag, Furrerin," sagte er gleichmütig. Die Stimme war die alte und half der Frau aus dem Staunen.

„Die Kathrine hat geschrieben, und grüßen läßt sie dich," hob sie wieder an.

Er stützte sich mit knochigen braunen Händen auf das Fensterbrett. „So," sagte er. Dabei sah er die Straße entlang und schien nachzudenken. „Grüßt sie auch wieder, die Kathrine," fügte er hinzu.

Die Furrerin versicherte, daß sie das freilich wolle, und ließ dann eine Menge Fragen los. „Wie es

gewesen sei in der Alp? Warum er so lang geblieben sei? Und ob er jetzt dableibe?"

Er schien aber gar nicht darauf zu achten, nahm den Blick von der Straße, langsam und in Gedanken, und sagte dann: „Ja — ich muß lüften im Haus, lüften muß ich," trat von dem Fenster zurück und ließ die Furrerin stehen.

Aber die Alplener wurden doch bald wieder heimisch mit ihm. Etwas Scheues hatte er noch an sich, aber er begann wieder Arbeit zu tun wie jeder andre, hielt sich zwei Geißen, melkte, trug Gras und Holz ein; ein-, zweimal kam er zu einem Schoppen in den „Stern". Am Ende war nur sein Haarwuchs noch befremdlich an ihm, sonst nichts. Im Haus hörten sie ihn oft spielen. Sie spitzten die Ohren. Weil sie ihn lange nicht mehr gehört hatten, war ihr Interesse für sein Spiel als für etwas Neues wieder wach. Aber er hielt Fenster und Türen verschlossen, wenn er die Geige strich. Da wurde aus dem Ohrenspitzen bei manchen ein wirkliches, fast verlangendes Lauschen.

„Los, wie schön," sagte der und jener und hielt den Atem an. Wenn der Sturm durch die Straße fegte, kam mit den Windstößen manchmal der Geigenton an ein Fenster gefahren.

„Der Troger spielt," sagte dann der, der den Klang auffing, und hielt das Ohr hin, ob er mehr erhasche.

Denn die Töne waren auf einmal kostbar geworden, weil sie so selten waren.

Weil sie aber in dem Troger allmählich wieder den Alten gefunden hatten, hielten die von Alplen mit dem Wunsch nicht hinterm Berg: „Nun spiel doch wieder einmal, Jakob, aber daß es auch ein Mensch hören kann."

Er lachte dazu, tat aber sonst, als habe er nichts gehört. Acht Tage später, an einem Sonntag, stand sein Fenster offen, als er spielte. Es dauerte nicht lange, da standen die Alplener zahlreich in der Straße vor seinem Haus, zahlreicher fast, als da sie noch zu ihm an die Winterberghalde gelaufen waren. Sie merkten bald, daß er nichts verlernt hatte.

„Schön ist es, einfach schön," flüsterten da und dort ein paar Weiber. Als er innehielt, blieb es ganz still, zwei Männer traten unters Fenster. „Spiel noch eins, gelt?" sagte der eine.

Dann kam der Bennet, der Dorfverwalter, und streckte den Kopf dem Jakob in die Stube. „Ja, gelt, spiel noch," sagte er in einem zitterigen Ton; der Bennet war sein treuster Anhänger.

Der Jakob spielte auch wieder. Es klang fast stärker als je; es war zu merken, wie eine Art Freude in dem Geiger losbrach. Mit dem Bogen in der Hand kam er nachher unters Fenster, setzte sich aufs Gesimse und sagte: „Jetzt habe ich euch lange nicht mehr gespielt."

Er lachte dazu und die ihn ansahen, vergaßen völlig, daß er einmal wie ein im Kopf nicht rechter sich in die Inneralp verkrochen hatte, er war ganz wie jeder von ihnen, derb, aufgeweckt und gesprächig.

Die Weiber rühmten: „Ja, du kannst es halt, Jakob."

„Schön ist es," sagte der Bennet mit tiefem Atemzug.

Da entfuhr dem Kapuziner, der unter ihnen stand, das gutmütig-unvorsichtige Wort: „Wahrhaftig, schade ist es, daß du dich hast nicht weiterbilden lassen, Jakob!"

„Sicher ist es schade," bestätigte ein Bauer.

„Ja, schade ist es," murmelte die ganze Schar nach.

Der Jakob machte ein eigenes Gesicht.

Sein Blick bekam wieder den sinnenden, zerfahrenen Ausdruck.

„Ja — ja — ja," sagte er gleichmütig, tat einen Schritt rückwärts, machte das Fenster zu und ging.

Draußen die Alplener sahen einander an, einer wollte ihn herausklopfen. Der Bennet hielt ihn ab. Am Ende nahmen sie des Jakobs Benehmen für eine seiner Eigenheiten und verliefen sich.

Aber den Troger hatten sie zum letztenmal gehört.

Er spielte nicht mehr, kam nicht mehr ins Wirtshaus, ließ sich kaum sehen. Wollte einer mit ihm sprechen, entlief er ihm. Acht Tage später an einem Morgen trat er mit schwer bepackter Rückengabel aus seinem Haus. Der Sternwirt stand just in der Straße. „Wo willst du denn hin? rief der herüber.

„In die Inneralp," gab der Jakob zurück.

„Jetzt im Winter — bist — nicht recht," sagte sich ihm nähernd der Furrer; aber der andre kümmerte sich nicht. — „Warum gehst denn?" schrie halb zornig, halb hilflos der Furrer.

„Weil es mir gefällt," gab der Jakob zurück.

Der Furrer trollte sich, es im Dorf bekanntzugeben. In der Straße sammelte sich eine Haufe Menschen, die hin und her berieten, wie sie sich zu der Abreise des Troger-Jakob stellen sollten. Die eine Hälfte war dafür, daß ihm einer nachgehe und ihn von dem tollen Gang abhalte, die andre wollte ihn laufen lassen. Am Ende siegte die Meinung, man solle ihm seinen Weg lassen und, falls er nicht zurückkäme, einmal nach ihm sehen.

Zurück kam er nun freilich nicht. So hieß es nach ein paar Wochen zu Alplen: „Sehen sollte doch einer einmal, nach dem Jakob in der Inneralp." Dabei zeigte sich, daß wohl viele dieser Meinung

waren, aber keiner selbst zu gehen Lust hatte. Am Ende machte sich der alte Bennet auf den Weg; aber er kam am gleichen Tag zurück und allein.

Die von Alplen bestürmten ihn mit Fragen: „Hast ihn nicht gefunden? Kommt er nicht? Was hat er gesagt?"

Der Alte wiegte bekümmert den Kopf. Freilich gefunden habe er ihn, erzählte er dann, aber aus der Alp heraus brächten ihn keine zehn Pferde. Was er denn angebe? Warum er nicht komme? Bah, ein sonderbares Wort habe er zwei-, dreimal darauf gesagt, der Troger: „Weil man es euch Menschen nicht recht machen kann!"

Als aber im Sommer die Sennen wieder in die Inneralp fuhren, fanden sie den Jakob doch nicht so verrückt, wie er verschrien war. Er schien sogar so gut beim Verstand wie sie selbst; nur vom Ins-Dorf-kommen wollte er nichts mehr wissen und wenn er geigte, geschah es an einem abgelegenen, verborgenen Ort, daß sie die Töne just so wie Seufzen herüberklingen hörten.

Der Sommer ging hin. Die Sennen zogen von der Alp; der Troger kam nicht mit. Dann versuchten einige Dörfler noch, ihn zum Heimkommen zu überreden; aber sie erreichten nur, daß er noch scheuer wurde und sich nicht mehr blicken ließ.

Das sind nun so dreißig Jahre her. Ob der Troger wirklich noch lebt, weiß keiner in Alplen; denn seit einer langen Reihe von Jahren hat ihn keiner mehr gesehen. Er ist auch längst nicht mehr um Speise und Trank gekommen; aber sie glauben, daß er sich die von irgendwoher holt, von einer fremden Alp vielleicht; denn sie wollen ihn nicht tot haben. Die kleinen Kinder, wenn sie einsame Wege gehen, die Sennen und Jäger und Strahler, die

großen Kinder, wenn sie ins stille Gebirge steigen, sie hören den Geiger und sagen scheu: Wundervoll spielt er, der Troger.

Denn auch das hat sich sonderbar gewendet. Das Spiel des Troger-Jakob, an dem sie, so lange sie es nahe hatten, immer genörgelt haben, hat in ihrer Erinnerung zu etwas Wundersamem, Hohem sich verwandelt.

In seiner Hütte sitzt der Bennet, der ehemalige Dorfverwalter, jetzt ein gebückter, runzelwangiger und überzeitiger Mensch. Der lauscht immer und murmelt wohl zwanzigmal täglich, weil er Zeit hat, vor sich hin: „Der hat spielen können, der Jakob, meineidig schön."

Das gleiche, nur je nachdem in den und den Worten und bei der und der Gelegenheit, sagt mancher Alte in Alplen. Jetzt haben sie eine Art Heimweh nach dem, der, als sie ihn hatten, nicht gut genug war! — — —

Das Leni

Es war wie das Stehenbleiben einer alten knarrenden Ticktackuhr, daß die Lammwirtin tot war.

„Jesus, Jesus, jetzt ist sie tot!" sagte der Lammwirt, der Florian Senn, stand inmitten seiner niederen, großen, leeren, im ersten Stock gelegenen Gaststube wie an den Boden genagelt, hilflos, als wüßte er nicht vorwärts und nicht zurück und durch sein ausdrucksarmes Gesicht mit dem ungepflegten dünnen, braunen Spitzbart zuckte manchmal gleich fernem Wetterleuchten ein Flennen. An dem langen Wirtstisch, der den sechs Stubenfenstern entlang stand, hockten die beiden Buben, der Joseph und der Balzli, und staunten ins Leere. Auf dem braunen Wachstuch des Tisches waren die sechs Fenster abgezeichnet, eine schöne klare Reihe, immer ein helles Viereck und der Schatten eines Pfostens dazwischen. In zweien von den Vierecken standen die Schattenbilder der Buben, das breite des Joseph, des in die Mannsjahre reifenden Burschen, mit dem borstigen Blondkopf und dem sauberen, noch unbärtigen Gesicht, und das bescheidene kleine des Balzli, des kaum in die ersten Hosen hineingewachsenen, mit dem weißblonden dünnen Haar und den schmalen feinen Zügen.

„Jesus, sie ist tot!" In dem Ausruf des Lammwirts lag die ganze Größe des Unglücks, das über das Haus gekommen war, ausgeprägt. Es ging der Mittagstunde zu. Der Tisch hätte gedeckt werden sollen; der Bauer pflegte um diese Zeit Weisung zu bekommen, was für Arbeit am Nachmittag auf dem

Landbesitz zu tun sei, der Joseph Rat zu erhalten, ob das Vieh auszulassen oder nicht und wohin es zu treiben sei, und der Balzli pflegte dahin oder dorthin mitgeschickt zu werden, damit er für den Nachmittag versorgt sei. Und die das alles ausdachte und ordnete, die war tot! Im Nebenzimmer lag sie. Die Tür dahin stand angelehnt. Ein Streifen hellen Lichtes lief von der Spalte in die große Stube hinaus und zeichnete eine leuchtende schöne Linie in den nicht überreinen Boden.

In der Nebenkammer lag die Lammwirtin. Aus buntgeblumten Kissen schaute ein eingefallenes wächsernes Gesicht mit einer spitzen Nase, deren Bug einen leisen Glanz ähnlich feinpoliertem Elfenbein hatte. Das Bett stand an die Fenster gerückt, die auch hier wie in der Wohnstube dicht aneinander gereiht waren; so konnte einer, wenn er sich die Mühe nahm, von der Straße herauf der Lammwirtin ins Totenbett sehen. Und ins Bett hinein blickte von hoch und ferne, unterm blauen Himmelsrande herab der neu überschneite klare Steingletscher. Die Lammwirtin hatte den Trost mit in den ewigen Schlaf hinübernehmen können, daß nicht jeder wie sie zu Häupten seines Sterbebettes einen solchen Wächter hatte. Dort stand der Gletscher gleich einer riesigen, wundervollen Dombaute. Wie kunstvoll ausgeschlagener Zierat hing der Neuschnee an seinen Gliedern; wie schlanke Türmchen und mächtige Türme, Kuppeln und Zinnen gleich hoben sich seine weiten, im Halbkreis das Tal abschließenden Ränder vom Himmel ab. Das reiche Blau umfloß sie und wich doch wiederum von ihnen zurück, so daß es sich ansah, als täten sich Gründe und Tiefen hinter ihnen auf, Gefilde, in die sich's vom Eise hinübersteigen ließe. Einen wundersamen Wächter hatte die Lammwirtin. Neben dem verschwand

das schmächtige kleine Menschenwesen, das zur andern Seite ihres Bettes saß, die Hände gefaltet hielt und mit einer vor Andacht leisen Stimme langsam und innig, nicht leiernd, wie die Totenbeterinnen an den Särgen tun, ein Vaterunser nach dem andern sagte. Der Steingletscher warf ein weißes Licht, einen fast heiligen Schein in die Kammer der Lammwirtin. Er umleuchtete auch das Leni, das Kind, und umleuchtete es so hell, daß an der kleinen vornübergebeugten Gestalt wie an einem aus Stein gehauenen Bildwerke jedes Fältchen des abgetragenen schwarzen Kleides und jedes braune Haar, das wirr und zerzaust auf die schmalen Schultern und in das bleiche Gesicht hineinhing, sichtbar wurden und daß das Gesicht selber in all seiner durchsichtigen Bläſſe, mit den blauen Adern an den Schläfen, der feinen schönen Nase und dem schmalen festen Mund, scharf und deutlich geprägt hervortrat.

„Vater unser," betete das Kind. Da kam aus der Eßstube ein Stöhnen, dann ein Geräusch, als würfe sich jemand schwer auf einen Stuhl, und dann ein lautes, in seiner Ungehemmtheit fast kindisches Flennen. Das Leni senkte den Kopf zur Seite und lauschte, dann flog ihre Wangen eine leise Röte an, und als vermöchte es nicht länger zuzuhören, glitt das Kind von seinem Stuhl und trat in die Nebenstube. Als es die Tür öffnete, strömte die Gletscherhelle ihm nach in die Stube hinaus; inmitten stand die kleine dunkle Gestalt und erschien trotz der rauhen Gewandstoffe, in denen sie stak, trotz des schweren Schuhwerks, das ihr die Füße verunstaltete, wie von einem Stern zierlicherer und feinerer Menschen in die Bauernstube heruntergefallen.

„Flennet nicht so, Vater," sagte das Leni.

Der Lammwirt hockte auf einem Stuhl an der

Wand, hielt die Hände vors Gesicht geschlagen und heulte wie ein Weib.

Da schien eine seltsame Entschlossenheit in das zwölfjährige Kind zu fahren; es schaute auf eine schwarze Uhr, die an der einen Wand dicht unter der Diele tickte. „Zeit zum Essen ist es jetzt," sagte es halb vor sich hin, halb zu den Mannsleuten gemeint. Dann begann es einem Wandschrank Geschirr zu entnehmen und auf den Tisch zu stellen, vor jeden Buben einen Teller, einen zu Häupten für den Vater. Gleich einer Alten, die lang gewohnte Arbeit tut und weiß, was sie will, ging es hin und wieder. Die Buben blickten auf, langten mechanisch zu und zogen sich das Eßwerkzeug selber näher; dem Bauern versiegten über dem Klappern des Geschirrs die Tränen; er schaute mit einem Gesicht, in dem das Elend stand, auf das, was vorging. Das Leni ging nach der Küche hinaus. Nach einer kurzen Weile kam sie mit einem Schafbein, Käse und Brot wieder zurück. Aus dem Wandschrank holte sie eine grüne Flasche und stellte sie auf den Tisch. „Kalt müßt ihr jetzt essen," sagte sie.

Der Senn stand auf und machte sich an seinen Teller heran. Es war, als würde ein aus dem Geleise gefallener Wagen wieder eingerichtet, als er so an die liebe, alltägliche Beschäftigung des Essens ging. Kauend und schnalzend saßen die drei dann an ihrer Mahlzeit. „Und du?" fragte nach einer Weile der Joseph mit vollem Munde das Leni, das sich an dem Geschirrschrank zu schaffen machte.

„Ich?" fragte sie über die Schulter zurück. „Ich kann nicht essen." Und ruhig zählte sie an dem kleinen Stoß weißer Teller weiter, an dem sie die Hand liegen hatte. „Es sind kaum genug da, Vater," wandte sie sich dann an Senn, der eben ein Glas voll Branntwein in einem Zug hinunterschüttete.

„Warum nicht?" fragte er stumpfsinnig.

„Weil — weil — auf zwanzig Menschen mußt schon rechnen morgen zum Totenmahl."

Da dämmerte es erst wieder in des Lammwirts Gehirn und die Erinnerung kam ihm zurück, was der Tod seines Weibes alles im Gefolge gehabt hatte. Daß sie tot war, war nicht erstaunlich. Sechs Jahre lang hatte ihr Mann sich darauf vorbereiten können; denn an der Schwindsucht war die Lammwirtin gestorben; zähe, wie sie gewesen war, hatte sie sich freilich noch bis zur letzten Stunde im Hause herumgeschleppt. Der Pfarrer hatte sie noch erreicht, ehe sie ausgelöscht war; schön in Ehren und Frieden war die Lammwirtin gestorben. Richtig — so dämmerte es dem Lammwirt auf —, der Pfarrer hatte auch gesagt: „Ihr werdet morgen ein volles Haus bekommen, Senn, wenn Eure ganze Verwandtschaft zur Gräbt*) kommt!"

„Ja, ich muß, denk' ich," sagte er dem Kind zur Antwort, „dann nachher sehen, daß ich Teller entlehne," und er hieb vom Schafbein Blättlein um Blättlein schwarzen Fleisches ab.

Aber als das Essen vorbei war, sorgte der Lammwirt, der unbeholfene, vom Schnaps übel mitgenommene Mensch weder für Teller noch für andres. In die Totenkammer ging er hinüber, hockte am Bett seines Weibes nieder und verbetete und verschlief abwechselnd den Nachmittag. Dafür schaltete eine andre im Hause. Das Leni langte mit seinen kleinen Händen in das Triebwerk, das das Geschick des Lammwirtshauses bewegte, und langsam kam das stockende wieder in seinen trägen Gang. Den Bruder, den Joseph, weckte das Kind zu seiner Pflicht, als er am

*) Das Begräbnis.

Eßtisch einschlafen wollte: „Jetzt gehst grasen, Josi, hörst?“ wies sie ihn an und gab ihm den Balzli mit, damit auch der versorgt sei. Und im Verlaufe des Nachmittags wurde das Kind zum Mittelpunkte alles dessen, was im Lammwirtshause geschah. Bei ihm holten die Neugierigen sich Auskunft, die wissen wollten, wie die Sennin gestorben war; die Milchkunden kamen zu ihm, denen sonst die Lammwirtin allabendlich die vom Joseph eingebrachte Milch ausmaß, der Waisenvogt ließ das Leni rufen, als er mit Senn zusammen saß und dieser nicht wußte, wo sein verstorbenes Weib die und die Wertschrift aufbewahrt hatte, und der Pfarrer, der Alter und allfällige Wünsche der Verstorbenen zu notieren kam, holte sich bei dem Kinde Rat.

Wie es aber an diesem Abend war, blieb es am Morgen und den ganzen folgenden Tag, über die Gräbt und nachher — wer etwas wollte, lief zu dem Leni.

*

Die Lammwirtin war seit Tagen begraben. Eine Schwester ihres Mannes sprach im Lammwirtshaus vor, eine redliche alte Frau, die im Nachbardorfe daheim war, wo sie eine große Familie und einen Haufen Sorgen hatte. Seit dem Begräbnis war sie mehrmals dagewesen.

„Ich kann den Bruder nicht allein lassen. Wie sollte der sich weiterhelfen; er ist nie ein Uebergescheiter gewesen; jetzt, seit seine Frau tot ist, scheint er gar wie vor den Kopf geschlagen.“ Das erzählte die Frau denen, die auf ihrem Herwege sie anhielten und das Warum und Wielange ihres Kommens wissen wollten. Als aber sie, die Veronika, über die Steintreppe zur Haustür am Lammwirtshaus emporstieg,

lag oben auf der Schwelle das Leni auf den Knien, hatte einen groben Sack gleich einer Schürze umgebunden und einen Kessel heißen Wassers neben sich stehen und mit einer Bürste, die die kleine rauhe Hand mühsam umspannte, fegte das Kind die Bretter des Hausflurs. Es sah auf, als es die Tritte der Frau auf der Treppe hörte. Sein bleiches Gesicht war gerötet, Schweißtropfen standen an den Schläfen, und das Haar hing wirr und feucht in beide Wangen hinein.

„Schaffst?" sagte die Veronika und das Leni stand lächelnd und schnupfend auf, um sie vorüber zu lassen. „Der Vater ist in der Stube," gab es Auskunft, dann schritt die Veronika vorbei.

Der Lammwirt lag im Fenster, als seine Schwester eintrat; es war seine Lieblingsbeschäftigung, im Fenster zu liegen und auf die Straße hinabzustaunen. Er hörte den Besuch nicht und erst als ihm die Frau die Hand auf den Rücken legte, wendete er sich träge um und legte seine Finger in die ihren.

„Was macht ihr?"

„Bah jah, es geht, weil es muß.

So gingen die Worte zwischen ihnen hin und her, während sie sich am Tische niederließen. Die Veronika strich sich das dünne, graue Haar unter das Kopftuch, dann sagte sie: „Nun, hast du dich umgesehen nach einer Magd?"

„Bah — nein," brummte Senn.

„Ja, und warum nicht?" fragte die Frau ungeduldig.

„Es will's allein machen," gab der Lammwirt zurück und zuckte die Schulter nach dem Flur hinaus, wo das Leni fegte.

„Das Kind? Bist wohl ein Narr?" zürnte die Veronika.

Der Lammwirt schwieg darauf; erst nach einer geraumen Weile sagte er schnaufend: „Eine Magd — das gibt es auch nicht bei uns, dazu ist auch kein Geld da."

Da stand die Veronika auf und ging nach der Türe; sie hatte einen energischen Zug in dem bleichen Sorgengesicht und rief mit einer scharfen Stimme nach dem Leni. Das Kind kam, mit der Sackschürze angetan, die Bürste in der Hand, von der Seifenwasser tropfte. Aus grauschwarzen, großen und stillen Augen sah es die Veronika an.

„Eine Magd müßt ihr doch jetzt nehmen," sagte diese, „gerade habe ich es dem Vater gesagt."

„Nein, nein," gab das Kind zurück; es schüttelte den Kopf so hastig, daß das „nein, nein" wie ein erschrecktes „Herr du mein Gott" sich ausnahm.

„Wie sollte es denn sonst gehen," fuhr die Veronika fort. „Das gäbe mir eine schöne Haushaltung sonst."

Da trat das Leni um einen Schritt näher an sie. „Eine Magd ist für uns nicht. Wir haben kein Geld dazu. Sie hat es immer gesagt, die Mutter! Und jetzt erst recht nicht. Wo sollte es herkommen! Der Vater verdient nichts. Und dann — eine Fremde ins Haus, die alles regieren möchte!"

Die Veronika wollte ihm in die Rede fallen, aber das Kind zog einen Schlüssel aus der Tasche. „Ich muß selber dasein," flüsterte es leise, damit der Vater in der Stube es nicht hörte. „Den Wirtskasten muß ich abgeschlossen halten, sonst kommt der Vater dahinter. Er hat ihn nie haben dürfen, den Schlüssel, bei der Mutter nicht. Es tut ihm nicht gut, wenn er trinkt — und dann — ich muß dabei sein — was sollte nur mit dem Balzli geschehen, wenn ich nicht zu ihm lugte."

„Aber die Schule," warf die Veronika bedächtiger ein.

„In die Schule gehe ich nicht mehr. Das geht über die Schule, was ich hier tun muß!“

Damit wendete sich das Leni an die Fegarbeit zurück. „Ich muß dasein,“ klang ihr Murmeln noch hinter der Verwandten her, als diese in die Stube zurücktrat. Des Mädchens kleine Gestalt streckte sich; ihr Wesen hatte in all seiner Zierlichkeit etwas Herrisches. Selbst die schwer einzuschüchternde Veronika fand die Schmähworte nicht, die ihr sonst gleich auf die Zunge sprangen. Als sie nach einer Stunde das Lammwirtshaus verließ, war ihr Kommen umsonst gewesen; an eine Magd dachte keines im Haus.

An eine Magd dachte keines, Tage und Wochen und Monate nachher. Das Leni führte das Hauswesen, das Leni, das in die Schule gehörte und nicht mehr hinging, weil sie niemand zwang. Sie führte das Hauswesen sonderbar wohl, rückte an die Stelle der Lammwirtin und das Mannsvolk im Hause wußte schon bald nicht mehr, daß es einmal anders gewesen war. Im Anfang hatte der Lammwirt ein paarmal gebrummt, weil der Mais zu Mittag angebrannt gewesen oder weil er den Wirtsschrankschlüssel nicht fand. Inzwischen hatte die Leni das Kochen, das in dem Haushalt keine Kunst war, gelernt, und der Lammwirt hatte gelernt, den Schlüssel nach wie vor zu missen. Er war auch ganz zufrieden dabei, der geistesarme Mann. Wenn sein Tag auf und nieder ging und ihm Essen und Schlafen brachte, fragte er nicht viel nach anderm. Sein Sohn, der Joseph, war wie eine Arbeitsmaschine, er schaffte ganz wacker, wo die kleine Schwester ihn hinwies; nur das Denken verstand er so wenig wie der Vater, und es war darum auch für ihn ein Glück, daß die tote Lammwirtin eine Nachfolgerin hatte, die sich seiner annahm. Der Balzli aber erst recht konnte über das Leni froh

sein. Der war lebhafteren Verstandes, aber ihm tat noch etwas wie wärmende Liebe und Fürsorge not, und an ihm wurde das Kind, das Leni, zur Mutter, so sonderbar das klingt. Schließlich — das Mutterspielen liegt den Mädchen im Blute, und aus den Spielen heraus lernt sich der Ernst.

Das Leni also wuchs in die Pflichten der Lammwirtin hinein. Zu Anfang schienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich, allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Leni geht zugrund'," sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, daß ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann wie ein Erwachsener." Der Pfarrer kam zum Lammwirt und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja — nein — hört denn — das mit dem Kind, dem Leni, das ist eine Schande und ein Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so — —"

„Wa—as?" stieß Senn mit offenem Maule hervor, „ich, ich —"

Da stand das Leni selber in der Tür, ein wenig bleicher vielleicht noch als früher, ein wenig schmächtiger noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?" sprach sie, während zwei brennrote Flecken, wie zwei fremde Vögelchen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —"

„In die Schule gehörst du, Mädchen," fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!"

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer," sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Altklugheit, „wie wir es haben, weiß keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also

soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand."

„Ja, ja, sie muß hier bleiben," bekräftigte der Lammwirt und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Ueberhaupt, dareinreden soll man uns nicht!"

Nach einer Weile zog auch der Pfarrherr unverrichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Aber als er gegangen war, saß das Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das In-die-Schule-gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hinunterzulaufen, wo sie sonst mit den Dorfmädchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Riemen in einen Käfig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen — damit es wieder weiterging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten —, es war ganz recht, es konnte nicht anders sein, als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Hause schaffte! Die Arbeit war ihr auch nicht zu viel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf aufmerksam, und — und, ja, müde war sie jetzt schon manchmal, so viel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde das Leni. Sie schaffte Tag für Tag;

zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen, schmalen rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberfaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spann, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamem Planen aushecken. Aber müde wurde das Leni! Hätte einer mit Menschenkenneraugen hineinsehen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Kind zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feierstunden. Und diese Feierstunden waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkenneraugen hineingeblickt hätte, etwas Wundersames erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes saß das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel gestiegen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl saß es sich wundersam gut. Es war ruhig ringsum, es blieb an gar nichts zu denken, an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden, mit denen es war, als stiegen sie auf Leiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen zum Fluge aus, wenn sie auf der Kirchturmhöhe waren, und höben sich endlich und schwängen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge und in alle Himmelshöhen, immer singend,

immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Lauschenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut, denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein oder wo dieser fehlte doch die Tageshelle. Durch die hohen schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört. Und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wundersame, tiefe, vielfarbige Glut und übergoß das Leni, welche die Augen daran gehängt hatte. Sattes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldig strahlendes Gelb! Es war, als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder oder doch als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten.

Die Stunde in der Kirche war aber nicht Lenis einzige Feierstunde. Eine andre fiel auch auf den Sonntag, doch nicht auf jeden; denn es blieb nicht an jedem Sonntag die nötige Zeit. Am Sonntagabend pflegte die Schwester Immaculata, die Lehrschwester, ihren Spaziergang auf der breiten talwärts führenden Straße zu machen. Die Schwester Immaculata war ein Bild lebendig gewordener Liebe und die Dorfmädchen hingen mit einer schwärmerischen Verehrung an ihr, so daß es ihnen als ein hoher Vorzug galt, mit und neben ihr die Straßen entlang wandern zu

dürfen. Eine lange Reihe kamen sie oft im Abendschein gezogen, in der Mitte die etwas blasse, mild blickende Nonne, ihr zu Seiten die Mädchen, eine Art Andacht in den Gesichtern und ein Aufleuchten in den Augen, wenn die Schwester jetzt und jetzt ein Wort an sie richtete. Die Glücklichste unter diesen war das Leni, wenn sie dabei sein durfte. Sie hatte das Vorrecht, der Schwester am Arm zu hängen, denn jene verstand, mit welch heimlich zitternder Freude das Kind die Stunde genoß, die es aus seinem Alltag hinausbrachte, und eine herzliche Liebe zwang die barmherzige Frau dem genügsamen nahe.

Von solchem Abendgange trat das Leni schweren Herzens ins Haus zurück und nahm mühsam alle die Arbeit wieder auf, die dort seiner wartete, mühsam und mühsamer, je weiter die Zeit schritt. Nicht, daß sie klagte; der Lammwirt und seine Buben merkten nicht, daß ihre kindliche Haushälterin nicht mehr recht weiter konnte. Unter der Fegarbeit aber schnaufte das Kind manchmal schwer und zuweilen, wenn im Kopf zu viel der Dinge überdacht sein mußten, legte es die Hand an die Stirn, schloß die Augen und hätte schlafen mögen.

Schlafen schien dem Leni eines Tages das höchste Glück, eines, das selbst über die Gottesdienststunde und über den Abendgang mit der Lehrschwester ging. Und dann begann sie sich nach einem langen Schlaf zu sehnen, nach einem so langen, daß sie sich gar kein Bild von seiner Länge machen konnte.

Um diese Zeit war es, daß das Kind eines Abends beim Zunachten den Bruder, den Joseph, bei einem Mädchen aus der Nachbarschaft stehen sah, bei der Gunter-Marie. Die war mit dem Joseph zusammen zur Schule gegangen, war ein starkes, blondes, gutmütiges Ding, das dazu noch einen Sack voll Batzen

von zu Hause zu erwarten hatte. Und mit der war der Joseph Hand in Hand gestanden. Als sich an diesem Abend der Senn und seine Buben zu Tische setzten, kam auch das Leni, die sonst selten mitaß, herein, hatte große, glänzende Augen und lachte schon unter der Tür, ohne daß es die andern merkten, still in sich hinein. Dann rückte sie sich einen Teller in die Nähe des Mannsvolkes, setzte sich und leuchtete mit einem frohen Blick den älteren Bruder an. Jetzt erschien doch dem Lammwirt, dem Vater, ihr Wesen fremd. „Was ist mit dir, daß du einmal vergnügt bist?" fragte er in seiner faulen Art.

Das Leni lachte. Es war ein kindisches Lachen und tat wohl an ihr, die sonst nur noch der Gestalt nach ein Kind war. Auch der Joseph wurde aufmerksam und der Balz fing an, übermütige Reden zu führen, weil ihn Lenis Art ansteckte.

„Nun, so rede, was hast?" fragte Senn, als sein Mädchen noch immer kicherte.

„Weil er heiraten will, der Joseph," platzte das Leni heraus.

Der Joseph wurde rot bis unter die borstigen Haare. „Bah," sagte er achselzuckend.

„Heiraten! Wollte wissen wen!" brummte Senn.

Der Joseph würgte an Worten, dann schienen sie sich ihm auf die Zunge zu drängen. „Ja," stotterte er, „ja — es könnte denn erst noch sein — eines Tages."

„Wollte wissen, wen," wiederholte Senn und sah seinen Buben an, als wüchse dem ein Horn aus dem Kopf.

„Die Gunter-Marie — könnte sein — eines Tages," arbeitete der Joseph eine Art Beichte hervor. Da kam es von den Lippen Lenis wie ein Jauchzen, so daß alle drei sie anstarrten.

„Ja, ja," sagte das Kind; und nach einer Weile: „Das ist eine rechte, die Gunter-Marie." Und zwischen Lachen und Reden schlang das Mädchen unbewußt ein paar Bissen hinunter, stand dann, wie von innerer Unruhe gedrängt, wieder auf und ging zur Türe. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um: „Heirate nur bald — du — Sepp," mahnte sie, dann ging sie hinaus.

*

„Wann heiratest jetzt?" Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb war in die Ohren klang. Das Leni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

„Was geht es dich an?" fuhr er die Schwester manchmal an. „Wirst es dann wohl sehen," gab er zu andernmalen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber dem Leni ging es zu lang, viel zu lang. Senn und Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam und warum es so versessen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Leni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Leni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Wintersanfang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

Daß das Leni sich verändert hatte, merkten die Männer erst, als das Kind anfing, ein Tuch um sich zu schlagen, als ob es friere. „Was hast?" fragte der Senn.

„Nichts! Es wird kalt," sagte das Leni. Von dem Tag an ging sie immer in das große grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsblatt. Das Blatt lag am Abend auf dem Tisch in der Lammwirtsstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Namen standen. Nacheinander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balzli und das Leni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Leni zum erstenmal müßig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen saß am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein weniges darunter hervor und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes Herz hinein erschrak. „Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist," rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Leni so anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. „Jetzt wäre ich fast eingeschlafen," sagte sie und lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast jäh auf, als hätte das Leni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!"

Dann gingen die Tage wieder. Und das Leni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und fror und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Lammwirtshaus in der Kirche und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturm hinan und hinaus.

Der Senn-Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie, des Josephs junge, starke, schaffige Frau im Hause. An diesem Abend legte sich das Leni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Lammwirtshaus geführt, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lang, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen," sagte der Senn, halb ärgerlich, halb furchtsam.

Da tat das Leni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Aufblicken war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Lammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht und daß es jetzt so still ist da!"

Irgendwie brachte Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Leni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigkeitsschlaf. So müde war es gewesen!

Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging!

Davon, daß es eine Seligkeit sei, ein Kind zu sein, ist viel gesagt und gesungen worden. Der Hochwürdige Herr Kaplan von Stein hat den großen dreifachen Vorzug, reicher Leute, angesehener Leute und frommer Leute Kind zu sein und hat doch keine selige Kindheit gehabt. Vielleicht, weil er zu viel auf das Selig werden und zu wenig auf das Selig sein geachtet hat. Mein Trost, wie sind wir wilde Rangen gewesen und der Hochwürdige Herr Kaplan war ein so braver Bub! Mit gesenktem Gesicht zur Schule, nicht gemuckst in der Schulbank, mit gesenktem Blick still und geradewegs wieder heim und mit Vater und Mutter oft in der Kirche, sehr oft in der Kirche, alleweil in der Kirche — ein so braver Bub war der Herr Kaplan! Dann hatte er zwei Schwestern im Kloster und einen Onkel bei des Heiligen Vaters Hofstaat in Rom, sein Vater, der Ratsherr, aber hatte die Freundschaft der ganzen Landesgeistlichkeit gepachtet! Bah, da war es doch kein Wunder, daß er selber, der junge Longinus Inglin, geistlich wurde. Eine selige Kindheit aber hat er nicht gehabt; denn das viele Beten allein tut's nicht!

Und nun sitzt er da oben in Stein, dem Bergnest, wo die armen Hütten wie angeklebt an den Lehnen hängen, drei Mauern von Gebirgen mit leuchtendem Schnee und dräuendem Felswerk gen Himmel steigen, dunkle Tannen ihm in die gelbvertäfelte Stube schauen und seine Kirche ihm vor den Fenstern steht, höher gelegen als sein Pfarrhaus, frei, weiß, von der Berg-

klarheit wie von einem Wunderleuchten übergossen! Er sitzt da zur ersten Stunde seiner Pfarrherrnwürde. Eben sind die Gemeindehäupter von ihm gegangen, die ihn am Dorfeingang willkommen geheißen. Die alte Lene, die Magd, hantiert in der Küche und rüstet ihm die erste Mahlzeit. Er ist allein in seiner neuen Stube.

„Wenn der Hochwürdigste Bischof nicht darauf bestanden hätte, Ihr hättet mich schwerlich vom Seminar weg gleich in eine Gemeinde gebracht," hat er vorhin mit einem halb befangenen, halb trüben Lächeln zum Gemeindepräses gesagt. Derselbe Gedanke ist in ihm, während er jetzt, müde von der langen Fahrt, verwirrt von dem Neuen und Lauten, was auf ihn eindringt, in seiner Stube sitzt und sich darin umsieht. Er ist ein schlanker, blasser Mensch, sein Gesicht hat nur zwei Farben, Schwarz und Weiß! Schwarz ist das ungefüge volle Haar, die starken, ebenmäßigen Brauen, die reichlichen Bartstoppeln an Wangen, Oberlippe und Kinn; von gelblichem Weiß ist alles übrige, nur die durch die goldene Brille schauenden, kurzsichtigen und tief in den Höhlen liegenden Augen sind dunkelgrau und haben einen sinnenden, halb verlegenen, halb düsteren Blick.

Der Abend kommt über die Berge. Der Kaplan Longinus merkt kaum, daß seine schlichte Stube langsam dunkel wird. Er fährt sich einmal ums andre mit der Hand über die Stirn; es ist so — nicht leicht, plötzlich in der offenen Welt zu stehen, nachdem man lange hinter den Mauern des Seminars wohl aufgehoben war, Hirte sein zu müssen, nachdem man sich als zahmes Schaf der großen Herde wohl gefühlt. —

Bumm! Und noch einmal: Bumm, Bumm, Bumm!

Der Hochwürdige fährt zusammen auf seinem Stuhl; die Pfarrhausfenster klirren, das ganze Haus zittert.

Das gilt dir, geht es dem Kaplan durch den Kopf. Er steht auf und tritt ans Fenster, kann aber nicht sehen, von welcher Lehne herab sie die Salutschüsse feuern, die zu seinen Ehren losgebrannt werden. Immer wieder kommt nur der dumpfe Schußschlag und dann das Hauszittern und das lange Rollen und Grollen, mit dem die Berge das Krachen fassen und es weitergeben, fernhin über irgendeinen Grat hinaus in die Himmelsweite. Ein wenig regt sich des Kaplan Longinus zahme Seele und wallt wie ein Wasser, das einmal im Wind schwillt und sich gleich wieder glättet: Eine Ehre ist es, so jung schon auf einer eignen Pfarre zu stehen!

Sßß! Jetzt zischt vom Kirchturm drüben ein Feuerpfeil in die letzte müde Tageshelle hinauf. Raketen! Des Kaplan Longinus breiter, fester Mund verzieht sich zu einem Lächeln, gemächlich, als sei auch das Lächeln in strenger, braver Schule gelernt. Jetzt kommt die behäbige Lene, rot vom Küchenfeuer, in die Stube gefahren. „Feuerwerk, Herr Pfarrer," keucht sie aufgeregt und schießt aufs Fenster zu. „Es wird schön werden," erklärt sie wichtig. „Gerad viel wollen sie abbrennen!" — „Ah — ah — Luget jetzt!" Der letzte Schrei bricht selber wie eine Rakete aus des entzückten Weibswesens Mund hervor, während ihre Augen einer zweiten Feuerschlange nachstaunen, die eben vom Kirchturm ausgeflogen ist und in den dunkelnden Himmel hineinsticht.

Der Kaplan Longinus ist gehorsam neben seine Magd getreten, sieht dem Feuerwerk zu und dem Hereindunkeln der Nacht. Je größer der letzteren Herrschaft wird, desto eifriger zischen am Turm drüben die Schlangen und Räder und Raketen. Zwischen hinein donnert Schuß um Schuß von der Berghalde. Endlich, als der Kaplan schon seufzt über den Lärm,

schweigt der plötzlich. Eine Stille tritt ein, gerade lang genug, daß das Anklingen der Glocken deutlich daraus hervorwachsen kann. Langsam erhebt sich der Ton, als erwache ein Ruf zwischen den Bergwänden, langgezogen, laut und immer lauter und wandere und tue feierlich wallend denselben Weg wie vorher der Widerhall der Schüsse.

Des Kaplan Longinus Seele regt sich zum andernmal; es ist, als weite sie sich. Er nimmt die Brille ab, reibt sich die Augen und sieht mit einem großen, staunenden Blick in die Nacht hinaus. Die Glocken klingen anders als in der Priesterschule; so mächtig klingen sie hier — in der Weltweite!

*

Am andern Tag hält Kaplan Longinus seine Antrittspredigt; denn es ist Sonntag. Die von Stein sprechen nachher über den neuen Seelsorger. „Gerade schön hat er geredet," rühmen ein paar Weiber.

„Gezittert hat er wie der Bub beim Examen," lacht ein junger Bauer dazwischen. Aber die barmherzigen Weiber entschuldigen: „Auch eine Meinung ist es, vor so viel Volk zu reden."

Nachher gewöhnen sich die von Stein an den Kaplan und der gewöhnt sich an sie. Er verliert das Zittern, wenn ihm auch die Befangenheit noch bleibt, und die andern, obwohl ihn keiner als Ausbund rühmt, nicken ganz beifällig: „Recht macht er seine Sache, der Pfarrherr, ganz recht. Ein Fleißiger ist er eineweg."

Das letztere verdient sich der Kaplan unbewußt damit, daß er mit seinem Brevier allabendlich eifrig betend zwischen dem außerhalb des Dorfes liegenden Friedhof und der Kirche hin und her wandelt. —

Während die Wochen gehen, sieht Longinus sich

allgemach in seinem Dorfe um, lernt die Frommen und die Lauen kennen, die, die etwas zu sagen haben und die andern, Kleinen, die ganz still sein müssen. Erst spät fällt ihm ein, daß er zwar das Dorf nun von innen kennt, aber von außen nicht. Darauf läßt er sich vom Schullehrer einen nahen Berg weisen, von dem aus er das ganze Tal von Stein übersehen kann. Zaghaft wie ein Kind, das das Gehen lernt — denn er ist noch zu sehr an die Gefängnisluft des Seminars gewöhnt — tut er die Reise aus der Häuserenge in die Gottesfreiheit hinauf. Es ist ein heller Herbstabend, an den Schattenlehnen gilbt das Gras; feuerfarben hier und sterbefahl dort stehen die Laubbäume zwischen den dunkeln Tannen. Ein Windzug weht aus Norden. Die Sonne versinkt hinter einer Wehr weißer Berge im Westen und die Zinnen und Zacken der letzteren tragen goldene Säume. In der Dorfstraße stehen ein paar Männer und Weiber beisammen und sehen dem Hochwürdigen nach: „Wo will er jetzt hin, der Pfarr'?" fragt eines neugierig das andre.

Gemächlich klimmt der schlanke Mensch am Berg hinauf; die schwarze, lange Gestalt, die Hüften mit der schwarzen Schärpe gegürtet, sticht sonderbar aus der abendhellen Landschaft hervor. Als er höher kommt, faßt der Wind die Schärpe und weht sie auf, weht sie auf und nieder, als sollte das ein Gruß ins Tal sein. Der Kaplan Longinus atmet tief und langsam. Was für eine Luft weht in der Bergstille! Völlig trinken muß sie einer. Er wagt die Augen nicht zu erheben; von Jugend auf hat er gelernt, sie in Demut zu senken. Endlich, als er die Stelle erreicht, die der Schulmeister ihm bezeichnet hat, tut er sie auf und sieht die Welt zu seinen Füßen liegen.

Stein heißt das Dorf! An Steinen fehlt es nicht

in der Nachbarschaft, aber es sind nicht Steine, wie sie im Tale liegen, wie sie die Straßen bedecken, damit einer stolpere, gehässiges, kleines, armseliges Steinwerk, — es sind Mauern und Wälle, Säulen und Türme und Dome! Es ist eine Welt aus Stein mit dunklem Wald, der sie rauschend belebt, mit weichen Lehnen, die sie schmücken, mit Firnen, die ihr strahlen! Und über der gewaltigen steinernen Welt leuchtet der Abend und im Grund liegt das Dorf unendlich friedlich!

Die Sonne ist gesunken. Es lohen unsichtbare Flammen, der Gemsberg brennt und die Tierstöcke glühen. Die Lehnen sind rot und wie roter Duft liegt es über dem Wald. Auch des Kaplan Longinus bleiche Züge sind in das keusche, heilige Rot getaucht. Er steht und wagt kaum zu atmen, schlägt das Kreuz und betet ein Vaterunser. Bis jetzt hat er nicht gewußt, daß die Welt schön ist. Vom Himmel hat er reden hören; dem ist er nachgegangen von Kindheit an und ist gegen alles blind gewesen, was weltlich war. Jetzt sieht er und sieht um sich und staunt und zittert fast. Und in seine langsame Seele kommt wieder ein Wogen und Wallen mächtiger schon; ganz bang wird ihm dabei.

Er schlägt wieder ein Kreuz, neigt den Kopf vornüber und geht seines Weges zurück.

In der Dorfgasse kommt ihm ein Weib entgegen, das er kennt. Sie hat ihm jüngst den Weg zu einer kranken Frau gewiesen. „Kommt doch gleich, Herr Pfarrer," berichtet sie, ihm entgegeneilend. „Die Zwyssigin will sterben."

*

Die Stube ist niedrig, dumpf und düster. Durch die Küche geht es herein. Unter dem Boden wohnen

die Geißen. Wenn es ganz still ist, kann man sie unten meckern hören. An der einen Wand steht die braune, tannene Bettstatt der Zwyssigin. In blau-weißem, verwaschenem Bettzeug liegt sie selber, klein, hager, ein müdegearbeitetes Menschenwesen, mit spärlichem grauen Haar, kleinem Kopf, fahlen Zügen und roten, entzündeten Augen. Am Bett auf dem Stuhl mit der halben Lehne sitzt der Kaplan Longinus. Zu Füßen der Kranken steht die Anna, ihr Mädchen.

Die Zwyssigin ist eine Wäscherin. Sie hat in dreißig Jahre langer Arbeit sich den Rücken krumm geschafft; zwanzig Jahre lang für eine siebenköpfige Familie das tägliche Brot verdient; jetzt, nachdem die Kinder erwachsen und bis auf die jüngste, die Anna, in die Welt hinaus gegangen sind, nun sie es selber leichter haben könnte, soll sie sterben. Sie liegt, das schmale, verkümmerte Gesicht dem Pfarrherrn zugewendet, der ihr ein paar unbeholfene Trostworte gesagt hat. „Das ist schon alles gut und recht, Herr Pfarrer," spricht sie mühsam, „aber — aber es — es ist auch hart, jetzt schon zu gehen — mit fünfzig Jahren, wo wir es nicht mehr so schwer hätten und —"

„In Gottes Sache ist kein Dareinreden," meint der Kaplan. „Laßt es ihn fügen, Zwyssigin! Er kann Euch just so wohl gesund machen als — —"

„Ja, ja," nickt das kleine Weib, legt die dürren, zerwaschenen Finger ineinander, als ob sie beten wollte, und hat einen Ausdruck im Gesicht, der sagt, daß sie am besten weiß, wie es mit ihr steht. „Und das Kind," seufzt sie dann auf; es ist fast ein Schluchzen. Da sieht der Kaplan die Anna am Bettende an. Sein Amt wird ihm schwer; nun soll er auch der etwas sagen, das ihr über die Angst und den Kummer hinaushilft. Aber das Predigen ist leichter als das Trösten. Longinus rückt auf seinem Stuhl; da hört

er die Anna ein tapferes Wort sprechen: „Ihr müßt Euch nicht um mich sorgen, Mutter!“ Die Stimme, deren Ton weich ist und wie das Schwingen einer Saite klingt, geht einem sonderbar zu Herzen. Der Kaplan Longinus hebt das Gesicht wieder dem Mädchen zu, schweigt und kann mit dem Blick nicht gleich wieder von ihren Zügen loskommen.

Die Anna ist mittelgroß und schlank, achtzehn Jahre alt vielleicht. Um das wohlgeformte Gesicht kräuselt sich das dunkelbraune Haar. Das Gesicht hat schöne reine Farben, einen roten Mund, eine feingebogene Nase und unter dunkeln Brauen braune, große, langbewimperte Augen, die jetzt feucht sind. Der Mund ist fest geschlossen, sie will nicht merken lassen, daß sie die Tränen nur mühsam verbeißt.

„Gerne würde ich doch noch leben,“ ringt es sich jetzt wieder von den Lippen der Zwyssigin. Das weckt den Kaplan, er wendet sich ihr wieder zu, spricht zu ihr, betet dann mit ihr, immer unbeholfen, aber immer pflichteifrig. Nur — es ist ihm sonderbar heiß im Herzen, er weiß nicht wie, nicht weshalb. Er ertappt sich auf einem Gedanken: „Wärest wieder im Seminar, wo es still ist!“ Endlich steht er auf. „Ja, habt Geduld, Zwyssigin,“ mahnt er, „betet fleißig. Ich komme wieder nachsehen morgen.“

„Dank, Herr Pfarrer,“ gibt die Frau zurück. „Geh, leucht ihm auch,“ sagt sie zu dem Mädchen, als der Kaplan ade sagt und sich entfernen will. Die Anna ist flink aus der Tür. In der Küche macht sie Licht, geht zum Hauseingang vor und öffnet; mit dem Rücken hält sie die Tür fest, mit der Rechten wischt sie noch rasch die Augen, aus denen jetzt die heißen Tropfen hervorbrechen. „Ade, Herr Pfarrer,“ will sie flüstern, aber die Stimme bricht ihr. Das Leid um die Mutter steht ihr ins Gesicht gezeichnet. Der Kaplan muß

stehen bleiben, er mag wollen oder nicht. „Mußt — mußt es nicht so schwer nehmen, Mädchen,“ sagt er mühsam, hebt die Hand und will die ihre drücken; das gibt ihm das gute Herz als Trost ein.

Die Anna legt ihre Hand, die noch von Tränen feucht ist, bescheiden in die seine. Sie nickt zu dem, was er sagt, und die Tränen strömen reichlicher. Longinus hat wieder das Brennen im Herzen, stärker diesmal. Sein Atem geht rasch. Wie oben auf dem Berg klopft ihm das langsame Herz. Angst wird ihm dabei. Dann geht er an der Anna vorbei aus dem Hause.

*

Ueberall ist jetzt das Gesicht! An den vier Wänden seiner Stube, auf dem Dorfweg, wenn er ihn geht, in der Kirche, wo er steht. Die Muttergottes am Altar selber sieht ihn mit dem Gesicht an, dem Gesichtlein der Zwyssig-Anna. Und der Kaplan Longinus hat bis auf diesen Tag kaum eine Frau angeblickt, kaum eine gekannt, seine überfromme Mutter, die Schwestern und die Mägde ausgenommen. Er weiß auch jetzt kaum, was er sieht; er ist nicht wach; er geht herum und kann nicht klar denken; ihn verwirrt etwas. Im Herzen hat er das seltsame Gefühl, als ob ein heißer Stein ihn drücke. Dieses Gefühl ist am stärksten, wenn er zu der Zwyssigin muß. Von der ihrer Hütte kann er aber doch nicht wegbleiben. Darum ist er der Pfarrer am Ort, daß er die Sterbenden trösten geht! Zweimal hat er die Zwyssigin verwahrt; immer noch lebt sie; mit zähen Fäden hängt das dürre kleine Weib am Leben; so muß er hingehen, Tag für Tag, fragen wie es steht, aufrichten und reden. Auch lernen muß er etwas, was er in seinem Leben noch nie gesehen hat, nicht

daheim, nicht in der Priesterschule: eine große Liebe zwischen zwei Menschen. Daheim haben sie so viel Liebe in die Kirche tragen müssen, daß sie im Hause keine Zeit dafür gehabt haben. In der Priesterschule war für das Studium, für Gebet und Entsagung Raum, aber für das nicht, was zwischen der Zwyssigin und ihrem Mädchen ist. Longinus steht wie mit heimlich gefalteten Händen andächtig davor. Zwischen der Sterbenden und dem Mädchen ist keine Zärtlichkeit, nicht einmal Weichheit, die mit Tränen und vielen Worten redet. Es ist nur groß und wundersam zu sehen, wie die Alte sich zusammennimmt, daß ihr keine Klage und kein Schmerzenslaut entfährt, wenn die Tochter da ist, und wie ihre Hand mit den verwaschenen Fingern und Nägeln jetzt und jetzt einmal der Anna über den schlanken Arm fährt, wie sie kein Wort spricht und er, der Pfarrer, doch deutlich weiß, daß sie gesagt hat: „Ein mächtig gutes bist, Kind!" Und wiederum, wie die Anna die Mutter aufrichtet, ohne Worte, mit einer Dienstreichung jetzt, mit einem Aufleuchten in dem jungen Gesicht, selbst mit einem Lachen, wo das Raum hat, mit einer schlichten Kraft vor allem, die in ihrem ganzen Wesen liegt.

Das sieht der Kaplan und wenn er nachher hinter der Tür, wo sie sich unbeobachtet glaubt, das Mädchen gewahrt, wie sie einen Augenblick stillsteht wie außer Atem und ein kurzes Aufschluchzen verwürgt, dann weiß er erst, wie stark die Anna ist und wie tief das sitzt, was sie an die Mutter bindet!

Immer heißer ist das, was ihn selber im Innern drückt nachher. Von der Zwyssigin weg geht er in seine Kirche und betet und windet sich.

*

Der Winter ist über das Dorf, den Kaplan und die sterbende Zwyssigin gekommen.

„Wohl, wohl," sagt die Lene, die Magd, die Longinus von daheim mit in das Bergnest heraufgebracht hat, „das ist noch eine Zeit, das!" Sie steht am Fenster ihrer Küche und sieht durch die einzige Lücke, die daran klebende Eisblumen und angewehter Schnee im Glase gelassen, auf die Straße hinab. Diese Straße heran kommt der Sturmwind gestoben, faßt mit mächtigen, weit ausgreifenden Armen in die losen Flockenfaden, die zwischen tiefhängenden Nebeln und weißem Boden sich spinnen, und wirft sie in Staub und Wirbeln und Wolken auf, an die Hüttenwände, in die Hüttenfenster. Ein Sausen und Brausen ist in der Gasse. Wenn der Schnee sich ans Pfarrhaus wirft, gibt es einen peitschenden Ton und die Wände stöhnen. Draußen ist alles weiß und wild und fürchterlich, als müßte das Dorf untergehen im Gejage des unabläßig fallenden Schnees. Durch das Unwetter kommt der Kaplan Longinus von einer Kirchenratssitzung heim. Sein Mantel ist hart von Schnee. Vom Hut kann er eine ganze Last weißer Flocken werfen. Ehe er in die Stube tritt, faßt er sich ins Genick, wo ihm kalt ist, und zieht die Hand naß zurück, so dicht ist er mit Schnee beworfen. Die Magd kommt, hilft ihm den Schnee abschütteln und jammert: „Jesus, was für ein Wetter!" Der Kaplan Longinus hustet und fährt mit der Hand nach der Brust. „Kannst mir einen Tee richten," sagt er, „ich muß mich erkältet haben."

Als sie ihm den Tee bringt, sieht die Lene den Herrn ganz zusammengekauert wie einen Alten am Tisch sitzen. Er fährt freilich gleich auf, aber sie kann doch sehen, daß sein Gesicht weiß und hager ist und unter seinen Augen schwere Schatten liegen.

„Ist Euch ganz schlecht?" frägt sie.

„Nein, nein," gibt er hastig zurück und schenkt sich die Tasse voll, die sie ihm hinstellt. Dann wirft er die Worte hin: „Nachher muß ich noch zur Zwyssigin hinunter; zu Ende geht es mit ihr — länger als ein paar Tage kann es nicht mehr dauern." In dem Augenblick ertönt die Hausglocke. Die Magd geht öffnen und kommt mit dem Bericht zurück: „Kommen sollt Ihr schnell, Pfarrherr, die Zwyssigin ist am End."

„Wer ist es gewesen?" fragt der Kaplan. Er steht schon wegfertig da, keucht ein wenig und auf den schmalen Wangen brennen jetzt zwei rote Flecken.

„Die Anna," gibt die Magd Bescheid.

Da geht er. Die Lene sieht ihm nachdenklich nach. Der wird krank da oben, rechnet sie sich langsam zusammen; der ist das nicht gewohnt, das rauhe Wetter!

Als der Kaplan zurückkommt, läutet schon die Totenglocke. Die Zwyssigin ist gestorben. Longinus kommt mit schweren Schritten und hustend über die Treppe herauf. Wieder hilft ihm die Magd von Mantel und Hut. Er schauert einmal zusammen. „Legen will ich mich heute frühzeitig," sagt er, „es ist mir nicht recht."

„Jesus, und das Begräbnis übermorgen in dem Wetter," klagt die Lene.

„Das kann bis übermorgen lang besser sein," tröstet der Kaplan.

Am andern Tag steht die Zwyssig-Anna in der Pfarrstube und vor dem Hochwürdigen. Sie hat zaghaft an der Hausglocke geläutet, ist mit heißen Backen die Treppe heraufgestiegen und steht scheu und verlegen an dem Stuhl, den der Kaplan ihr hingerückt hat. Sie hat ein schwarzes, ganz schlichtes Kleid an, das wohl an ihrer schlanken Gestalt sitzt; um den

Hals trägt sie ein schwarzes Seidentüchlein. Im Gesicht hat sie ein Zucken, das kundgibt, wie sie immer die Tränen verbeißen muß. „Jetzt habe ich eben fragen wollen, Herr Pfarrer, wie es ist mit dem Begräbnis?" hebt sie an. Dann tut sie noch diese und jene Frage über Dinge, die den Todesfall angehen. Auch von dem, was sie nachher anfangen will, kommen sie zu reden. „Es ist jetzt halt eben — weil — weil die Geschwister alle so weit weg sind," stammelt das Mädchen, um zu entschuldigen, daß sie mit all dem den Pfarrherrn behelligt. Der steht an seinem Pult, auf dem er beide Hände liegen hat, und gibt Bescheid, wie er soll und muß. Er steht wacker und gerade auf, wie der Pfarrer vor dem Pfarrkind stehen soll; alles an ihm ist recht und gut, nur bleich ist er, hustet und im Innern das zahme, fromme Herz ist nicht mehr langsam wie ehedem. Das stürmt wie das Unwetter, das gestern im Dorfe getobt hat und jetzt, wie um zu verschnaufen, schweigt, das drängt und pocht und brennt, und während der Kaplan Longinus, wie er soll und muß, die Zwyssig-Anna belehrt, muß er die Brust ans Pult pressen, damit das Herzklopfen stiller wird, muß sich hüten, hüten, daß sich ihm die Worte nicht verwirren und er nicht sagt, was ihm immer auf die Zunge fährt: „Bleib, bleib bei mir, liebes Mädchen! Bei mir!" Und daß er nicht die Hände vom Pult nimmt und sie der Anna hinstreckt und — — —.

*

Jetzt hat das Wetter verschnauft. Seit dem frühesten Morgen tobt der Sturm ärger als je. Vom Himmel reißt er Flocken, aus der Luft reißt er sie, vom Boden wirbelt er sie auf. Es ist ein Hexentanz weißer peitschender Eisgebilde. Durch die Wolken

und Wirbel stampft und schwankt der Gräbt-Zug*) der Zwyssigin dem Friedhof zu.

„Daß er so weit weg sein muß, der Friedhof," murrt ein Bauer, der im Zuge geht. Die andern haben zum Murren nicht Zeit, schlagen die Rockkragen hoch und ziehen die Hüte ein. Bis an die Knie stampfen sie im Schnee. Die Weiber ächzen, aber sie schwanken mit. Das ist so im Hochgebirg. Zum Sterben kann einer das Wetter nicht auslesen.

Vor dem Sarge geht der Kaplan in Barett und Mantel, ihm zuneben der Sigrist mit dem Weihwedel und dem heiligen Wasser. Die Zwyssig-Anna schreitet in der ersten Weiberreihe. Sie hat ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, das feuchte braune Haar klebt ihr an beiden Schläfen. Sie hält den Kopf vornüber gesenkt und die Lippen verbissen, so mangelt im Zuge etwas, was Sitte ist: das laute Jammern der Hinterbliebenen.

Mühsam windet sich der Zug am letzten Haus von Stein vorüber; der Sturm verschlägt die Stimmen des Schullehrers und des Pfarrers, die die lateinischen Gebete hersagen. Das Stück offener Straße bleibt noch zu überwinden, das zwischen dem Dorf und dem Friedhof liegt. Da kommt es gefahren wie riesige Wellen und überschüttet die Schar. Ein paar Leute wenden sich und arbeiten sich heimzu. „Den Tod will ich mir jetzt noch nicht holen," murrt einer und der andre. Die meisten beißen die Zähne zusammen und tappen halbgeblendet weiter — aufs Geratewohl — dem Sarge nach. „Jesses, was für ein Wetter," knirschen die Sargträger.

Dem Kaplan Longinus reißt ein Windstoß das Barett vom Kopf, wirbelt es über einen Hang hinab

*) Begräbnis.

— hinab —. Unten im Wildbach mag er es suchen! Am Atem kurz, verhält er einen Augenblick den Schritt. Der Sturm fährt ihm übers Haar. Die Flocken sausen und nisten sich ihm an den Kopf. Er sieht mit klarem Blick um sich. ‚Das kann dir das Leben kosten,‘ durchfährt es ihn, und als er wieder husten muß, wie seit zwei Tagen immer und immer, schmerzt ihn die Brust. ‚Das ist ein böser Tag für dich,‘ kommt ihm wieder ein Gedanke; dann arbeitet er sich weiter, wie es recht und gut und seine Pflicht ist.

Auf dem Friedhof pflegt der Totengräber hastig seines Amtes; auch der Schulmeister beeilt sich; hustend, mit tonloser Stimme sagt der Kaplan die Formeln. Plötzlich fühlt er, daß er neben der Zwyssig-Anna steht, die sich über das Grab beugt und schluchzt. Eben haben sie den Sarg versenkt.

„Mutter,“ flüstert die Anna, es ist ein einziges halblautes, unendlich schmerzliches Wort. Jeder, der Kaplan nicht allein, muß es heraushören, wie sie dem Mädchen ein Stück Leben in die Grube gelegt haben. Und der Kaplan Longinus wankt. Wild ist der Sturm, kalt, sinnverwirrend, aber Longinus hört nur das eine, daß die Anna gesprochen hat und fühlt nur das eine, daß sie neben ihm steht und arm ist. „Hilf ihr,“ schreit es in ihm. „Gib ihr die Hand. Sag ihr — — weiß Gott was!“ Er will sprechen: „Anna!“ Schon steht es ihm auf den Lippen. Da reicht ihm der Sigrist den Weihwedel und er tut mechanisch, was seines Amtes ist. Nachher drängen die Bauern heran, einer nach dem andern, der Zwyssigin ihr Grab mit dem heiligen Wasser zu besprengen. So kann er, der Kaplan, sich entfernen. Und er macht sich auf den Weg, mühsam, hustend, krank.

*

Die Lene, die Pfarrmagd, jammert. Alle Augenblicke schießt die Redselige in das und jenes Nachbarhaus. „Jesus, Jesus, was soll es geben! Er traut ihm schlecht, der Doktor, dem Pfarrherrn. Am neunten Tag soll sich's entscheiden!"

„Habt ihr's gehört?" raunen sich die von Stein zu, „schlecht traut er dem Pfarrherrn, der Doktor."

„Mein Gott und Vater, so ein junger Mensch!" zetert eine Frau.

„Nicht lang haben wir ihn gehabt, den neuen Kaplan," sagt ein alter Mann und schüttelt trübselig den Kopf. Einer vom Rat, der weiß, daß in das Bergdorf hinauf nicht leicht ein Pfarrer zu finden ist, schmält: „Einen jungen haben wir gesucht, damit wir für eine Zeitlang versorgt seien, jetzt dauert der noch kürzer als ein alter!"

Indessen sind aus dem Tal herauf Gäste gekommen, der Vater des Kaplans Longinus, der Ratsherr, und seine Mutter, die fromme Frau. Beide haben trübe, aber ergebene Mienen. Sind die angelernt oder sind ihre Herzen so langsam und zahm, wie dem Longinus seines noch bis vor kurzem gewesen ist, eineweg zuckt aus ihrer ergebenen Trauer kein Schmerzschrei auf, haben sie kein Wort wie das Bauernweib, das aufstöhnen würde: „Herrgott, Herrgott, nimm mir den Bub nicht!" Und doch hat der Doktor erklärt: „Ich kann nicht helfen! Helfen kann nur ein Wunder!" —

Und nun ist für den Kaplan Longinus der neunte Tag!

Sturm und Unwetter sind still. Das Flockenweiß ist im Hochtal geblieben, aber es ist hingebreitet über die Lehnen und die Wege und das Dorf. Es liegt auf den Firnen, die leuchtend unter dem tiefblauen Himmel stehen und die hängenden Wälder tragen es,

stumm, wie gebeugt unter schwerem, weißem Blust. Die Sonne kommt und gießt Gold auf die Firne, Gold auf den weißen Wald, Gold auf die Lehnen. Das Bergtal strahlt und prangt in Schönheit und heiliger Stille.

In das schöne, reine, stille Bergtal hinaus staunt der Kaplan Longinus an diesem, seinem neunten kranken Tag von seinem Bett aus. Seit kurzer Zeit hat er kein Fieber mehr und ist ganz ruhig, so ruhig, daß der Ratsherr, sein Vater, und seine fromme Mutter und ein paar andre, die um ihn gewesen sind, es gewagt haben, ihn allein zu lassen und drüben in der Wohnstube von Genesung und neuem Amten reden. Der Kaplan Longinus hat ein abgezehrtes Gesicht; schwarz stechen die Bartstoppeln vom Weiß der Wangen ab. Seine grauen, scharfen Augen liegen noch tiefer als sonst in den Höhlen, schauen aber groß und ruhig und voll Staunen. Zu dem, was sie schauen, klopft des Kaplans Herz in großen, frohen Schlägen Beifall. Schön ist es da oben, schön, Longinus! So etwas hast du nie gesehen!

Das Schlagen des Herzens ist nicht mehr ein Aufwallen, das einmal sich hebt und wieder schweigt; — das sinkt und steigt, sinkt und steigt, mächtig und froh, als hätte die Brust sich gedehnt und die enge, langsame Seele wundervoll sich geweitet. Der Tag strahlt in die Fenster der Kammer, das Schneeweiß und das Gold und das leuchtende Himmelsblau. „Schön — schön," flüstert der Kaplan Longinus.

Jetzt geht unten die Haustür. Seit der Kaplan so krank ist, wird sie nicht mehr geschlossen; ungehindert kann jeder hin und wieder gehen. Longinus hat das Knarren der Tür gehört, aber kaum darauf geachtet. Er wird erst aufmerksam, als im Flur, dicht bei seiner Tür, ein Flüstern anhebt. Die Magd spricht

da und — und eine, die nach dem Kranken fragen kommt.

Was?!

„Wie es ihm geht, habe ich fragen wollen?“ tönt es jetzt. Dann die Antwort: „Fast gut, meine ich, geht es jetzt.“ Und wieder die andre Stimme, klarer, etwas lauter: „Dem lieben Gott sei Dank! Er ist auch gar ein guter Herr! So gut ist er gewesen mit der Mutter und mit mir, solang die Mutter krank gewesen ist und —“

Ein leises Schluchzen beendigt die Worte.

Der Kaplan Longinus hat sich im Bett aufgerichtet und lauscht. Die — die Zwyssig-Anna! — Mein Gott! Nachfragen kommt sie!

Er hört nicht, daß sie nur die alltäglichen Worte sagt, mit denen jedes Pfarrkind nach dem Seelsorger fragen wird. Er hört nur, daß sie da ist — da! O Leben! Leben! — Nun hat er kein Brennen mehr im Herzen. Nichts quält ihn mehr. Eitel Freude ist in ihm und Wonne am Leben, Hunger zum Leben! Durch die engen Gänge halbblinder Frommheit gegangen, steht er plötzlich vor einer offenen Tür. Weit ist es dahinter. Die Firne strahlen, es schimmern die Lehnen, der wundersame Himmel blitzt und flammt. Schön ist das, schön! Und die Anna ist da, die schlanke, mit dem ernsthaften Gesicht, mit dem tapferen Sinn und der großen Liebe zur Mutter. Zu dir will ich kommen, Mädchen, Anna! Beieinander bleiben werden wir. Lieb — will ich dich haben. Und — — — —

Ah!

Im Wohnzimmer drüben die Leute und draußen im Flur die Magd und das junge Mädchen fahren zusammen. War das nicht ein Schrei? Mehr noch ein Jauchzen! Aber aus des Kaplan Longinus Stube

kam es her! „Ratsherr,“ stammelt die Magd unter der Wohnstubentür. Der ist schon an ihr vorbei und tritt in die Krankenkammer. Langsam und sacht, wie sich's ziemt, kommen die andern ihm nachgegangen. Da liegt der Kaplan Longinus in den Kissen. Die Kissen sind von rauhweißem Leinen, das Gesicht des Kaplans ist weißer und still. Weiß und still wie der Schnee an den Lehnen und Firnen.

„Tot,“ sagt der Ratsherr, sein Vater. Fast im gleichen Atemzuge fängt er schon demütig zu beten an. Die stammelnden Stimmen der andern mischen sich mit der seinen.

Tot ist der junge Kaplan Longinus, dem, ehe er gestorben ist, die Welt aufgegangen, die liebe, schöne, weite Welt, in die hinein für ihn kein Weg gewesen!



Die Geschwister

Was für ein hohes stattliches Haus Ihr habt, Hochwürden?" sagte ich zu meinem Gastgeber in Wildberg, dem Dorf, das den schwarzen stillen Wald zum Nachbar und die weißen, stilleren Firne zu Hütern hat.

Der habliche alte Bergpfarrer lächelte geschmeichelt. „Ein adliges Haus," sagte er. „Und adlige Menschen haben darinnen gewohnt!" Er zog seine eigne aufrechte Gestalt hoch, bedeckte sich mit dem Barett und machte sich zum Kirchgang fertig. „Am Abend beim Lampenlicht erzähle ich es Euch," sagte er im Hinausgehen.

Das Haus war aus Stein gemauert, stand neben der neuen Kirche, welche die von Wildberg dorthin gestellt hatten, wo sie über Wald und Hänge hinabsah und hatte eine alte, hochbogige Tür mit schwerem Messinggriff, eine Flucht kleinscheibiger Fenster und ein schweres, schwarzes Schindeldach. Auf dem letzteren wucherte grünes Moos und lange Hauswurzdolden schmiegten sich an das faulende Schindelwerk. Des Pfarrherrn Wohnstube hätte einer zwölfköpfigen Familie reichlichen Raum geboten. „Ein Kreuz ist es, daß der Herr Pfarrer nicht eine kleinere Stube nehmen will," seufzte die Pfarrmagd, vor der ich die Größe der Stube rühmte. „Der Ofen frißt mehr Holz als erhört ist," fügte sie hinzu. Der Ofen war aus Serpentin gemauert und stand mitten in der einen Stubenlängswand. Breit stand er heraus wie ein schwerer Bauer selber in seiner Stube steht; vier Menschen konnten sich oben auf seiner abgeschliffenen Platte

wärmen. In einem Stein seiner Frontplatte waren zwei Namen und eine Jahrzahl eingemeißelt:

Gerold Zopp
Juliana Zopp
1805.

Auf diese Namen deutete am Abend, als wir unter der Hängelampe und oben am langen Eßtisch beieinander saßen, der Pfarrherr. „In unsern Bauernhäusern," begann er, „findet Ihr so die Namen des Mannes und der Frau in den Ofen eingemeißelt. Die zwei aber sind nicht Mann und Frau gewesen!

Den Mann, den Gerold, habe ich nicht mehr gekannt; zehn Jahre, ehe ich hierher in meine Gemeinde kam — dreißig Jahre amte ich nun hier — ist er gestorben; die Juliana aber lebte noch und war damals 82 Jahre alt. Im Tal unten gehen wenig Sechzigjährige herum, die noch so viel Kraft und Zäheit haben wie die Juliana, als ich sie kennen lernte. Sie war groß gewachsen und von hagerer, hartknochiger Gestalt. Wenn Ihr an unsern Hängen hinaufklettert, könnt Ihr auf Bergrippen da und dort einzelne Tannen stehen sehen, hoch, karg, zäh, gerade und eigensinnig wider die Stürme sich stellend. Wie ein solcher Baum war die Juliana. Ihr Gesicht hatte die Farbe der sturmverwitterten Rinde, hatte ihre Risse und Furchen und ihre Härte und ihr Rücken bog sich nicht, wie der starre Baumstamm sich nicht biegt. Ihr Haar war rostgrau und noch stark. Ihre Hände waren groß, knochig und schwer. Sie ging wenig mehr unter die Leute, diese und jene Kranke und Arme besuchte sie; denn sie war zum Angsthaben reich, wie die Wildberger sagten, aber auch zum Freudhaben wohltätig. In die Kirche kam sie regelmäßig und es machte sich, daß ich mit ihr um ihrer aufrechten und herben Frommheit willen näher

bekannt wurde. Als ich zum erstenmal in dieser Stube bei ihr saß, fand ich, daß, wie sie schon an Gestalt mich überragte, auch sonst ihr Blick manchmal wie verloren über mich hin ins Leere ging, so wie man eben Dinge und Menschen übersieht, die einen wenig kümmern, nachher lernte ich, daß ihr Leben keinen Inhalt mehr hatte, seit zehn Jahre vorher der gestorben war, dessen Namen dort oben am Ofen über dem ihren steht. Jener Gerold war ihr Bruder. Und um dieser seltsamen Tatsache willen, daß zwei Geschwister gegenseitig völlig eines des andern Leben erfüllt und eines dem andern genügt haben, will ich Euch ihre Geschichte erzählen. Sie geht um in Wildberg, sie ist überliefert, wie die alten Geburtsregister und vielleicht genauer als diese.

Den Gerold Zopp also habe ich nicht mehr gekannt. Wie aber seine Geschichte sich erhielt, so erhielt sich die Erinnerung an seine äußere Erscheinung und von dieser erzählen die von Wildberg: „Der Gerold war groß und hager wie seine Schwester. Sein Kopf mit dem schwarzen Haar überragte den der Juliana noch um Halbhandbreite. Sein Gesicht war von schönem, starkem, ebenmäßigem Braun, der lange schwarze Bart, die dichten Brauen und die scharfen unter eckigen Stirnknochen stehenden dunkeln Augen paßten wohl in die wetterdunkeln Züge. Diese waren groß, kräftig, wie die ganze schwere Gestalt etwas steinhaft Festes hatte.

„Das waren ein paar Leute, der Gerold und die Juliana," erzählen die von Wildberg, „wenn sie nebeneinander über die Gasse schritten, war der stärkste Bauer klein neben ihnen."

Ihre Geschichte aber ist diese:

Als im Frühjahr 1799 die Franzosen in Uri einfielen und das Volk sich wider sie erhob, stand auch

der Ratsherr Zopp von Wildberg, ein alteingesessener hablicher Bauer, zu denen, die unter Vinzenz von Schmid bei Flüelen den Feinden entgegentraten. Mit der zersprengten Schar der Urner floh er das Reußtal aufwärts und stellte sich mit denen abermals zum Kampf, die bei Wassen den Welschen entgegentraten. Da aber von den Franzosen für die Weiber und Kinder, die im Dorfe zurückblieben, wenig Gutes zu erwarten war, so hatten sich in Wassen viele Familien der Kämpfenden gesammelt, die vor dem nahenden Feinde geflohen und ihren Wärtern und Beschützern nachgezogen waren. Auch von Wildberg herab, wo vordem schon auf einem Streifzug welsche Soldaten übel gehaust und Schrecken verbreitet hatten, war eine Schar Flüchtiger Wassen zugeeilt. Unter ihnen ging die bleiche kränkliche Ratsherrin, des Zopp Weib, mit ihren Kindern, der achtjährigen Juliana und dem sechzehnjährigen Gerold, dem der Vater, als der in den Kampf ging, das Mitgehen versagt und geboten hatte, daß er die Frauen geleite.

Der Kampf um Wassen und das Kirchlein, das von grünem Hügel weit in das Tal hinabsieht, dauerte einen schweren, heißen Tag. Dann zersplitterte die kleine Schar der Bergbauern vor dem Menschenkeil, den General Soult in ihre Reihen trieb und zerstob in wilder Flucht wie Spreu vor dem Sturme. In die Seitentäler und Schlupfwinkel fuhr das flüchtige Volk. Die Welschen aber, wütend über die, die langen und zähen Widerstand geleistet, spürten sie auf wie der Jäger das Wild und es geschah viel Untat.

Ein Haufe von dreißig Männern, Weibern und Kindern hatte sich bei Göschenen talein gewandt und verbarg sich vor den nachdrängenden Franzosen in den Steintrümmern und dem Waldwerk unterhalb des „Gwüest“. Unter ihnen schwankte der Ratsherr

von Wildberg, Chrisostomus Zopp, wund und erschöpft; eine Kugel hatte ihm die Schulter durchschlagen und den linken Arm gelähmt. Sein Weib und seine Kinder waren bei ihm. Der helle, sonnige Tag ging aus dem Tal, als sie in einer von zwei Steinbrocken gebildeten, tannenüberdachten Höhle sich eingruben. Diese lag in einer weit sich hinziehenden, von einem Bergsturz zeugenden Trümmerhalde, aus der im Laufe der Jahrhunderte wieder Wald gewachsen war. In dem Chaos von Blöcken und Bäumen war an diesem Abend ein sonderbares heimliches und ängstliches Leben. Da bargen sich die Flüchtigen vor den welschen Verfolgern. Der Ratsherr saß mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt; das bartlose Gesicht war fahl, die fleischigen Lider sanken immer wieder über die starr blickenden Augen, wenn er sie gewaltsam aufriß, das weiche Haar und das grobe, schwere, dunkle Schafwollgewand waren voll Blut; um die zerschossene Schulter schlang sein Weib einen neuen Verband. Der wunde Mann stöhnte und es war fürchterlich zu hören, wie aus der schweren Gestalt die Schmerzlaute sich wider allen Willen und unendlich mühsam hervorrangen. Die Zoppin hatte ein Gesicht wie eine Tote. Sie war hager und groß, hatte schwarzes Haar und scharfe, spitze, kranke Züge; selber sich mühsam schleppend, tat sie am Manne ihre Pflicht; aber es war manchmal, als müßte sie über ihn hinsinken, wenn sie sich zu ihm neigte. Der Gerold säuberte eine schattige Stelle ihres Schlupfwinkels von Schnee, der darin zurückgeblieben war, und die dunkelhaarige, schlanke Juliana griff mit den festen Händen selbst in den vereisten Winterrest und half dem Bruder.

„Da oben steht noch Wildheu," sagte Gerold, als er sich einmal von der Arbeit aufgerichtet und an die jenseitige baumlose Lehne hinaufgeblickt hatte, „das

hole ich nachher, dann kann die Mutter Euch betten, Vater." In seinem Gesicht war keine Aengstlichkeit, die braunen Augen leuchteten kühn unter den kohlschwarzen Brauen. Das Gesicht war voll, er hatte eine samtweiche, aber seltsam braune Haut und seine Gestalt war von festem und doch geschmeidigem Bau, schmuck saß ihm das braune, tressengeschmückte feiertägliche Ueberhemd, das er zur Flucht als sein Bestes angelegt hatte, und die dunkle Hose saß knapp am starken Bein. Er arbeitete unverdrossen und das schöne Ebenmaß seiner Gestalt trat voll zutage, während er in gleichmäßigen Bewegungen sich neigte und streckte.

Die Bäume rauschten ob den Flüchtigen, der Wind zog rauh aus Norden, hoch in den Lüften aber brauste ein Weststurm und jagte Wolken über den Damastock herauf. Es dunkelte schnell. Als es ganz Nacht war, sahen sie da und dort ein Feuerlein durch die Bäume scheinen.

„Die Narren," zuckte der wunde Ratsherr, die Augen weit gesperrt, auf, „brauchen ihnen auch noch Zeichen zu geben, den Franzosen."

Nachher sank ihm der Kopf schwerer auf die Brust; es war, als müßte auf das Aufflackern der Tod folgen.

„Maria, Mutter Gottes," stammelte die Ratsherrin und setzte sich erschöpft auf einen Stein; mit farblosen Lippen und die Hände im Schoß gefaltet, betete sie stumm und verzweifelt weiter. Im hängenden Wald gingen seltsame Geräusche, das dumpfe Murmeln von Stimmen, das Rauschen der Baumkronen. Aus dem Tobel, in dem der Wald endete, donnerte das Getöse des Wildbachs herauf und das murrende Schlagen der Steine, die er in seinem Grunde wälzte. Ein- — zweimal tauchte ein bleiches Gesicht aus den Waldstämmen.

„Seid Ihr da, Zoppin?“

„Seid Ihr es, Ratsherr?“

Das waren Leidensgenossen, die durch die Bäume streiften und spähten.

Der Gerold hatte seine Arbeit beendet, er richtete sich auf und sah durch die Waldlücke hinaus an die jenseitige Halde. Es war schwerdunkel jetzt. Die Wildheuschicht war nicht mehr zu erkennen, alles war schwarz, einförmig nachtfarben. Nur der Himmel hatte einen helleren Ton und der düstere Salbitschyn stand an ihm auf wie hingebaut, ein mächtiger Stern flammte zur Linken des schwarzen Berghauptes, nur dieser eine, sonst war kein Licht am Himmel und es war wundersam und groß, wie nur die zwei stummen Genossen hoch über dem angstschwülen Walde standen, der finstere Berg und der flammende Stern.

„Jetzt meine ich, kann ich gehen — nach dem Heu,“ flüsterte Gerold.

„Jesus, geh nicht,“ stammelte die Ratsherrin. „Wer weiß, ob sie nicht am Weg herumschleichen, die Franzosen.“

„Sie sollen mich schon nicht sehen,“ flüsterte der Bub zurück.

„Ach, bleib,“ ächzte der Ratsherr.

Da brach der Laut eines Schusses durch die Nacht, jäh, zischend. Dann blieb es wieder einen Augenblick still, atemlos still.

„Was ist das?“ lispelte die achtjährige Juliana, ihre braunen Augen schienen groß und erschreckt aus dem bleichen Gesicht. Der Ratsherr ächzte und versuchte sich aufzurichten; aber die Augenlider waren ihm wie Blei und es war eine Qual zu sehen, wie der wunde Mann umsonst gegen die Ohnmacht stritt.

Jetzt wurde es lebendig im Wald. Neue Schüsse klangen aus der Richtung herauf, wo der Fußsteig

lag. Schreie und Kommandorufe mischten sich mit ihnen. Plötzlich folgte ein wirres Durcheinander von Rufen, Kreischen, Lästern, dazwischen Schußschläge, Laute wie das Aechzen ringender Menschen und wiederum Laute wie Heulen, als würfe sich eine Heerde Wölfe würgend auf wehrloses Volk.

„Jesus," stammelte die Ratsherrin.

„Die Franzosen," stieß der Ratsherr heraus. „Fort," stöhnte er weiter, in fürchterlicher Erregung, „fort, Ihr, Frau, Juli! Nimm sie, Gerold, über die Alp ins Maiental — heim — fort!" Er bäumte sich vor Schmerz, während er die Worte schrie.

Derweilen kam flüchtiges Volk kreischend durch den Wald gestoben. Die ersten eilten wie toll vorüber. Einer, der gerade an der Stelle, wo Zopp und die Seinen lagen, aus dem Unterholz brach, hielt an und stand Rede.

„Der Z'graggen von Steg — geschossen hat er auf die Franzosen aus dem Hinterhalt, wie sie unten vorbeigegangen sind! Jetzt sind sie im Wald! Alles schlagen sie nieder! Macht, daß ihr weiter kommt!"

Als der flüchtige Bauer das hervorgekeucht hatte, sprang er in wilder Flucht davon. Aber ein Weib kam gerannt. „Flieht," schrie sie, „keinen lassen sie am Leben, die Welschen, Weiber und Kinder schlachten sie ab, die Tiger!" Damit verschwand auch sie.

Der Ratsherr rang nach Atem, zu Worten hatte er nicht mehr Kraft. Die Zoppin stand wie entgeistet. Der Gerold hatte nach des Vaters Gewehr gegriffen. Er stand kerzengerade da, aber keine Farbe war mehr in seinem Gesicht. Dicht neben ihm stand die junge Schwester, schlank, aufrecht, unwillkürlich faßten sie sich bei der Hand. Da zwang der Ratsherr zwei Laute hervor. „Die Kinder," verstand sein

Weib. Es kam Leben in sie. „Lauf, Gerold," schrie sie. „Nimm das Kind! In die Alp, Bub!"

Ein Schuß tönte ganz nah. Die Kugel schlug in eine Tanne ein paar Schritte von ihnen ab.

„Lauf, Bub!" schrie die Zoppin.

„Beim Eid nicht!" knirschte Gerold und hob das Gewehr. Da schlug die verzweifelte Frau ihm die Waffe aus der Hand. „Soll das Kind umkommen?" schrie sie ihn an.

Unwillkürlich sah der Bub auf die junge Schwester nieder. ‚Die mußt retten,' gab der Augenblick ihm ein. Da riß er sie empor. Jetzt trug er sie. Nicht ein Wort vermochte er mehr zu Vater und Mutter zu sagen. Schon brachen welsche Soldaten durch die Bäume. Er stob davon. Hinter ihm riß die Zoppin halb von Sinnen das Gewehr an die Schulter und feuerte es auf einen der Feinde ab, der heranstürmte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gerold gewann die Alp. Er war stark und weggewohnt. Die Juliana glitt ihm aus dem Arm. „Selber gehen will ich jetzt," sagte sie tapfer. Dann reichte er ihr wieder die Hand und sie schritten fürbaß. An den Alphütten wollten sie rasten, aber als sie vorsichtig weiter schritten, sah der Bub welsche Soldaten vor den Hütten lagern, da schlug er sich mit der Schwester nordwärts in die Felsen und stieg mit ihr den schweren Berg hinan und zum See hinauf, an dem vorbei der Fußpfad ins Voralptal hinüberführt. Am See nach langem Steigen gönnten sie sich Ruhe. Völlig erschöpft sanken sie auf den Boden nieder, den noch die harte winterliche Schneekruste deckte. Die Nacht war heller geworden, der Westwind blies stärker und hatte noch einmal den Himmel von Wolken rein gefegt. Mehr Sterne leuchteten jetzt. „Gut ist's, daß Sterne sind," sagte Gerold, „und

daß ich in der Alp gewesen bin, früher, sonst hätte ich mich nicht hinaufgefunden."

Die Juliana rückte ganz nahe an ihn heran, schauerte und zog das graue Tuch fester, das sie um die Brust geschlungen trug. Ihre Züge zuckten. „Was haben sie ihnen wohl getan, dem Vater und der Mutter?" fragte sie, dann schluchzte sie jäh auf. Der Gerold hing den Kopf, eine Antwort hatte er nicht. Er faßte nur wieder des Mädchens Hand. Die Berührung tat beiden wohl. Der halberwachsene Bub hatte sich bislang nicht viel um das Kind, das nachkam, gekümmert. Jetzt, in der Finsternis, in der Totenstille, da sie beide gotteserdenallein auf dem hohen, kahlen, kalten Berge saßen, kam ihm ein eignes Gefühl an. ‚Die — die Juliana, die mußt retten! Heimbringen mußt sie, Sorge mußt zu ihr tragen!' redete es in ihm. Unwillkürlich legte er die Arme um sie. Dann fiel ihm ein, daß sie da nicht bleiben konnten. „Eine Stelle müssen wir suchen, wo wir ausruhen können," sagte er. Dann stand er auf, führte die Juliana und suchte einen Unterschlupf. Er fand einen überhängenden Felsen, wo das Erdreich bloßlag und weder Wind noch Schnee hindrang. „Wie eine Stube ist es da," sagte das Kind, als sie sich niederließen, und dann kam ihm das Leid wieder. „Jesus Maria, der Vater und die Mutter, wo sind sie?" schluchzte es. Der Gerold verbiß die Zähne, das Flennen war ihm so nah, daß es ihn würgte. Aber er zog die Juliana zu sich nieder, daß sie auf seine Knie zu sitzen kam. Den Rücken vom Felsen gestützt, hielt er sie in beiden Armen und noch weinend lehnte sie sich an ihn. So saßen sie lange, sprachen nicht, atmeten nur schwer und verschluckten Tränen. Endlich zwang sie die Müdigkeit und die Bergtotenstille. Der Kopf kam dem Gerold ins Nicken, auch

die Juliana schlief ein. So lagen sie in der wilden, öden, verlorenen Höhe.

Die Nacht verging, während sie schliefen; ein eiskalter Luftzug weckte sie. Sie fröstelten beide und als sie um sich sahen, war alles weiß und Flocken wirbelten außerhalb ihres Schlupfwinkels. „Schnee,“ entfuhr es der Juliana. Gerold schaute nur um sich, verbiß die Zähne und schnitt ein sonderbares Gesicht, halb zornig, halb furchtsam; der Zorn war gewollt; die Furcht sollte er verdecken. „Wir müssen bald fort, der Weg ist weit,“ sagte er; dann entnahm er einer Tasche, die er umhängen hatte, Käse und Brot und sie aßen ihr Frühbrot. Die Juliana hatte Tränen in den Augen. „Flenn nicht,“ sagte der Bub.

„Der Vater und — und die Mutter!“ schluchzte sie wieder.

Nachher erhoben sie sich und gingen. Als sie ihre Felsstube verließen, faßte sie der Sturm. Er warf sich über sie, wie das Raubtier sich auf die Beute stürzt. Die Juliana mußte sich am Bruder halten. Der schlug die Kapuze seines Hirtenhemdes auf, reckte sich und stemmte den Oberleib vor; seine Kraft wuchs mit der Gewalt, die sich seinem Weg entgegenstemmte; er vergaß der Angst um Vater und Mutter. Seine Augen blickten hell und während die Flocken ihm das braune Gesicht peitschten, tat ihre Kälte ihm wohl und machte seine Gedanken sonderbar scharf und klar. Langsam und mühselig stiegen sie an pfadloser Lehne hin.

„Bist auch recht?“ fragte zuweilen atemlos die Juliana den Bruder. Ein-, zweimal stammelte sie schaudernd: „Ganz naß bin ich.“

Zum ersten nickte er, zum zweiten sagte er kurz: „Nimm das Tuch fest.“ Den Arm um ihre Hüfte gelegt, führte er das Kind sicher wegab.

Der Sturm wuchs indessen, der in der Nacht aus

Norden herfahrend den Westwind besiegt hatte. Es schneite in Fetzen, alles war weiß; der Fuß sank tief ein, wo er hintrat. Um die Mittagszeit kamen sie an den Fuß der Gletscher, die vom Sustenhorn ins Voralptal auslaufen. Was Gletscher war und was Alp, unterschied keiner mehr. Alles war weiß, alles kalt, alles weglos.

„Weißt den Weg?" fragte die Juliana wieder und wieder. Der Gerold ging jetzt mit verbissenen Zähnen und antwortete nicht. Er stützte die Juliana, denn sie war müde und sie hatten sich noch nicht Rast gegönnt, um ihr Mittagsbrot zu verzehren. Schweigend klommen sie der Moräne entgegen, über die sich's an die Meienwand hinunter steigt. Plötzlich blieb der Gerold stehen und sah sich um. Aber er sah nicht weit. Die Nebel hingen über die Berge und es war nichts als sie, die grauen, hängenden Wolken und darunter das blendende endlose Weiß.

„Die Wand," sagte der Bub halb zu sich selber, „sie sei nicht leicht, die Wand." „Du bist müd, gelt?" fragte er dann das Kind.

„Ja, schon," gab das Kind zitternd zurück.

„So müssen wir da bleiben, die Nacht."

„Jesus, nein!"

„Komm nur," sagte er und dann hob er sie plötzlich wieder, wie gestern, als er sie aus dem Walde getragen hatte. Und während er sie trug, quoll eine heiße Liebe zu dem ohnmächtigen jungen Wesen in ihm aus. „Ich schaue schon zu dir, hab nicht Kummer," sprach er ihr zu.

Eine Weile kletterte er an der Steinhalde aufwärts; dann erspähte er einen Steinblock, ähnlich dem, der ihnen in der vergangenen Nacht Obdach gegeben hatte. „Da bleiben wir," sagte er, als er ihn erreichte und ließ die Juliana zu Boden. Aber als sie sich ein=

nisteten, sahen sie, daß sie nicht so sicher nächten würden wie gestern. Wenn sie sich ganz unter den Stein drückten, erreichte der Schnee sie nicht, aber der Wind drang heran und es war bitterkalt. Sie saßen eine Zeitlang dicht aneinander gekauert. Die Juliana fror. Zuweilen machte ein Schluchzen ihren Körpern zittern. Der Gerold legte die Arme um sie. „Komm, ich wärme dich!" Aber es half wenig. Endlich sagte er: „So geht es nicht! Ich muß Holz suchen, daß wir ein Feuer machen."

Er stand auf. „Bleib ruhig hier," gebot er, „ich komme wieder. Mit großen Schritten stieg er durch den Schnee abwärts.

Die Juliana meinte ihn zurückrufen zu müssen. Sie fürchtete sich allein in der Bergöde; dann schrie sie auch seinen Namen, aber der Sturm verschlug ihre Stimme und er hörte den Ruf nicht mehr. Da drückte sie sich zitternd in ihr Versteck; sie wußte, daß sie lange warten mußte; die letzten verkümmerten Arven standen wohl eine Stunde tiefer im Tal. Aber obgleich sie das wußte, schien ihr die Zeit endlos, daß er nicht wiederkam, der Gerold. Gar nicht mehr schien er zu kommen! Die Angst trieb sie aus ihrer Ecke. Sie lief in den Schnee hinaus und schrie des Bruders Namen in den Sturm; dann ging sie wieder zurück und setzte sich vor Frost und Nässe schüttelnd an ihren alten Platz und flennte, als müßte sie sich zu Tod weinen. Endlich, da sie einmal wieder verzweifelt aufsprang, kam der Gerold die Halde heraufgestiegen, groß, stark, die Arme voll Holz. Der Juliana sprang das Herz im Leibe vor Jubel. Sie vergaß, was sonst ihr Leid war, daß sie in der Einöde saß, daß Vater und Mutter fort waren, weiß Gott wo! War ja doch der Gerold wieder da, der große, der mutige! Ihr Herz schlug dem Bruder

entgegen. Wenn nur der wieder kam! Und sie stand im Schnee und streckte ihm die Arme entgegen und jauchzte: „Gerold!“

Der aber, der schwer beladen sich durch den Schnee heraufarbeitete und erschöpft von Arbeit und Wegmühsal mit dem Sturm stritt, trug dasselbe Drängen in sich. Ihn zog es zu ihr wie sie zu ihm, und während er mit verbissenen Zähnen seines Weges stieg, redete es in ihm: ‚Du da oben, Juliana, Schwester, du sollst mir nicht umkommen, beim Eid, du nicht, solange ich mich regen kann!‘ Er saugte Mut und Kraft aus dem Mitleid mit dem Kind, das er hütete und aus der jäh in ihm erwachten Anhänglichkeit an die kleine Schwester, die mit ihm in der Einöde verlorene Schwester.

Nachher saßen sie hinter dem Feuer, das der Bub schürte. Sie gewannen doch so viel Wärme, daß sie den Hunger spürten und fast zufrieden eine kurze Mahlzeit hielten. Der Tag verging darob. Der Gerold schürte das Feuer, die Juliana saß im Felswinkel und betete. Als es Nacht war, richtete der Bub ihr ein Lager: „Leg dich. Ich muß wach bleiben, daß das Feuer nicht ausgeht,“ sagte er.

„Aber das Holz,“ warf die Juliana ein.

„Ich will's hinhalten, so lange es geht,“ sagte der Gerold und sah unruhig auf die wenigen Aeste, die ihm noch verblieben. Dann drängte er die Juliana wieder sich zu legen und sie gehorchte. Aber sie schlief nicht. Sie sah ihm von hinten zu, wie er sich Stunde um Stunde um das Feuer mühte, bis es mottete und sank und erlöschte, und fühlte, wie es kälter und kälter wurde. Endlich kam er zu ihr hingekrochen und als er sie wach sah, umfaßte er sie wieder und legte sich so, daß er mit seiner breiten Gestalt den Wind abhielt. Der Sturm ließ nicht nach und der

Schnee nicht und die Nacht war lichtlos, schwer, kalt.

„Müssen wir sterben?“ flüsterte die Juliana einmal. Der Gerold sah trotz der Finsternis ihre großen dunkeln Augen leuchten und sah den Schrecken darin. Aber er rückte nur näher und sagte kein Wort. Der Wind drehte sich jetzt, er warf ganze Schauer von Flocken in die Felsennische. Der Bub fühlte, wie es feucht und schwer an seinem Rücken hing; aber der Schnee stob selbst über ihn hin und erreichte die Juliana. „Müssen wir sterben?“ wiederholte sie heimlich, fast gefaßt.

„Sag ein Vaterunser,“ gab der Gerold zurück. Dann lagen sie wieder still, er nur immer bedacht, das Kind mit dem eignen Leibe zu decken und zu wärmen, die Juliana klaglos, ergeben. „Daß du nur da bist, Gerold,“ hauchte sie einmal.

Aber die Nacht verging und sie lebten noch. Als das graue Tagen anhob, stand der Bub auf, strich sich durch das wirre volle Haar, stampfte und schlug mit den Armen, sich zu erwärmen. Allmählich kam ein dünnes Rot in seine braunen Wangen. „Jetzt essen wir, dann müssen wir auf!“ sagte er. „Es wird ein böser Weg,“ fügte er hinzu, als die Juliana und er schon das letzte Brot aus der Tasche verzehrten. Sein Blick ging über die Schneelehne nach der Höhe, wo der weiße Bergsaum wie mit feinem Messer geschnitten gegen den Himmel abstach.

Bald darauf begannen sie den Anstieg. Bis zur Höhe zogen sie mutig, fast fröhlich; der Gerold führte die Schwester. Sie sanken bis an die Knie im Schnee ein und das Steigen war mühsam; aber die Hoffnung, die an jedem neuen Morgen den Menschen stark macht, trieb sie. Es schneite nicht mehr, nur der Wind pfiff über die Halde herab, faßte den Schneestaub und wirbelte ihn auf, daß es wie hohe Wellen über die

beiden Menschen herabschlug und sie verschlang. Es wollte ihnen den Atem nehmen.

Endlich standen sie auf der Höhe, wo das graue Geklüft sich jäh ins Meiental hinabsenkt. Der Gerold hielt inne.

„Mein Gott," entfuhr es der Juliana. Sie starrte mit entsetzten Augen in die Tiefe.

„Laß mich los! Hinter mir bleibst, Schritt für Schritt! Nachher trag' ich dich!" befahl der Bub mit verhaltener Stimme. Dann ging er voran, das Mädchen dicht hinter sich. Der Weg war fürchterlich; endlich wurde die Wand so schroff, daß die Juliana nicht weiter konnte. „Jetzt komm!" sagte Gerold. Dann nahm er sie auf den Rücken und hieß sie die Arme fest um seinen Hals legen; so stieg er abwärts. Manchmal fand er keinen Raum für den Fuß. „Die Augen mach zu," keuchte er dem Kinde zu; das hing halb ohnmächtig an seinem Halse. Aber langsam, langsam gelangten sie tiefer ins Tal. Verschneit, vom Sturme gezaust, die Hände zerrissen und das Gewand, standen sie dann am Fuß der Wand auf einer sanften Lehne. In der Tiefe lagen die Hütten von Meien. Da faßte es den Buben, daß er sich nicht hielt, daß er aufschrie und die Tränen ihm wild in die Augen schossen. Nun die Gefahr vorüber war, wollte die Angst einen Ausweg haben, die er in sich erwürgt hatte, solange der Gang auf Leben und Tod gewährt. Die Juliana stand nur, nahm seine Hand und lehnte sich an ihn. Die Lippen zuckten auch ihr.

Das Dorf erreichten sie leicht und fanden Nahrung und Obdach. Am Tag nachher fanden sie sich heim nach dem Wildberg; und es waren in ihr Dorf, aus dem sie geflohen waren, keine Feinde gekommen; sie trafen Haus und Heimstatt unversehrt. — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Der Ratsherr Zopp und sein Weib kehrten nicht zurück. Sie lagen mit vielen erschlagen im Wald am „Gwüest“. Aber es kam bald Friede ins Land. Gerold Zopp kam in seines Vaters Erbe. Die Dorfältesten halfen ihm wirtschaften die erste Zeit, aber er war frühreif, bald war er sein eigner Herr. Die Juliana hauste mit ihm. Dann wuchsen sie heran, zwei schöne und stattliche Menschen, seltsam hoch schossen sie auf, daß schon um ihres hohen schlanken Wuchses willen die Leute sie bestaunten, sie waren ein Bild, wenn sie Seite an Seite gingen. Und sie gingen selten allein. Wie sie zusammen hausten, so waren sie auch sonst wie zusammengeschmiedet. Sie waren verschlossen, hielten sich von den Dorflustbarkeiten fern, waren keine Kopfhänger und hatten doch einen an Trauer grenzenden Ernst in ihrem Wesen. Aber das Schicksal wollte ihnen wohl. Nicht nur, daß ihr Landbesitz gedieh, wie kein andrer weit und breit; es traf sich auch, daß zwei habliche Brüder des verstorbenen Ratsherrn, der eine ledig, der andre verwitwet und kinderlos, starben, und ihr Vermögen auf den Gerold und die Juliana kam. Nun galten diese erst recht in der Leute Augen; den Gerold, den stattlichen, schwarzbärtigen Mann, der in seinem seltsam dunkeln Gesicht einen harten Zug und in seinem Wesen etwas Gebietendes trug, ließen sie bald in Gemeinde und Land in Amt und Würden steigen; mit jungen Jahren war er der Ratsherr, wie sein Vater es gewesen war. Wenn er zu Altdorf im Landsgemeindering stand, stießen sich die Bauern und Städter an: „Der dort, siehst ihn, den vom Wildberg, den Ratsherr?“ Und die selber nicht Kleinen schauten staunend an dem steilen, geraden Manne hinauf, wie an einem fürnehmen Herren. Nach der Tagung aber, während die Ringbesucher nach dem Flecken und in die Wirtshäuser zogen,

konnten sie den Zopp und die Juliana, die jenen erwartet hatte, die Straße über Schattdorf und Erstfelden hinauf nach dem Wildberg nehmen sehen und es waren nicht wenige, die wundernd stehen blieben, wenn die zwei langen, schweren Gestalten Seite an Seite auf der staubweißen Straße davonschritten.

Die Gestalt der Juliana war aber von schönem Ebenmaß, ihr Gesicht war weiß und ihre Züge, obzwar stark, doch von edelm Schnitt, auch standen die großen, dunkeln, unter schwarzen Brauen ernstblickenden Augen wohl zu der weißen Haut des Gesichtes. Es geschah deshalb auch, daß manch einer, den anfänglich wohl der Reichtum der Zoppin mochte angezogen haben, um ihrer selbst willen nach dem Wildberg hinaufstieg. Um diese Zeit saßen in der großen Wohnstube ihres Hauses an manchem Sonntag mehr Gäste als in den Schenken. Selbst die Altdorfer Herrensöhne ließen sich den Weg nicht reuen und klopften unter dem Vorwand, daß ihr Besuch dem Bruder gelte, bei der Zoppin an. Unter ihnen war einer, eines Statthalters Sohn, der es vermochte, der Juliana ein Rot in die Wangen zu jagen und bei dessen Kommen in ihren Augen ein Aufleuchten war, aber seltsam, als sein Wesen erraten ließ, daß er danach verlange eine Frage zu tun, die ihm am Herzen lag, verwandelte die Juliana sich jäh, vermied seine Gesellschaft und suchte ängstlich die Nähe des Bruders, so jenem die Gelegenheit nehmend, sich ihr zu offenbaren. Nach einiger Zeit, von ihrer Zurückhaltung vertrieben, blieb er weg. Später aber, da er längst sich mit andrer Wahl getröstet, saß sie eines Tages mit ihm und dem Bruder in derselben Stube zusammen, die Hand in die auf dem Tisch ruhende Faust des letztern gelegt und in sonderbar schwerem Ton sagte sie: „Zwei Tage und zwei Nächte haben wir beide,

der Gerold und ich gelebt, die uns zusammengegeben haben, so daß wir nicht mehr voneinander können!" Da wußte der einstige Freier, daß sie ihm das sagte, damit er ihr früheres Wesen verstehe.

Wie die Erinnerung an die zwei Tage und Nächte, da sie vor den Welschen geflohen, die Geschwister nicht verließ, so konnten sie das Gefühl des Trostes nicht vergessen, das damals jedes aus des andern Nähe gesogen. Aus der Erinnerung heraus aber erstand ihnen ein Empfinden der Zusammengehörigkeit, das immer noch wuchs und so stark und gewaltig wurde, daß es alle andern Herzensregungen überwand.

Auch des Gerolds Stunde kam. Eine junge, blonde, feine Magd ging im Hause, eine Waise und eines braven Hauses Kind. Die Juliana war ihr gut und allmählich kam es, daß des Gerolds Stimme, wenn er zu der Magd, der Lena, sprach, einen fremden, weichen Ton annahm, daß sein Blick ihr sinnend folgte und die Schwester ihn manchmal in tiefem Sinnen traf, aus dem er schwer und wie verwirrt erwachte. Wie aber zeit ihres Lebens noch kein böses Wort zwischen den Geschwistern gegangen war, so fand auch jetzt die Juliana die offene Rede, die alles zwischen ihnen klar werden ließ wie es immer gewesen. Sie saßen allein beisammen an dem langen Eßtisch ihrer Stube, als die Juliana anhob: „Du bist anders letzlich, Gerold."

Er stützte beide Arme vor sich auf die Tischplatte und sah sie an. „Anders?" fragte er und es war als röteten sich seine Wangen flüchtig und leise, aber sein Blick war offen und fest wie immer.

„Sie gefällt dir, die Lena?" sprach die Juliana weiter, ohne Heftigkeit, ehrlich und gerade.

„Ein braves Mädchen ist sie," sagte der Bruder, „einen rechten Mann mag ich ihr gönnen."

„Du brauchst auf mich nicht zu schauen, wenn du sie willst!“ sagte die Juliana.

Da lächelte er fast. „Das ist jetzt recht, daß wir davon reden,“ sagte er, „siehst, sobald du es gesagt hast, weiß ich auch schon, daß es nicht sein kann.“

„Wenn du sie doch gern hast,“ warf die Juliana ein.

„Gern?“ wiederholte er. „Vielleicht hat mir einmal so sein wollen. Jetzt ist es wie ein Nebel vergangen. Im Leben gehören du und ich zusammen, niemand dazu!“

Nachher stand der starke Mensch auf und tat sein Tagwerk weiter, als ob nichts geschehen wäre. Der Lena war er ein guter Meister, bis ein junger Bauer sie als sein Weib aus seinem Hause holte, er selber war ernsthaft und zufrieden; an dem Tage, an dem die Lena Hochzeit hielt, meinte er zur Schwester, mit der er über dem Essen saß: „Stoß an, Juliana! Auf der Lena ihren Haushalt und den unsern!“

Ein Jahr danach, als ein alter und angesehener Mann im Hause der Geschwister zu Gast war und sie gutmütig schmälte, daß sie beide noch immer ledigen Standes seien, gab der Gerold wiederum im Beisein der Schwester diesen Bescheid: „Wer heiraten will, muß Freude haben, immer vor sich zu sehen in die Zukunft und das, was sie bringen will; wir zwei, die Juliana und ich, müssen zu viel rückwärts schauen in das, was gewesen ist!“ Dabei reichte er der Schwester die Hand und einen Augenblick standen die hohen Menschen mit fast strengen Gesichtern nebeneinander. Irgendwie gingen dem Gast die Worte aus; er mußte die beiden, die sich rasch wieder in ihr gleichmäßiges Wesen zurückfanden, fast andächtig ansehen: sie waren einander wie angeschmiedet!

Der Gerold und die Juliana heirateten nicht. Sie lebten zusammen; die vom Wildberg und nicht nur

die, zogen die Hüte tief vor ihnen, obwohl ihre Art bäurisch war wie die aller. Es lag etwas Adliges in der Ruhe, der Zufriedenheit, der Ausgeglichenheit ihres Lebens. Je älter sie wurden, desto mehr zogen sie sich in ihr großes Haus zurück. Der Zopp verkaufte seinen Landbesitz und entließ seine Knechte. Allmählich wollte ein und der andre Dörfler über die schrullenhafte Art, wie Bruder und Schwester sich selbst genügten, lächeln; aber der Spott kam nicht auf vor der seltsamen Würde, die über ihnen lag, wo immer sie unter die Leute traten. Als der Gerold starb, der bis in die letzten Tage ein noch immer starker Mann, mit wallendem grauen Bart und wetterharten Zügen gewesen war, schloß sich die Juliana noch mehr nach außen ab. Sie war kein Weib, das an Heimweh krankte, war vielmehr nur eine, wie der Gerold gesagt hatte, die in ihrem Leben zu viel rückwärts schauen muß; deshalb übersah sie leicht die Gegenwart und die Menschen die darinnen standen." —

Der Pfarrherr hielt inne. Die Lampe brannte an der Diele. Ihr roter Schein floß über das Täfelwerk, aber er war nicht groß und nicht hell genug, in die Ecken der mächtigen Stube zu dringen. Dämmerung und Schatten lagen darinnen. Nur der Ofen stand breit vor ins Licht. Die zwei Namen glänzten daran. Es war aber als müßten die zwei aus den Schattenecken oder durch eine der Türen treten, der Gerold und die Juliana, hoch, ernsthaft, die beiden, die zwei schwere Tage zusammengeschmiedet.

Die Prangerbank

Daß du dich so lange hinstellen magst zu der," sagt die Lisabet Sturm zu ihrem Mann, dem Schmied.

„Geht es dich etwas an," gibt er rauh und höhnisch zurück und tritt von der sonnenheißen Straße in die kühle schwarze Werkstatt zurück, streckt den nackten Arm, der grau und hart ist wie ein Stück Stahl, nach dem großen Hammer und läßt diesen, das Eisen nach unten gehängt, wie einen Pendel hin und her schwingen, vielleicht um der Frau zu zeigen, daß ihre Worte ihm Luft sind, vielleicht um eine Verlegenheit zu verbergen. In der Werkstatt stehen sie so einen Augenblick schweigend da, der Josue, der Schmied, die Lisabet, die ihm gefolgt ist, und drüben am Blasebalg der Friedlieb, der junge Gesell. Fast so heiß und scharf wie das Feuer von der Esse aufzischt, wenn der Friedlieb den Blasebalg tritt, bricht jetzt die Sonne durch die offengebliebene Tür und über die drei Menschen herein und beleuchtet ihre Gestalten, daß sie wie aus den Rußwänden der Werkstatt herausgeschnitten erscheinen. Der Schmied, hager, sehnig, mit dem weichen braunen Haar, das vorn weit in die Stirn hineingewachsen und über den ganzen Kopf zurückgestrichen ist und mit dem dünnen braunen Bart, der in das hagere, scharfgeschnittene Gesicht wohl paßt, die blonde, lange, auch hagere Frau und der Friedlieb mit den seildicken Muskeln und dem eckigen schwarzbraunen Kopf. Und vorhin vor der Tür ist die Regine, die Nachbarsmagd, von ihnen gegangen.

Einen langen Augenblick ist es still; denn der Friedlieb, der arbeiten sollte, reißt die schwarzen Augen so weit auf, daß die niedere Stirn in zwanzig Falten geschnitten ist, und gafft, was zwischen Meister und Meisterin werden soll. Da fühlt der Josue den Blick des Gesellen, wird rot und fährt ihn an: „Mach, daß das Rad zum Sternwirt kommt, draußen am Haus!"

Der Friedlieb starrt und zögert noch um eines Gedankens Länge, dann trollt er sich mit plumpen Schritten, packt das neu bereifte Rad an der Hausmauer und rollt es straßab.

„Kannst dich nicht in acht nehmen vor dem Bub," schilt drin in der Werkstatt der Schmied zornig sein Weib. Die achtet nicht auf die Worte, legt die knochigen Hände mit einer unsicheren Bewegung unter der Brust übereinander und sieht den Josue aus dem schmalen, verkümmerten Gesicht mit einem qualvollen Ausdruck an.

„Ich habe dir schon viel ertragen," sagt sie, „jetzt — wenn — Wirst doch nicht mit so einer — Denk doch an die Kinder."

Der Schmied hat sich an die Esse gemacht, mit der Hand schiebt er die Kohlen auf die Glut und tritt den Balg. „Was soll ich denn haben — mit — mit der Regine!" braust er auf.

„Ja, ja —" seufzt die Frau. Dann geht sie der Hintertüre zu, die ins Hausinnere führt, die lange Gestalt vornüberlastend, die Lippen schmal, einen Ausdruck von Elend in den groben, aber nicht unschönen Zügen.

Der Schmied läßt sie gehen. Das Gesicht ist ihm heiß. Es mag das Essenfeuer daran schuld haben, das weiß aus den Kohlen schießt.

Derweilen rollt der Friedlieb sein Rad über die

staubige Straße. Er läuft täppisch dahinter her, der Staub spritzt unter seinen klatschenden Pantoffeln auf, eine Kruste legt sich an die nackten Füße. Mit Armen und Beinen hält er das schwer rollende Rad im Gleichgewicht. Wer ihm nachsieht, kann dabei seinen Wuchs bestaunen, den lederzähen Bau der arbeitenden Glieder. Die Waden und Oberschenkel füllen die Lotterhose, daß die Nähte zu platzen drohen. Jeder Muskel liegt als ein kleiner Berg am Stoff abgezeichnet, an den roten, rußigen, nackten Armen stehen sie herausgedrückt und gespannt, als liefen Stricke unter der Haut. Die Hüften, um die das Schurzfell hängt, sind breit, der Rücken, den das braune Flanellhemd deckt, ist schwer, schwer sind die Schultern, rot und stark ist der Hals. Im roten Gesicht hat der Friedlieb einen erregten, zornigen Ausdruck und er leitet das Rad manchmal eigentümlich gehässig über eine und die andre Straßenstelle, als überführe er etwas, dem er feind ist.

‚Daß die Regine unter dem Rade läge, die Magd — die — die der Frau das Leben sauer macht!‘

Kaum ist ihm der Gedanke durch den Kopf gezuckt, schrickt der Friedlieb jedesmal zusammen, hält sein Rad an und sieht sich mit seinen schwarzen Augen, die das einzige Schöne an seinem stumpfen Gesicht sind, scheu um, ob niemand nach ihm schaut, als könnte einer seine Gedanken erraten. Eine Strafe steht auf derlei Gedanken! Und vor Strafen zittert der achtzehnjährige Mensch wie ein kleines, ganz kleines Kind. Ein Ereignis ist in seinem Leben, das an dieser fürchterlichen, qualvollen Angst vor Strafe schuld hat. In seinem elenden Leben!

Das Ereignis liegt zehn Jahre zurück.

Das war in der alten Kantonshauptstadt Burgwyl! An dem Tag war es, an dem er, der Fried-

lieb, dem Vater und der Mutter entlaufen war, die oben im Berg wohnten, vier Stunden von der Stadt. Die rote Schramme, die ihm jetzt noch im Gesicht steht, quer vom Ohr zum Mund, war damals eine frische Blutstrieme gewesen. Des Vaters Ochsenpeitsche riß immer das Fleisch auf, wo sie traf. Am Rücken, an den Armen und am Kopf hatte er sie gespürt; so hatte er Erfahrung. Ja, und an dem Tag war er den Alten entlaufen. Mochten sie künftig die dreizehn Geschwister schlagen, verwünschen und hungern lassen. Genug ist genug! Einmal entläuft auch ein Hund seinem Peiniger und kommt nicht wieder. So war der Friedlieb aus der Schnapshölle entwichen, in der der Herrgott ihn hatte zur Welt kommen lassen. Vielleicht wenn ein paar Jahre früher ihn einer herausgeholt hätte, hätte er noch einen gesunden, nicht unklugen Buben mit sich nehmen können. Der Friedlieb, der an dem Tag davonlief, war ein für sein Lebenlang betäubter Mensch, der die Welt wie durch einen Nebel sah oder doch einen langsamen Verstand hatte, so daß er zweimal so lange brauchte als andre Leute, um die Alltäglichkeiten dieses Lebens zu begreifen. Ei ja, und das war, weil ein Schlag des Vaters einmal an einer Stelle getroffen hatte, wo das Denkvermögen saß.

Der damals achtjährige Bub hatte den Weg nach Burgwyl gefunden, um die Mittagszeit, in der heißen Sonne. Auf einmal stand er barfuß, in Lumpen, auf dem Marktplatz mit dem grauen Holperpflaster, zwischen den hohen, uralten Häusern, aus deren Mitte der Ketzerturm aufragt, der noch viel älter scheint als alles andre. Eine Bank war am Fuße des Turmes angebracht. Der Friedlieb war müde, wirr im Kopf. So setzte er sich hin auf die nahe Bank. Die Sonne brannte auf diese und auf das Pflaster nieder, so daß

beide ganz heiß waren. Der Friedlieb hing die nackten Füße über seinen Sitz herab und stieß dabei an einen rostigen eisernen Ring, der dicht an der Bank in einen Stein gegossen war. Er achtete nicht groß darauf, sah vor sich nieder und wußte nicht, was er wollte. Ganz fern dämmerte ihm das Bewußtsein auf, daß es ihm da unten in der Stadt übel gehen konnte, wo kein Mensch ihn kannte. Diese Empfindung verdrängte unmerklich die Erregung, in die ihn die Flucht gebracht hatte, und die Angst, daß der Vater oder die Mutter irgendwo auftauchen könnte. Als er aber damit gleichsam aus einem Taumel der Furcht erwachte, war das erste Gefühl das einer fürchterlichen Scheu vor den fremden Menschen in dieser Stadt. Er wurde auch erst jetzt gewahr, daß die Straßen von Burgwyl stark begangen waren. Und während er noch staunte und auch aufmerksam zu werden begann, daß eine Anzahl Kinder im Halbkreis um ihn sich sammelten, ihn begafften und mit Fingern auf ihn wiesen, fühlte er plötzlich seinen Arm gepackt und jemand zog ihn sacht, aber mit entschiedenem Griff von der Bank hinweg. Aufblickend, sah er ein blondes, schlankes Mädchen, das in sauberen Kleidern ging und mit ruhigen, verständigen Augen auf ihn niedersah. „Komm, Büblein," sagte sie, „da ist kein Platz für dich."

Diese Worte waren in einem so eigentümlichen, von Mitleid und Erschrecken durchzitterten Ton gesprochen, daß er jäh zusammenfuhr. Er sah die also geschmähte Bank an und dann die spähenden und schadenfrohen Gesichter der gaffenden Kinder, und es durchstach ihn, der noch von den Aengsten der Flucht wie aus dem Geleise geworfen war, ein neuer und so jäher und ungeheurer Schrecken vor etwas, dessen Art er nicht ermaß, das ihm aber irgendwie mit der Bank

und einem Unrecht, das er selber unbewußt begangen, in Verbindung zu stehen schien, daß er in dieser Stunde eine innerliche Erschütterung erfuhr, die für sein ganzes Leben nachzuwirken bestimmt war.

Das Mädchen ließ seinen Arm los und ließ ihn inmitten des Platzes stehen. Als er jedoch in unbeschreiblicher Hilflosigkeit um sich blickte, kam sie zurück, stellte sich vor ihn hin und fragte: „Wer bist du eigentlich? Wem gehörst eigentlich, du?"

Er wußte nichts zu antworten, als: „Sie haben mich immer so geschlagen, die Mutter und der Vater und —" und sein Aussehen erzählte das andre. Das Mädchen brauchte keine scharfen Augen zu haben, um zu erkennen, was für ein mißhandelter kleiner Mensch vor ihm stand.

„Komm, etwas zu essen kannst haben daheim," sagte sie und nahm ihn mit.

So kam er an diesem Tage in das elterliche Haus der Lisabet Epp, die Jahre später den Gesellen ihres Vaters, den Schmied Josue Sturm, zum Manne nahm und mit ihm auf die Schmiede ins Dorf Arniberg zog. An diesem Tage erfuhr er auch noch, was es mit jener Bank für eine Bewandtnis hatte.

„Du weißt also gar nicht, wo du gesessen hast, Bub?" fragte ihn die Lisabet Epp, als er nachher irgendwie mit ihr und den Ihrigen am Mittagstisch saß.

„Nein," gab er zerfahren zurück.

„Die, die etwas Schlechtes taten, hat man ehemals auf die Bank gesetzt und sie angekettet, daß sie aller Welt zum Gespött gewesen sind. Um keinen Preis würde sich ein Burgwyler auf die Bank setzen, Bub, auf die Prangerbank."

„So," sagte der Friedlieb, nichts als das „So". Er brauchte eben lange, bis er begriff, was die Lisa-

bet ihm erklärt hatte. Es kam ihm an diesem ersten Tage nicht klar zum Bewußtsein, beschäftigte ihn nur schwer, den Tag schon und dann erst die kommenden. In diesen kommenden aber und während er erwuchs, lernte er, welcher Makel an dem Sitz klebte, von dem ihn die Lisabet hinweggeführt hatte. Jeden Tag mußte er daran denken und mit jedem Tage wurde es ihm klarer und da wuchs ein Entsetzen in ihm, das in jenem ersten tiefen Erschrecken an der Prangerbank seine Quelle hatte. Das Entsetzen stand bald in keinem Verhältnis mehr zur Tat. Es endete in einer wilden Furcht, unbewußt unrecht zu tun und einer noch größeren Furcht vor der Strafe, die dem Unrecht folgen mußte. Neben dieser fremden, fast krankhaften Furcht vor jeder bösen Tat hatte nur noch ein Gefühl Raum, das einer leidenschaftlichen Dankbarkeit gegen die, die ihn von jenem häßlichen Ruhesitz weggebracht hatte, gegen die Lisabet. Sie war die erste, die ihm in seinem Leben etwas Gutes getan hatte. Das Herz klopfte ihm, wenn er daran dachte. Wenn sie ihm zehnmal das Leben gerettet hätte, er hätte sich nicht tiefer in ihrer Schuld fühlen können. Damit waren in dem Charakter des verwahrlosten Knaben durch seltsame Fügung zwei Eigenschaften fremd und groß und alles andre überwuchernd herangewachsen und mit ihm groß geworden: die Furcht vor der Sünde und die Treue zu einem andern Menschen.

Es schickte sich aber, daß der Friedlieb im Hause des Schmied Epp blieb. Aus Mitleid behielten sie ihn; es war nicht möglich, den zerschlagenen Knaben, als der von seiner Hölle erzählt hatte, wegzuschicken. Mit seinem Alten machte der Schmied es irgendwie richtig, daß sie ihn ließen, wo er war.

*

Der Friedlieb hat das Rad hingebracht, wo es hin soll, und ist längst in der Schmiede zurück. Der Tag ist in den Abend verblaßt und es ist nahe um Nachtessenszeit. Josue steht feiernd und die Pfeife im Munde vor der Werkstattür. In der kahlen Wohnstube steht schon die Suppe auf dem Tisch und wartet auf ihn. In die Wohnstube tritt der Friedlieb, schnuppert und zieht den Duft der Suppe durch die Nase ein; er hat immer Hunger, wie ein gesunder Mensch in seinen Jahren ihn haben soll. Niemand ist in der Stube. Der Bursche geht barfuß an den Tisch hinüber, beide Hände in die Taschen der Lotterhose vergraben; dabei sieht er sich um, sieht niemand, auch die Lisabet nicht, die aus der nebenanliegenden, schon fast dunkeln Küche nach ihm blickt. Er beugt sich über die Schüssel, riecht mit Behagen und grinst in sich hinein. Plötzlich nimmt er ein Stück Brot vom Tisch, das bei einem der Teller gelegen hat und hebt es mit freudiger Gier zum Munde. Aber er erschrickt und hastig, mit zitternder Scheu legt er es wieder hin.

„Nun, warum issest es nicht?" fragt die Lisabet, die hereingetreten ist und über ihr knochiges, vergrämtes Gesicht zuckt unwillkürlich ein Schein von Lustigkeit.

Der Friedlieb fährt zusammen. „Nein," sagt er mit verhaltener Stimme und ist blutrot.

„Warum nicht?" beharrt die Frau.

„Es hat mir's ja keiner erlaubt," gibt er zurück und setzt sich mit gedrücktem, scheuem Wesen auf die Wandbank.

Die Lisabet geht ihrer Arbeit nach, trägt auf den Tisch, was noch fehlt, ruft die beiden Kinder, den Hans und die Lise von der Gasse, ruft dann auch den Josue, ihren Mann, aber derweilen gehen ihre

Augen manchmal über den Friedlieb hin, der, den Blick in den Teller gebohrt, mit hohem Rücken dahockt. So ist er nun immer, der sonderbare Bub! Vor der kleinsten bösen Tat erschrickt er, seit er auf der Bank der Bösen gesessen hat! Geht ihm der eine Eindruck durchs ganze Leben nach?

Bald aber haben die Gedanken der Schmiedin für den Gesellen nicht mehr Zeit. Die Kinder sitzen schon lang auf ihren Stühlen, auch sie hat Platz genommen; der Josue läßt noch immer auf sich warten.

„Warum kommt er nicht, der Vater?" frägt der fünfjährige Hans.

„Er wird jetzt schon kommen," sagt die Lisabet, aber ein gequälter Ausdruck ist in ihrem Gesicht.

Endlich tritt der Schmied ein, legt im Hereintreten die Pfeife aufs Gesimse und läßt sich zu Häupten des Tisches nieder. Mit ihm ist der Sultan, der Hund, hereingekommen.

„Habt ihr gewartet?" fragt er laut lachend, wirft dem Hans, seinem Bub, ein Scherzwort zu, lacht wieder und gibt sich dann während des Essens Mühe, viel und laut zu sprechen. Aber es ist zu merken, wie er sich mit beidem Mühe geben muß, mit dem Schwatzen und dem Lachen, und je mehr er redet, desto stiller wird die Frau. Sie weiß schon, warum er so laut ist, weiß schon, das Gewissen ist noch nicht tot in ihm und er ist noch verlegen um das, was ihm im Sinne liegt. Aber das hilft eben nicht; Herr wird er doch nicht darüber! Die Lisabet würgt an ihrem Essen. Ja — ja hier an ihrem Tisch denkt er an die andre, der Mann, der Josue. Darum kann er auch nicht essen, darum müht er sich an dem Abendbrot ab, das ihm sonst geschmeckt hat. Ja — und — ist es so verwunderlich, daß ihn die andre gefangen hat? Er ist vier Jahre jünger als sie, die Lisabet,

und sie hat schon nichts Junges, Frisches mehr an sich, und die andre ist eine Schöne, gottlos schön ist sie! Und — von Anfang an hat die Lisabet eine heimliche Angst in sich gehabt, daß der Josue sie, die Meisterstochter, nur um der paar Batzen willen genommen, die sie ihm brachte. Von Anfang an! Aber sie hat ihn haben wollen — den stattlichen Menschen, haben wollen.

„Sitz nicht so vors Maul geschlagen da," fährt der Schmied jetzt plötzlich sein Weib an. Sie hebt die wasserblauen Augen zu ihm, vorwurfsvoll, sagt aber kein Wort. Die Kinder ducken sich ängstlich. Es ist eine schwüle Luft im Zimmer. Der Josue wirft schließlich Gabel und Messer in den Teller, dreht sich dem Fenster zu und starrt in die rote Flamme hinaus, die am Abendhimmel steht und die Nacht einleuchtet.

Als die Lisabet sich zusammenrafft und mit leiserer Stimme als sonst die Kinder zu Bett gehen heißt, auch anhebt, den Tisch abzuräumen, merkt sie, daß zwei Köpfe ihr zugewendet sind und vier Augen mit einem seltsamen Ausdruck an ihr hängen. Am Tisch hockt noch immer in seiner geduckten Stellung der Friedlieb und neben ihm sitzt der große, weißgelbe, langhaarige und unschöne Hund. Beide sehen sie an. Das Tier ist klug. Es merkt wohl, daß Streit in der Luft liegt, und es folgt ihr mit dem Blick, ängstlich und wieder fast bekümmert. Und denselben Ausdruck wie das Tier hat der Friedlieb in den Augen. Der Lisabet schießt trotz alles dessen, was sie quält, blitzähnlich ein Gedanke durch den Kopf: Sonderbar gleiche Augen haben die beiden, der Friedlieb und der Hund! Aus dem Blick ist ihnen zu lesen, wie sie an ihr hängen!

Jetzt steht Josue, der das Gutenacht der Kinder flüchtig hingenommen hat, auf und geht. Die Lisabet

schiebt ihren Buben und ihr Mädchen aus der Tür und kommt nach einer Weile wieder herein, kann dabei nicht helfen, daß ein verbissenes Flennen ihre Züge noch zucken macht. Da steht der Friedlieb noch mitten in der Stube und muß das Zucken gesehen haben.

„Zum Teufel mit ihr — mit der Regine," stößt er zwischen den Zähnen hervor und steht breit in seiner ganzen zähen Schwere da, die Fäuste geballt. Es hätte kein Wort sein können, das seinen Grimm besser verraten hätte, als das: „Zum Teufel mit ihr, mit der Regine."

Jäh aber erschrickt er und sieht sich furchtsam um. Hat es einer gehört, was er gesagt hat?

Die Lisabet achtet seiner nicht und will seiner nicht achten, weil sie doch mit dem Gesellen nicht von dem reden kann, was ihr Mann auf dem Gewissen hat.

*

Die böse Zeit ist nun einmal da in der Schmiede. Die Lisabet sieht: das Gewissen des Josue wird stiller und stiller. Die Kinder merken die böse Zeit. Sie gehen mit ängstlichen Augen, oft mit Tränen darin, umher. Der Vater und die Mutter sind so uneins immer! Und selbst der langsame Friedlieb merkt es. Seine Sinne schärfen sich sonderbar für das, was zwischen der fremden Magd und seinem Meister geht. Er sieht, daß die Regine keinmal an der Werkstatt vorüber kann, ohne durch Fenster oder Tür hereingeblickt zu haben. Er kennt ihre hellbraunen glänzenden Augen; sie sind, als ob hinter ihnen versteckt eine Flamme brenne. Und ihr rotes Haar leuchtet schon jedesmal so am Fenster, daß das Nicken nicht nötig wäre, mit dem sie den Josue aufmerksam macht, daß

sie da ist. Manchmal, wenn sie den Schmied allein in der Werkstatt weiß, klopft sie sacht an die Scheibe und er tritt zu ihr in die Nacht hinaus. Dann stehen sie nahe beisammen und schwatzen leise. Der Friedlieb weiß das alles, in irgendeiner Ecke steht er immer und lauscht; denn eine innere Gewalt treibt ihn, allem zu folgen, was zwischen dem Meister und der Regine geht. Weil er auch das andre sieht, das, daß die Lisabet wie auf der Folter ist! Der Friedlieb aber leidet mit, was die Lisabet leidet. Sie ist im Unglück, die Frau, die ihm so viel getan hat, und die Regine ist schuld! Wenn sie das Wetter in den Grundboden schlüge, die Regine!

Einmal des Nachts, als es ganz dunkel ist, tritt er nach dem Abendessen durch die Haustür ins Freie. Der Himmel ist wolkenverhangen, es ist auch nicht ein einziger Stern zu sehen. Auch die Dorfgasse ist dunkel, die nächsten Häuser stehen als schwarze schwere Klumpen in der Nacht. Der Friedlieb neigt sich vor und sucht mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. Ob sie wieder kommen wird, heute, die Regine? Drinnen der Meister und seine Frau reden schon gar nicht mehr miteinander. Er ist grob zu ihr wie nie, wenn er doch reden muß. Sie geht mit verweintem Gesicht herum und ganz abgezehrt. Die Kinder sind verschüchtert, verkriechen sich in die Röcke der Mutter, wenn der Josue in der Nähe ist. Aber — ob sie heute wieder ums Haus schleicht, die Regine?

Der Friedlieb späht noch in die Gasse hinaus, als er ein Knurren vom Hause her hört; das ist der Hund, der Sultan!

„St!“ ruft er ihn leise an. Da kommt das Tier schweifwedelnd zu ihm herüber, die kalte feuchte Nase streift seine Hand; dann scheint der Hund zu verstehen,

wie der Bub ausschaut, als ob er Wache halte. Er stellt sich neben ihn, den Schweif hochgestellt, mit vorgestrecktem Kopf. Ein paarmal knurrt er. ‚Der läßt auch keinen Fremden ans Haus, der Sultan,‘ denkt der Friedlieb. Es durchrieselt ihn etwas Eigentümliches, als spannten sich alle seine Muskeln. Und wenn die so schwellen, kann er etwas anpacken, er. Und — wenn sie jetzt käme, die Regine! Nicht ans Haus heran würde er sie kommen lassen! —

Sie kommt nicht an dem Abend. Die Lisabet hätte heute die beiden Wächter nicht gebraucht.

Vier Tage später aber schickt es sich, daß der Friedlieb dem rothaarigen Mädchen dazwischenläuft, als es nächtens vom Nachbarhaus herüberhuschend auf die Werkstätte zuhält. Es hat den Bub nicht bemerkt, wie er eben um die Hausecke biegt. So rennen sie beinahe zusammen.

„Bist du's,“ raunt der Friedlieb ihr mit kurzem Atem zu. In leisem Schreck fährt sie ein paar Schritte zurück. „Wo willst hin?“ fährt er fort und stellt sich wie ein Block zwischen sie und die Tür. In der Werkstatt brennt nur ein armseliges Laternenlicht. Man kann den Schmied drinnen in seinem Werkzeug stöbern hören, als suchte er etwas.

Die Regine hat sich rasch gefaßt. „Mit dem Josue Sturm muß ich ein Wort reden,“ sagt sie und will zur Tür hin.

„Geh,“ sagt der Friedlieb. Er tritt ihr so in den Weg, daß sie an seiner störrischen Gestalt förmlich anprallt.

„Laß mich doch durch,“ zürnt sie. Weil sie nicht weichen will, hebt er die Arme und packt sie. Er hat einen Griff, den sie spüren kann. Rauh schiebt er sie rückwärts. „Geh heim,“ knurrt er wieder. Aber sie schreit leise auf und wehrt sich, und das muß

der Josue gehört haben; denn die Werkstattür geht auf und er tritt heraus.

Mit der Laterne leuchtet er zu ihnen herüber. Der Friedlieb läßt unwillkürlich des Mädchens Arme fahren.

„Was dem nur einfällt," schimpft dieses. „Anfallen tut er einen wie ein bissiger Hund. Nicht ans Haus will er mich lassen."

Der Schmied ist herangetreten. Er hebt die harte Faust und schlägt sie dem Friedlieb an den Kopf.

„Hinein mit dir, Halbnarr," sagt er. Seine Stirn ist glührot.

Der Friedlieb taumelt von dem Schlag; mit einem stumpfen Blick sieht er den andern an, dann trollt er sich ins Haus. Der Schlag ist wie von einem Hammer gewesen, aber nicht der Schlag schmerzt ihn. Ihn brennt etwas andres. Quälen tut sich die Frau! Quälen! Die einzige, die ihm einmal Gutes getan. Wenn sie jetzt das wieder wüßte, das, wie sie beisammen stehen, die Regine und der Meister!

*

Die dumpfen Tage gehen ihren Gang. Unerträglich ist das Leben in der Schmiede. Der Josue hat sein Gewissen abgetötet. Er macht kein Hehl mehr daraus, daß ihm die Frau übrig ist, die eigne Frau. Nur um der Kinder willen scheint es, daß er ihr nicht die Türe weist. Und um der Kinder willen bleibt sie auch bei ihm, muß sie bei ihm bleiben; denn der Vater in Burgwyl ist tot und — und ohne den Verdienst des Josue kann sie — hungern gehen mit den Kindern. Und dann hängt sie auch an ihm, an dem schönen Menschen, vielleicht um so mehr, weil sie sieht, wie er ihr nicht gehört, und sie quält sich — windet sich. Der Friedlieb sieht sie immer so von der Seite

an und begreift alles und zittert innerlich: die Regine tut ihr das an, der Frau.

Da kommt auch noch der Tag, der, an dem der Josue sein letztes Restchen Ehre vergessen zu haben scheint. Es ist in der Werkstatt gegen Abend. Der Friedlieb steht rußig und mit verschmiertem Gesicht an der Esse und treibt den Balg. Das Feuer bläst weiß auf, doppelt grell und stechend im Vergleich zu dem milden roten Abendlicht, das durch die Rußscheiben fließt, dem Schmied, wie er am Amboß steht, die bleichen Backen färbt und in ein paar roten Flecken am schwarzen Boden leuchtet, hier — da — dort — als läge hier — da — dort eine rote feuchte Blume. Da kommt die Lisabet von hinten herein, einen Korb am Arm. Sie muß noch ausgehen, ehe Essenszeit ist. „Du mußt mir Geld geben,“ sagt sie zum Josue.

Der Schmied legt den Hammer nieder und greift ganz willig unters Schurzfell. Während er in der Börse kramt, blickt er einmal auf, scheint sprechen zu wollen, schweigt aber wieder, als wolle das nicht heraus aus ihm, was er zu sagen hat. Er gibt dann der Lisabet das Geld. Die nimmt es schweigend und wendet sich dem Ausgang zu.

„Du,“ sagt der Josue ein wenig hastig, damit sie ihm nicht entwische, und doch kann einer sehen, daß er sich zusammennehmen muß zu dem, was er sagen will; so von selbst kommt ihm das doch nicht, was er der Lisabet jetzt zumuten will.

„Ja,“ sagt die von der Tür her. Ihre Gestalt ist vielleicht noch eckiger geworden in der letzten Zeit. Ihr knochiges Gesicht hat allen Liebreiz verloren, nur das reiche blonde Haar, das sie am Hinterkopf aufgesteckt hat, ist noch schön an ihr.

„Du kannst dann die Kammer richten,“ sagt der Josue, „die neben dem Friedlieb seiner.“

„Wozu?" fragt die Lisabet.

„Du hättest doch schon lange eine haben sollen zum Helfen," fährt der Schmied weiter, aber es ist eine mühsame Rede, die ihm keiner glaubt, und er fühlt das. Es klingt unwirscher, als er hinzufügt: „Du bist ja halb krank, bist —"

Ihre Unruhe wächst. „Was — was willst denn?" fragt sie in kurzem trockenem Ton.

„Die Regine — sie geht fort beim Nachbar auf nächste Woche. Zu uns kann sie kommen, habe ich ihr gesagt."

„Zu uns? — das — das tust nicht, Mann, du, das tust mir nicht auch noch an."

„Hast etwas dagegen vielleicht?"

„Wenn die vorn hereinkommt, bei Gott, geh' ich hinten mit den Kindern hinaus!"

Sie stehen jetzt aneinander auf, der Josue und die Lisabet. Die letztere hat den Korb fallen lassen und die Fäuste geballt. Der Friedlieb blickt nach ihr herüber, als warte er auf den Augenblick, da er ihr beispringen muß.

Der Josue kann den Blick seines Weibes nicht aushalten, aber er wird störrisch. „Gerichtet wird sie, die Kammer, und das wird sie."

„Josue," sagt die Lisabet vorwurfsvoll und doch halb im Betteltton.

„Gerichtet wird sie," stiert er weiter, dann läuft er davon, wie einer, der nicht weiter hören will, der seinen Willen nicht ändert. Durch die Hintertür geht er hinaus. Die Lisabet tut einen Schritt, als ob sie ihm folgen wolle, dann bleibt sie stehen wie vor die Stirn geschlagen. Was will noch kommen, was? Was wird ihr noch von der ins Haus wachsen, von der — Regine. Auf einmal sieht sie, wie der Friedlieb mit weitaufgerissenen Augen nach ihr hinstarrt.

In all ihrer Verzweiflung wird sie die Angst gewahr, mit der er sie anstiert, als ginge es ihn selber an, was sie trifft. Da meint sie wieder, sich vor ihm nichts vergeben zu sollen, und nimmt still den Korb auf und geht. Der Friedlieb starrt auf die Tür, hinter der sie verschwunden ist. Er hat bemerkt, wie sie im Hinausgehen gestolpert ist, als ob sie sich nur noch mühsam aufrecht halte. Er merkt, wie das Unglück, das auf sie gefallen ist, sie näher und näher an den Boden drückt, und er fühlt, daß mit dem Ins-Haus-Kommen der Regine das Letzte über sie kommt, das, an dem sie zugrunde gehen wird. Der Friedlieb kann aber die Lisabet nicht zugrunde gehen sehen, die, die ihn vor vielen Jahren — —

Wart, Regine, wenn —

Vielleicht ist es Zufall, daß der Bub in diesem Augenblick eine scharfe spitze Feile am Heft zu fassen bekommt. Er pochelt leise auf die Werkbank. Das Metall klingt. Dann faßt er das Werkzeug fester und zückt es wie ein Messer zum Stich. „Wart, Regine, wenn du ins Haus willst, du!"

Aber im nächsten Augenblick fährt er zusammen. Er sieht sich mit den scheuen schwarzen Augen, über denen die dichten Brauen in eigentümlichem Bogen wie mit einem einzigen scharfen Strich hingezeichnet sind, in der ganzen Werkstatt um. Jesses, was einem geschähe, der das täte! Binden würden sie den. Durchs Dorf führen wie einmal die Landstreicherin, hinter der alle Bauern nachgafften und — und — der Lori, der Schreiner, hat einmal jüngst gesagt: „Geköpft wird der jetzt wieder, der einen andern umbringt. Sie haben die Todesstrafe wieder angenommen."

Der Friedlieb friert. Ganz verstohlen legt er die Feile wieder hin und schleicht durch die Hintertüre hinaus. Aber noch im stockdunkeln Treppenhaus,

das hinter der Werkstatt liegt, hält er inne und lauscht wieder. Wenn sie jetzt käme, die Regine! Er ließe sie nicht herein, bei Gott!

Die Woche geht herum. In der Schmiede wird von der Regine nicht mehr gesprochen. Da sprechen sie jetzt überhaupt keine zehn Worte des Tags, die Lisabet, weil sie weiß, daß es nichts nützt, der Josue, weil er den Stierkopf aufgesetzt hat. Er ist wie von Sinnen, der Josue. In ihm ist ein ebenso fauchendes Feuer wie auf seiner Esse. Er hat nur noch einen Gedanken: die Regine!

Der Friedlieb friert. Er versteht schon, was das Schweigen bedeutet. Es fällt kein Wort mehr, daß die Regine kommt, aber auch keines, daß sie wegbleibt. So wird sie kommen. Und — und sie darf doch nicht!

Am Sonntagabend endlich, als sie, die Kinder und der Friedlieb, in der dämmerigen Stube sitzen, sagt die Lisabet plötzlich zu dem Bub: „Was hast denn? Es schüttelt dich ja. Bist denn krank?"

Der Friedlieb fährt auf seinem Stuhl heftig zusammen, als sie ihn anredet. Er hat immer gelauscht: Kommt sie? Kommt sie nicht?

„Es ist mir nicht ganz —" stottert er jetzt.

„So geh und leg dich," sagt die Lisabet.

Er rutscht erst ein paarmal hin und her. Dann sagt er: „Ich meine — ich will —" Dann geht er. In der Tür sieht er noch zurück nach der Frau. Nachher erinnert sie sich dessen. Er blickt sie mit einem sonderbaren Ausdruck an, furchtsam und anhänglich zugleich.

Aber in seiner Kammer wirft er sich aufs Lager und hat eine fürchterliche Nacht. Der schwere Mensch mit den zähen Gliedern wälzt sich und zerwühlt sein Bett und schüttelt sich im Fieber. Die Strafe, die Strafe! Und sie darf doch nicht herein, die Regine!

Als der Morgen kommt, hat der Friedlieb kein Auge geschlossen die ganze Nacht.

An diesem Morgen ist eine grenzenlose Enge im Haus, als ob keines Luft zum Atmen hätte. Zudem ist es auch draußen heiß und schwer. Der Sommer brütet über versengten Matten und staubschweren Straßen. Langsam, wie große, plumpe, schwarze Schnecken, schleichen die Stunden. Die Lisabet ist graubleich im Gesicht; denn sie merkt, daß der Josue, ihr Mann, vor Ungeduld nicht Ruhe hat, daß er auf etwas wartet. So wird es kommen, wird schon! Und das Ende wird es sein! Als am Nachmittag die beiden Kinder aus der Schule kommen, drücken sie sich wie all die Tage her scheu und wie verloren im Hause herum, finden sich einmal in die Stube und die Mutter daselbst und drängen sich an sie mit heißen Gesichtern und ein Brennen in den Augen. „Was ist auch, Mutter? — Was ist mit dem Vater und Euch?"

„Nichts," stammelt sie dagegen und möchte sie beruhigen und ist doch kalt und unbeholfen zum Trost. Und da steht der Friedlieb wieder in der Tür und sieht dem zu, und sie fängt wieder seinen sonderbaren Blick auf. Was will denn der Bub? Schüttelt denn den das Mitleid so?

Gegen Abend geht der Josue aus der Werkstatt und über die Straße. Es dunkelt — dunkelt tiefer.

Dann ist wieder eine der plumpen schwarzen Schnecken, der Stunden verkrochen.

Jetzt ist es ganz Nacht.

Da kommen der Josue und die Regine über die Straße gegangen, langsam und im Gespräch, schön ehrsam, eines hier, das andre ein paar Schritte ab von ihm. Zuweilen bleiben sie stehen.

„Also sechs Franken die Woche," sagt der Schmied zu seiner neuen Magd.

„Ja," gibt die Regine zurück.

„Und du wirst ihr recht helfen, der Frau, keine Starke," sagt der Schmied wieder.

„Ich freue mich darauf," die andre.

Sie haben eine Sehnsucht danach, selbst vor sich selber dem, was sie tun, einen Schein von Recht zu geben, ja vielleicht haben sie jetzt sogar den Wunsch in sich, da drin in dem Haus, auf das sie zugehen, in Ehren als Meister und Magd zu leben. Sie merken nur nicht, daß ihnen die Augen glänzen und in den Blicken ein verborgener Hunger sitzt.

„Ich will ihr gewiß versprechen, recht zu tun, der Frau," sagt die Regine, als sie auf die Schwelle der Schmiede tritt. Sie streift das Tuch in den Nacken, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Ein kleines Oellicht, das im Hausflur auf einem Brett steht, wirft in diesem Augenblick seine Helle auf sie. Ihr rötliches Haar sprüht in leisem Glanz. Ihr Atem geht rasch, bis an den schönen weißen Hals ist der Atem zu spüren. Jetzt läßt sie die Hand vom Kopfe fallen und es fügt sich, daß sie dabei die des Josue streift. Da können sie nicht anders: die Hände drücken sich verstohlen, schon jetzt, da sie voll guter Vorsätze sind. Sie sind jung, haben beide noch keinen andern Menschen in sich gehabt und was sie angepackt hat, wäre nicht unrecht, wenn — wenn — es recht wäre.

Jetzt schreiten sie durch den Flur nach dem Treppenhaus.

„Sie wird in der Stube sein, die Frau," sagt der Josue.

Da erschrickt die Regine, die vorausgeht. „Jesses," sagt sie und taumelt zurück.

Und plötzlich schreit sie auf und schlägt zu Boden, und an dem Schmied, ihn zur Seite schleudernd, stürmt einer vorüber wie von Sinnen, durch den Flur aus der Tür.

Der Josue ist einen Augenblick wie betäubt. Aus dem Dunkel, wo die Werkstattüre auf die Treppe mündet, ist er gesprungen, der Friedlieb, eine Feile hoch und — und —

„Herrgott, Herrgott!“ brüllt der Schmied jetzt auf. Oben an der Treppe steht die Lisabet, hager, fahl, mit weitaufgerissenen Augen, hinter ihr die kreischenden Kinder. Der Schmied starrt auf den Flurboden. Da liegt die Regine, zuckt nicht mehr, trägt — trägt die Feile bis zum Heft in der Brust —

Auch die grausame schlaflose Nacht, in der die ganzen Weiber und Männer von Arniberg im Hausflur der Schmiede aus und ein gegangen waren, um ihrer Neugier Genüge zu tun, in der sie die Leiche der Regine geholt und nach dem Beinhaus vertragen hatten, in der oben in der Stube die Lisabet hier gerade auf, starr aufgerichtet und wie von innen heraus erfroren an der einen Wand saß, und dort, zusammengeschlagen, die Augen am Boden, der Schmied hockte, die Kinder aber vergessen und übereinander hinlehnend im Ofenwinkel eingenickt waren — auch d i e Nacht hatte ihren Morgen. Als er in die Stube hereinkam, erst mit dem lautlosen feierlichen Hellerwerden, dem Augenauftun des Tages und dann mit der goldenen, reichen Sonne, die sich ruhig auf die zersprungenen Fenstergesimse legte und dann auf den grauen alten Tisch und dann auf Sandboden und das, was hart und düster war, sonderbar verschönte und in die Menschendunkelheit ein Leuchten Herrgottshelligkeit warf, da gab es auch der Lisabet und dem

Josue gleichsam einen Stoß, daß sie sich eines nach dem andern wortlos zusammennahmen, aufstanden und an ihr Tagwerk gingen. So kamen die Kinder zum Frühbrot und nach der Schule und so kamen die Lisabet und der Schmied über dem Tagwerk auch aus diesem Morgen in den Mittag hinein, fast wortlos, nur daß die Lisabet zweimal die Werkstattür öffnete, um zu sehen, ob der Friedlieb immer noch nicht da sei und immer noch nicht, der unglückliche Mensch!

Als der Mittag da ist und Essenszeit, da finden sich der Schmied und sein Weib wieder in der Stube zusammen, wieder ohne zu reden, und die Lisabet wieder wie von innen heraus erfroren und der Josue wieder in sich zusammengeworfen, ein vor Elend schlotternder Mensch. Still setzt er sich hinter den Tisch und die blonde hagere Frau trägt die Suppe auf. Da kommen die Kinder, die lang hätten da sein können, kommen mehr gewirbelt als gelaufen mit entsetzten Gesichtern, schreien schon in der Tür: „Mutter, aus dem Weiher haben sie ihn gezogen, den Friedlieb; sie bringen ihn schon!"

„Was?" sagt der Josue und fährt von der Bank auf und lauscht. Sie können schon die Schritte und das Murmeln vieler Menschen hören, die sich dem Hause nähern.

„Aus dem Weiher?" stößt die Lisabet heraus und hält sich an der Wand und steht gerade auf, und beide können sich einen Augenblick nicht regen und stehen da und lauschen. Da wird dem Hunde, der mit den Kindern gekommen ist, ihr Schweigen unheimlich und er kommt mit hängendem Schweif zur Lisabet herüber und leckt ihr die Hand und sieht an ihr herauf, so daß es sie unwillkürlich weckt und sie auf ihn niederblickt. Und da! Der Blick! Wie der

Hund sie ansieht! So — so — so hat der Friedlieb sie angesehen, der — Herrgott — Vater —

Die Lisabet reckt sich, die Augen aufgerissen, als ob sie ein Gesicht sähe. Wie Laue und Bergbruch stürzen jähe Gedanken auf sie ein: der Friedlieb mit seiner fürchterlichen Furcht vorBöstun und Strafe. Der Friedlieb, der das Gräßliche getan hat an — an der Regine — für sie, die Lisabet, hat er es getan, aus nichts — als — nichts — nur aus — einer großen blinden Treue! Und die Erkenntnis faßt sie an, was ihn gefoltert haben muß, den Friedlieb, den Bub, und — plötzlich jäh auf dem höchsten Gipfel der Erregung, da sie der Tat voll Abscheu gedenkt, wird ihr am Bild des armen Täters etwas hell — kommt eine jähe feierliche Andacht sie an, als müßte sie sich demütig, ehrfürchtig neigen vor etwas — ganz Seltenem und etwas ganz Großem; denn — so — so große Treue haben Menschen sonst nicht.

Jetzt sind die vielen Leute schon auf dem Flur, jetzt auf der Treppe zu hören und es unterscheidet sich leicht, daß, die vorangehen, eine Last tragen.

„Herrgott!" stöhnt der Josue auf. Und jetzt treffen sich zum erstenmal wieder sein Blick und der der Lisabet, die noch immer hochaufgerichtet mit fliegendem Atem steht, und in den Augen des Josue ist Scham und eine wilde Reue. Seinem „Herrgott" hört einer unwillkürlich die Worte nachklingen: Sei mir Sünder gnädig. Und da faßt die Lisabet etwas wie Hoffnung, daß sie aufschluchzt und —

Und da tragen sie den toten Friedlieb in die Stube.

Vinzenz Püntiner

1

Ein so heißer Landsgemeindesonntag ist nie erhört worden: der erste Sonntag im Mai und im Tal die Glut eines Julitages! Mehlweiß liegt die Landstraße, die von Altburg nach Seewlen hinunterführt, zwischen den Matten. Fuhrwerke und Fußgänger haben ihren Staub aufgewirbelt und die Wolken sich seitwärts nach rechts und nach links geschlagen, weit hinein sind die Matten gepudert. Gräser liegen zerdrückt und wie zertreten, Blätter hängen an den Stengeln, schlaff, mit der Staubkruste beklebt. Selbst wo das Grün der Wiese unberührt blieb, liegt etwas Glasiges über ihr. Die Sonne sengt, und rings ist keine Ahnung eines Wassers, trotzdem der See nicht fern ist und drüben, freilich zwischen Uferbüschen versteckt, der Fluß ihm zuzieht.

An einer Biegung der Straße stehen zwei Häuser, ziemlich in der Mitte zwischen dem Hauptort Altburg und dem Seedorf Seewlen. Eine Viertelstunde herwärts und eine hinzu sind keine andern Gebäude. So ist es ohnehin still um die beiden; aber heute stehen sie tot in der Sonne. Die ist stark über Mittag hinaus, wirft aber ein dichtes Büschel Strahlen stechend auf jedes der zwei Dächer und an jede der beiden ihr zugekehrten Frontwände. Lichtpfeil an Lichtpfeil steht wie mit geknickter Spitze auf grauen Dachschindeln und weißem Mauermörtel. Ueber die heiße Talebene wölbt sich der Himmel und hat keine Wolke, schwer und wie innerlich brennend läßt er das Blau seines Mantels hinter die langen Bergketten hinabfallen, die im Osten und Westen das Tal begrenzen. Um den Wald,

der aus den Matten an die Westbergwand hinaufsteigt, weht kein Luftzug, das helle Neugrün der Tannen glänzt, ein breites Lichtband ist über die stillen Wipfel bis hinauf an das rote Steinwerk der Felskuppen gelegt.

Am Püntiner-Haus, einem der beiden Gebäude an der Seewlenerstraße, stößt die Elisabeth Püntiner den Rollstuhl der Mutter aus dem Flur des Erdgeschosses ins Freie. In dem weiten toten Bilde der Landschaft ist die Bewegung, die sich an dem Hause vollzieht, eine verschwindende, am Ort selbst aber liegt etwas Seltsames in dem Heraustreten der beiden Menschen in den heißen Tag. Das Püntiner-Haus ist dasjenige, das näher an Altburg liegt, ein Garten trennt es von dem Nachbargebäude, das mit ihm an die gleiche Straßenseite gebaut ist. Das großmächtige Schindeldach, welches das Haus und den hinten angebauten Stall überdeckt, wirft einen Schatten über die grünen geschlossenen Fensterladen, die weißgetünchte Mauer und einen schmalen Streifen mit zerstampftem, kümmerlichem Gras bewachsenen Vorraums zwischen Haus und Straße. Auf diesen Streifen dicht neben die Haustür schiebt Elisabeth Püntiner die gichtlahme Mutter; denn diese kann Sonne und Hitze brauchen und hat alle sonnigen Sonntage da ihren Platz, seit sie, wie sie sagt, zu nichts mehr nutz ist. Die Püntinerin ist das Haupt der Familie. Ein wackliges Haupt, würde sie lächeln. Der Ratsherr, ihr Mann, ist tot; das ist jetzt schon fünfzehn Jahre her. Die Püntinerin ist selber schon sechzig.

„Sie sind fertig mit gemeinden," sagt Elisabeth zur Mutter, „da kommen schon Leute."

Ganz fern, wo die Häuser von Altburg an einem Haufen liegen und die weiße Straße sich diesem entwindet, werden schwarze Punkte sichtbar, die zu nahenden Menschen wachsen.

„Siehst schon?" frägt die Püntinerin. Sie neigt sich in ihrem Rollstuhl vor und hält die verkrüppelte, knüppelbedeckte Hand über die Augen. Als ob sie sehen könnte! Ihr Blick ist lange nicht mehr hell genug, ihre Augen sind eingesunken und entzündet; sie reichen nicht in die Ferne. Aber dennoch fährt es aus dem kleinen, tief in Falten liegenden Stern manchmal noch wie ein scharfer Blitz. Dabei hat, wer das sieht, nicht so sehr die Empfindung, daß die Püntinerin scharf sehe, als vielmehr das Gefühl, daß etwas noch frisch und rasch in ihr sei. Das ist es auch: nach außen hat die Alte trübe Augen, nach innen sieht sie scharf und gut; mancher zu Altburg staunt, wie hell es noch immer in ihr ist.

„Ein paar von Seewlen," sagt jetzt die Elisabeth, die auf der Türschwelle steht und noch immer nach denen Ausschau hält, die sich von Altburg her nähern. „Eine Masse Menschen muß es heute im Ringe gehabt haben." Die Fünfzehnjährige streckt die hochaufgeschossene, noch kindisch eckige Gestalt und in ihr Gesicht mit den runden, schön rotapfelfarbenen Wangen und der kleinen, zierlichen Nase springt ein aus Verlangen und Bedauern gemischter Ausdruck. Sie ist ungern zu Hause geblieben.

„Und auch nicht recht ist es, daß eines statt dessen die Mutter hüten muß," lacht die lahme Frau. Sie will dem Mädchen nicht weh tun, spöttelt und scherzt nur; aber die Elisabeth wird dunkelrot. In ihren großen blauen Augen leuchtet ein schneller Schreck. „Nein," sagt sie und dann: „Sagt das dem Vinzenz nicht, Mutter, daß ich das gesagt habe."

Sie streicht mit der Hand eine braune Haarsträhne aus der hellen Stirn, wirft noch einen Blick an der Landstraße hinauf und verschwindet im Haus.

Die Püntinerin lächelt. Sähe einer zu, so müßte

das langsame Stillwerden des Lächelns in dem alten Gesicht ihm auffallen. Während es dauert, schwindet und erlischt, ist es, als spräche die Alte mit sich selber, und sie sagt doch kein Wort. Es liegt nur in dem Lachen: Ja, ja, das weiß ich doch alles, wie das ist mit dem jungen Volk! Das versteh' ich doch alles, wie das Vergnügen es lockt! Und unrecht wäre es, wenn es anders wäre! Dann stützt die Frau einen Ellbogen auf die Wagenlehne und legt das knochige Kinn auf die verzogene Faust. So sitzt sie und staunt die Straße hinauf. Das Lächeln ist verschwunden, aber eine Weile ist es noch, als ob irgendwo sein Widerschein ginge. Dann wird der Blick ernst. Vielleicht denkt die Püntinerin jetzt an den Vinzenz, dem sie es nicht sagen soll.

Der grelle Sonnenschein brennt noch auf die Straße. Die zusammengekauerte Gestalt der Püntinerin, obgleich sie im Schatten sitzt, ist von einer so scharfen Lichtwirkung getroffen, daß sie sich in ihrem schwarzen Kleid wie ein ausgehauenes Bild von der Hausmauer abhebt. Vor allem ist der kleine Kopf wie gemeißelt. Ein farbiges Tuch ist, den Zipfel nach hinten hängend und unterm Kinn verknüpft, über den Hinterkopf gelegt. Unter ihm ist die braune, glatte, gerade Stirn noch sichtbar. Das ganze schmale, faltige Gesicht, das scharfe Züge hat, trägt die gleiche braune Farbe wie die Stirn, es ist ein Braun, das fast einen gelblichen Kupferton hat. Zwei dicke weiße Haarsträhne fallen unter dem Tuche hervor und hängen an den beiden Wangen herab. Sie und die schneeweißen Brauen sind wie mit Zinkfarbe in und um das scharfe Braun gemalt.

Unterdessen nähern sich die Leute, die die Elisabeth entdeckt hat. Sie tauchen in den Gesichtskreis der Püntinerin, vier Bauern im Feiertagsstaat, der eine im buntbestickten Aelplerhemd, die andern im dunkeln

Schafwollgewand. Schwerfällig kommen sie dahergeschoben. Wo der schwere Schuh die Straße tritt, spritzt der Staub nach allen Seiten, kleine Räuchlein steigen an die ungelenken Beine. Die Oberkörper schieben sich ruckweise nach vorn nach dem Takte der aufstampfenden Schuhe; etwas Mühsames liegt in dem Gang der Männer, zugleich aber etwas Freies, Zähes, aus dem einer raten könnte, daß die an dem Boden hängen, den sie so breit und sicher beschreiten. Die Männer, als sie an das Püntiner-Haus kommen, rücken die Hüte und grüßen: „Gut Tag". Der der Püntinerin zunächst gehende, ein junger Mensch, meint noch etwas hinzufügen zu müssen. „Es ist heiß heute," sagt er und geht vorüber.

„Ist viel Volk gewesen am Ring?" frägt die Püntinerin hinter den Davongehenden her.

„Mächtig viel," antwortet ein andrer von den vieren, ein alter Mann mit einem rasierten Gesicht, großem, freundlich grinsendem Mund und linkischem Wesen. „Ja, ja, mächtig viel," wiederholt er. Dabei bleibt er ein paar Schritt hinter den Gefährten zurück. „Sie haben ihn dann genommen, Euern Vinzenz," sagt er wieder und verzieht sein Gesicht zu einem breiten Lachen.

Die andern sind jetzt, wie er, stehen geblieben. Auch auf ihren Gesichtern steht ein breiter Ausdruck der Vergnügtheit.

„Was? Wie genommen?" frägt die Püntinerin.

„In den Landrat haben sie ihn gewählt," berichtet schmunzelnd der alte Bauer.

„Das hätten sie bleiben lassen können," gibt die Püntinerin wie mit leisem Aerger zurück, „er hat sonst genug Arbeit."

Einer der jungen Männer meint: „Man muß die Leute nehmen, die man brauchen kann im Rat."

„Einmal an den Rechten sind sie gekommen," fügt ein zweiter hinzu.

Der Alte schmunzelt: „Ja, beim Eid, haben sie den Rechten, und das haben sie."

„Ja, ja," nickt die Püntinerin. Man weiß nicht, hat sie das „ja, ja" zu den Bauern oder zu sich selber gesagt; denn sie scheint voller Gedanken und der Männer kaum mehr acht.

„So ade," grüßt einer von diesen. „Ade" klingt das Echo der andern. Damit stampfen sie davon.

Die Püntinerin hat ihren Gruß erwidert. Dann sinkt sie in die Stellung zurück, die sie vorher inne gehabt. Die Nachricht macht ihr zu schaffen. Ein Häuflein schweres Leben, sitzt sie in ihrem Stuhl und sinnt vor sich hin, nicht trübselig und kopfhängerisch, aber mit bitterernstem Gesicht wie eine, die weiß, daß im Leben wenig Spaß ist. Als die Elisabeth nach einer Weile in die Haustür tritt, um einen Blick nach ihr zu werfen, merkt sie ihr Kommen und sagt: „Du, in den Rat haben sie ihn gewählt, den Vinzenz."

Das Mädchen errötet in Freude und Eifer. „Den Vinzenz?" entfährt es ihr, und dann fügt sie langsam und sinnend hinzu: „Es ist nicht zum Wundern." Das letztere ist im gleichen heimlich-scheuen Ton gesagt, wie vor einer Weile das: „Sagt das dem Vinzenz nicht!"

Beide schweigen nachher; es ist sonderbar wie das, was sie von dem Vinzenz erfahren, ihre Gedanken so beschäftigt, daß sie das Sprechen vergessen. Die Elisabeth dreht sich wieder und geht ins Haus. Die Alte sitzt und unmerklich wächst der Schatten, in dem ihr Stuhl steht. Unmerklich kann auch neues Volk über sie kommen, das von Altburg her den Weg nach Seewlen tut.

Ein einzelner Mann geht vorüber, grüßt und heimst den stillen Gegengruß des lahmen Weibes ein.

Eine Weile darauf tauchen zwei Frauen auf. Auch von denen fragt eine im vorbeigehen: „Habt Ihr es gehört von dem Vinzenz?"

„Ja, ja," sagt die Püntinerin.

Die Weiber nicken zurück; auch in dem Nicken liegt es: Heute ist es einmal recht gegangen.

Die Freude der Leute ist so offenkundig, daß sie der Püntinerin zu Herzen geht. Ihr Oberkörper streckt sich. Ein heimlicher Stolz gibt ihr Kraft, sich gerade zu halten. Noch im Sich-Aufrichten sieht sie den Arnold, ihren Jüngsten, die Straße daherkommen.

Er geht rasch mit breit ausziehenden Schritten, erblickt die Mutter von weitem und obschon er wissen muß, daß sie sein Gesicht nicht erkennen kann, lacht er wie einer, der sagen will: Weißt es schon, du? Jetzt kommt er heran, ein fester, gesunder Mensch. Er trägt einen knapp sitzenden hellen Anzug und hat in seinem Gang etwas Leichtes, Federndes, in seinen Bewegungen weniger Eckigkeit als die Bauern sonst. Dafür ist er Leutnant und geht mit den Herrensöhnen von Altburg um, in deren Gesellschaft seine Umgangsformen sich abschleifen.

„Haha, da werdet Ihr aufhorchen, Mutter," lacht er, noch ein paar Schritte von der Püntinerin entfernt. Dabei nimmt er den runden schwarzen Filz von dem dichten, krausen Blondhaar und trocknet sich mit seinem Sacktuch die Stirn von darauf perlenden Schweißtropfen.

„Kommst lang zu spät," scherzt die Mutter, „ich weiß schon Bescheid."

Er setzt sich kurzerhand auf die Türschwelle, öffnet den Hemdkragen und trocknet eifrig Hals und Gesicht. „Ein solches Mehr hat nicht bald einer gehabt an der

Landsgemeinde," erzählt er indessen. Aus seinem heißen Gesicht leuchten die großen blauen Augen. Das helle, bartlose hat einen Zug von Gutmütigkeit und Offenheit. Wäre seine Haut nicht rauh, sein Knochenbau weniger stark, möchte es einem Mädchen wohl anstehen und hübsch heißen.

„Wie ist es gegangen?" frägt seine Mutter ruhig.

„Was weiß ich," berichtet der Arnold. „Vorgeschlagen haben sie ihn. Auf einmal schiebt er sich von hinten her durch die Menge. Gleichmütig tritt er aus der Lücke, als ob er schon einmal Landammann gewesen wäre. Dann nimmt er den Hut ab und redet, mir nichts, dir nichts, gerade so wie er dahier in der Stube redet. Was ihnen einfalle, von der Straße weg einen in den Rat zu wählen! Aber nichts geholfen hat es ihm. Den Wald von Händen hättet Ihr sehen sollen, Mutter!"

Die Püntinerin sperrt die Augen auf. Vor Leid flennt sie nicht mehr; so viel Augenwasser aber hat sie noch übrig, daß es ihr jetzt in den Blick springt, da sie das vom Vinzenz hört, das von der Ehre, die sie ihm angetan haben.

„Er wird wohl bald kommen," meint sie darauf.

Der Arnold ist aufgestanden. „Ja," gibt er zurück. „Es ist mir zu heiß, da außen," fügt er hinzu.

„Nimm mich mit," sagt die Alte, als er Miene macht, ins Haus zu treten.

Der vierundzwanzigjährige kräftige Mensch faßt den Wagen an der Stoßlehne und dreht ihn gefährlich schnell um, so daß die Lahme völlig schwankt darin.

„Langsam, langsam," schmält sie.

„Freude habe ich bei Gott, Mutter," lacht er und stößt sie ins Haus.

In der niederen Stube, die mit den langen Fenster-

reihen zweier Wände auf Matte und Gartenland und weiterhin gegen Altburg hinauf sieht, sitzen nachher der Arnold, die Püntinerin und die Elisabeth beisammen und warten auf den neuen Landrat, den Vinzenz. Sie sitzen um den runden Tisch, über dem, noch unangezündet, die Lampe an der getäfelten Diele hängt: der Arnold in Hemdärmeln, eine Zeitung vor sich, die Elisabeth in einem Buche blätternd, die Püntinerin müßig und in Gedanken.

Die Stube ist sauber. Auf der Kommode, dem Lederkanapee und dem Polsterstuhl liegen gehäkelte weiße Decken, das übrige Gerät, Stabellen und Tisch, ist alles schlicht und stark zum Gebrauch wie in andern Bauernstuben.

Draußen hat die brennende Sonne ihren Weiterweg getan.

Als einmal während des Lesens und Wartens die Elisabeth aufsteht und einen Fensterflügel öffnet, weht ein leiser Luftzug herein, dem die Talhitze nicht alle Gletscherkühle genommen hat. Das Licht in der Stube ist ruhig, nicht mehr grell wie am vollen Tag, sondern rein und sacht und feierlich. Schon geht aber ein Dunkeln in den Ecken an, als auf der Straße, am Vorplatz und dann im Flur die schweren Tritte desjenigen laut werden, auf den die Püntinerin, der Arnold und die Elisabeth warten.

„Er kommt," sagt die Elisabeth.

„Ja, das ist er," sagt der Arnold. Beide rühren sich nicht von ihren Sitzen, beide neigen sich wieder über Zeitung und Buch, auch die Püntinerin tut nicht dergleichen, als ob sie gewartet hätte; es ist nicht Art da herum, zu verraten, wo einer sich freut oder wartet.

Jetzt geht die Tür.

„Guten Abend," sagt der Vinzenz.

„Guten Abend," grüßen die drei. Kaum daß sie aufsehen.

Der Vinzenz legt seinen Hut am Fenster nieder. Während er das tut, hält seine schwere breite Gestalt zum guten Teil das Licht vom Tisch ab, wo die andern sitzen. Er läßt sich dann nieder und sieht die Mutter an, die ihm doch mit den Augen heimlich gefolgt ist. Er lacht. „Ihr werdet es schon wissen," sagt er. Das Lachen ist so flüchtig, daß nachher keiner weiß, ob es in seinem vollen, starken Gesicht gewesen ist.

„Ich wünsche Euch Glück, Ratsherr," sagt die Püntinerin fröhlich.

„Von Glück wollen wir nicht reden," meint er. Dabei legt er die Ellbogen auf die Knie und beugt den stierstarken Rücken vornüber. So sitzt er eine Weile, den Boden anstaunend. „Eigentlich habe ich denken können, daß es kommen wird," sagt er nachher.

„Hast ihnen schon genug Dienste geleistet, meine ich," wirft der Arnold ein, der wie die Elisabeth zu lesen aufgehört hat und nach dem Bruder hinsieht.

Der zuckt die Schultern. „Bah," sagt er still und ohne Wesen, „die paar Waisengelder verwaltet und das Bruderschaftsgut, das hätte ein andrer auch können." Plötzlich ändert er den Ton. „Hast gehirtet?" fragt er den Bruder. Er hat eine tiefe, starke Stimme. Während er so halb vor sich hingemurrt hat, ist das nicht aufgefallen. Jetzt tönt die Frage laut und kurz in die Stube; es kann einer an den zwei Worten merken, wer im Püntiner-Haus Meister ist.

Der Arnold steht gleich auf. „Gerade jetzt will ich hinüber," sagt er und geht hinaus.

Die Elisabeth hat bisher stumm dagesessen. Sie hat noch nicht dareinzureden, wenn die Alten sprechen.

Jetzt ist es, als hätte der Vinzenz auch sie gemahnt. Sie erhebt sich und folgt dem Arnold. Sie hören sie nachher in der Küche hantieren.

Der Vinzenz, als die Jungen fort sind, zieht den Rock aus und setzt sich auf das Sofa, wo der Arnold gesessen hat. Da dehnt er sich. Seine dicken Armmuskeln lassen die Hemdärmel krachen, als er das tut, seine Brust wölbt sich mächtig. Er gähnt und reibt sich die Augen. „Mehr trinken muß einer, als gut ist, bei solchem Anlaß," sagt er.

Die Püntinerin, die das Buch der Elisabeth aufgenommen hat und darin blättert, kann sehen, daß er bleich und doch heiß im Gesicht ist, seine dunkeln, etwas hervorquellenden und von schweren Hautsäcken unterhangenen Augen glänzen. Er lehnt den Hinterkopf, an dem sich die schwarzen Haare lichten, an die Wand und schließt die Lider. Die Hände in die Hosentaschen gestopft, die Beine vorgestreckt, sitzt er in fast liegender Stellung da. Er scheint müde.

Die Püntinerin betrachtet ihn schweigend. Eine ganze Weile schon, ehe er selber in die Stube getreten ist, hat sie ihn in Gedanken vor sich gehabt: Schwer, mit dem sonderbaren Gesicht, Mund, Nase, Kinn, alles breit und groß, vor allem aber die Stirn völlig mächtig und nach hinten gewölbt! Der Stirn und des kurzen, aber buschigen, dichten Schnurrbartes wegen, hat ihm einer den Uebernamen „der Bismarck" angehängt. Nur — an dem Vinzenz haftet ein Uebername nicht! Der ist zu ernsthaft, als daß ihn einer im Scherz nennte.

Die Püntinerin schaut ihn an. Wie der Vinzenz mag der Vorfahr von Gestalt gewesen sein, der „Riesenpüntiner", der wilde Kriegsmann, den sie Anno 1515 bei Marignano erschlagen haben!

Er rührt sich jetzt und begegnet ihrem Blicke mit

Augen, aus denen er gewaltsam den Schlaf wegzwingt. „Jetzt weiß ich es wieder,“ sagt er, „vor dem Trinken muß ich mich in acht nehmen. Da wäre ich bald darin, meine ich.“ Er steht auf, reckt sich und geht in der Stube auf und ab, seiner Schritte völlig mächtig, nur sichtlich ein Unbehagen, eine Unklarheit niederzwingend.

Die Püntinerin lächelt. „Wegen dir ist mir nicht angst,“ sagt sie und lacht wieder. Der da und trinken! Haha, einer wie der!

2

Der Vinzenz Püntiner steht seit fünfzehn Jahren, seit seinem zweiundzwanzigsten, an Vaters Statt. Damals ist der Ratsherr Balz Püntiner gestorben, von einer großen Familie, acht meist noch unerzogenen Kindern weg. Zwei Jahre war er lahm und arbeitsunfähig. So kam der Vinzenz früh in die Leitung des Anwesens. Das ist nicht klein; schon die halben Matten zwischen Altburg und Seewlen gehören dazu, weit mehr Landbesitz aber liegt dem Püntiner im Schachental. Ganze Berge gehören ihm da, und er ist doch kein just reicher Mann; denn das Land hat keinen Wert, falls er es verkaufen wollte. Weil er es aber behält, bringt es Mühe und Arbeit und Unkosten.

„Jetzt stell dich, Vinzenz,“ sagte der Ratsherr, sein Vater, zu ihm, als ihn der erste Schlaganfall gelähmt hatte, „die Mutter muß sich wehren, wenn sie mit euch allen durchkommen will; also wirst wissen, wie du zu ihr stehen mußt.“

Wenn er es nicht wußte, der Vinzenz, konnte er es lernen. In dem Maße, als er sich einarbeitete, spannte er sich auch selbst ins Joch einer Pflicht, die

ihm wenig freie Augenblicke ließ. Er war acht Jahre älter als das älteste seiner übrigen Geschwister. Der Vater hatte es gut gehabt; zu seinen Lebzeiten waren die sieben jüngeren Kinder noch alle schulpflichtig oder ganz klein; während des Vinzenz Regiment wuchsen sie heran, die Buben wollten auswärts besser geschult und auf eigne Füße gestellt sein, taten Militärdienst und brauchten Geld, auch die Mädchen kosteten, als sie älter wurden, mehr als gut für der Mutter Geldsack war. Aus dem Land mußte alles kommen und der Vinzenz, dem die Bewirtschaftung oblag, mußte sehen, wie er es herausbekam. Jetzt nach all den Jahren und während er selber aus der Jugend in die hohen Mannesjahre hinaufgewachsen ist, kann er sagen, was das Mühe und rastlose Arbeit gekostet hat. Auch die Püntinerin kann davon sagen. Sie weiß: ohne den Vinzenz hätte sie es nicht durchgeschleppt, und sie weiß, daß der sich jetzt erst allmählich darauf besinnen kann, daß er nicht nur für andre, daß er auch für sich auf der Welt ist. Jetzt! Denn mit vergangenem Herbst hat die zweitletzte Schwester ins Luzerngebiet hinübergeheiratet und sind nur noch der Arnold und die Elisabeth zurückgeblieben. Alle hat er so nach und nach versorgt, der Vinzenz. Daß ihm keiner das Verdienst schmälere! Einen eignen Stolz hat er dareingesetzt, jedem der Geschwister, wie er sagt, den Stecken in die Hand zu geben. So sitzt der eine Bruder auf der guten Säge in Altburg, ein andrer hat ein Gasthaus im Oberland und ein sorgenfreies Leben, Fuhrhalter in Oberalpen ist der dritte, und zwei Schwestern haben brave und habliche Männer bekommen. Eine schwere Hand hat er freilich über allen gehabt, selbst über der Mutter. Schon bald nach des Vaters Tod kehrte er das Meisterwesen heraus.

So ist des Vinzenz Leben gewesen und so ist es gekommen, daß bisher alle Geschwister Zeit gehabt haben, sich außer dem Hause selbst ein bißchen in der Welt herum umzusehen, nur er nicht. Sein Weg ist vom Haus auf die Matten, von den Matten in den Schachentaler Berg, von da wieder heim. In letzter Zeit hat er auch manchmal in Altburg zu tun gehabt, auf der Sparkasse, auch sonstwo; denn sie haben ihm Waisenvater- und andre Beschwerden aufgeladen, zu denen sie im Land wie überall nur die Rechtlichsten und Ernsthaftesten brauchen können.

Zum Püntinerbesitz gehört auch das Nachbarhaus, das jenseits des Gartens auf der gleichen Straßenseite liegt, kahl und groß und ohne Fensterladen ist wie eine Kaserne. Vor Jahren, als die Eisenbahn gebaut wurde, die drüben den Fluß entlang hinauffährt in die Berge, hat das Haus als Unterkunft für die Erdarbeiter gedient. Nach der Bauzeit erstand es der Ratsherr Püntiner um ein Billiges, kaufte es, damit ihm keine Nachbarschaft mehr komme, wie die der welschen Arbeiter gewesen und die ihm nicht paßte. Alle die Jahre nun hat es leer gestanden. Jetzt soll es Mieter bekommen. Der de Felice will einziehen, der Granitsteinbruchbesitzer, der einen Bruch oben in Steg hat, aber gern in der Nähe von Seewlen wohnt, weil er viel Granit auf Schiffen verfrachtet. Der Welsche ist an ein großes kahles Haus gewöhnt. Ehe er sich zum Eigentümer der Steinbrüche aufgeschwungen, hat er mit eigner Hand Hammer und Meißel geführt und mit einem Haufen Kameraden in schlechteren Baracken gewohnt, als die, die er dem Vinzenz Püntiner abgemietet hat. Der hat übrigens das Haus instand setzen lassen, so daß es sich sehen lassen kann. Die Scheiben sind ganz und rein, ein paar Fußböden und eine Treppe hat er ersetzen lassen, die

Wände und die Außenmauern sind frisch getüncht worden. Kahl ist das Haus freilich noch immer und groß für die paar Menschen, die hineinziehen wollen. Der Vinzenz kennt aber den Felice. Er ist ein gesetzter, tüchtiger, achtbarer Mensch, was soll er ihm also das Haus nicht billig überlassen, statt es leer stehen zu lassen.

Heute — es ist Montag und acht Tage nach der Landsgemeinde — soll der Einzug der Mieter sein.

Die Elisabeth ist in Aufregung. Den ganzen Morgen schon blickt sie die Straße nach Altburg hinauf, aus welcher Richtung der Wagen des Felice kommen soll. Auch die Püntinerin läßt sich ans Fenster schieben und meint einmal: „Auf seine Frau bin ich neugierig, dem Felice seine!"

„Sie ist keine Welsche," sagt die Elisabeth, „eine von Anderhalden soll sie sein, sagt der Vinzenz."

Bisher hat nur der Steinbruchbesitzer selber im Hause vorgesprochen, so kennen sie seine Familie noch nicht, wissen nur, daß er eine Frau und ein Mädchen haben soll.

Kurz vor Mittag können sie aus dem Wundern kommen. Da weht gegen Altburg hin Staub auf.

„Jetzt kommt er, der Wagen, mein' ich," sagt die Elisabeth, die den Tisch deckt, aber just einen Blick zum Fenster hinausgetan hat.

„Als ob heute nicht schon mancher vorbeigefahren wäre," lacht die Püntinerin.

Aber es ist doch der, den sie erwarten. Der Staubwirbel kommt langsam näher und näher. Allmählich werden zwei große, mit Plantüchern überdeckte Leiterwagen sichtbar, Gerade als der Vinzenz, der Arnold und die Knechte von der Arbeit auf einer benachbarten Matte zum Mittagessen kommend, gegen das Haus zuschreiten, fahren die Wagen heran. So

kommt es, daß die vier Männer unter der Türe stehen und den Felice mit seinem Haushalt gleich empfangen können, als er heranzieht. Die Elisabeth ist hinter den Männern hervorgeschlüpft und steht mit vorgestrecktem Kopf neben den Brüdern. Es gibt nicht viel Neues zu sehen, wo sie daheim ist, das Heutige will sie sich nicht entgehen lassen. Am Ende drängt sich auch noch die Hausmagd in den Flur, der Felice findet neugierige Augen genug, die auf ihn warten. Der Vinzenz merkt, wie der Welsche beim Einzug Spießruten laufen soll. „Sind nicht noch mehr Gaffer da!" brummt er spöttisch. Dann läßt er den Rock, den er über die eine Schulter geworfen getragen, an der Hauswand zu Boden gleiten und geht dem Felice entgegen. Der lenkt, nebenherschreitend, die beiden Pferde des ersten Wagens; den zweiten führt ein Knecht des Fuhrhalters, von dem er die Gespanne entlehnt. Der Felice geht hemdärmelig wie der Vinzenz, der ihm entgegenkommt. Er ist ein mittelgroßer, fester Mann mit einem schönen spitzen, grauen Bart und scharfen dunkeln Zügen. In seinem Wesen ist eine wohltuende Ruhe und Langsamkeit, nichts von der übergroßen Lebendigkeit seines Volkes.

„Da sind wir," ruft er dem Vinzenz entgegen, er spricht das Deutsch mit fremdem Akzent, spricht es aber gut mit einer heiseren, tiefen Stimme. Im gleichen Augenblick zieht er die Zügel straff; die Pferde stehen.

„Das ist meine Frau," sagt der Welsche und nickt mit dem Kopf nach einem Weibe, das mit einer zweiten weiblichen Gestalt vorn auf seinem Wagen auf einem Möbelstücke sitzt. Die beiden Frauen tragen bunte Tücher im Zipfel um die Köpfe gebunden, von ihren Gesichtern ist wenig zu sehen, ihre Augen aber leuchten scharf auf den Bauern, der an ihren Wagen

tritt und so groß ist, daß sein Kopf beinahe zur Höhe ihrer Schultern heraufreicht. Vinzenz trägt eine rauhe Arbeitshose, schweres Schuhwerk, ein am Halse offenstehendes grobes Hemd und eine offene Weste. Aus den breiten Schultern hebt sich sein großer dunkler, unbedeckter Kopf. Die beiden Weiber verbergen das Staunen nicht über das Ungewöhnliche, das in seinem Aeußern ist.

„Das ist der Ratsherr Püntiner," sagt der Felice. Seine Frau schiebt das Tuch in den Nacken und steigt vom Wagen. Ihr Mann hilft ihr dabei. Vinzenz ist einen Schritt zurückgetreten und erwartet sie, damit er sie grüßen kann. Sein Gesicht ist dunkel. Sein ganzer Körper ist gleichsam noch vom schweren Tagwerk warm, so liegt nichts Sonntägliches und nichts Feierliches in seiner Erscheinung, als ihn die Frauen des Felice zum erstenmal sehen. Jetzt steht die Felicin vor ihm, noch nicht sehr alt, vielleicht um seine Jahre herum, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und einem gelbbleichen, knochigen Gesicht; sie ist aus gleichem Stoff wie die Püntinerin und andre dazuland, sie leugnet es in ihrem Aeußeren nicht, daß sie im Bergland Heimat hat. Auch der Dialekt, den sie spricht, gibt Zeugnis dafür. „Tag, Ratsherr," sagt sie zurückhaltend, fast scheu. Sie reicht ihm die arbeitsharte Hand und zieht sie gleich und unbeholfen zurück. Dabei wird sie rot und verlegen. Er ist ihr an Ruhe und Haltung über, breit und schwer steht er da, nimmt den Blick ruhig von ihr und sieht sich nach der andern um, die auf dem Wagen neben ihr gesessen. Die springt eben jenseits des Wagens vom Radtritt, dabei löst sich auch ihr Tuch und ein schwarzbrauner Kopf wird sichtbar. Die Felicin sieht den Blick des Vinzenz auf ihr haften. „Das ist die Tochter," sagt sie kurz, so unbeholfen wie vorher.

Der Felice spricht drüben mit Arnold und einem der Knechte. Das Mädchen, das sich hat nennen hören, biegt vorn um die Gäule und kommt zur Mutter und Vinzenz herüber. „Grüß ihn, den Ratsherr," sagt die Felicin.

Da hebt die Junge die Hand, eine, die auch schon gearbeitet hat, aber noch schlankfingerig und schmal ist und gibt sie dem Bauern. „Tag," grüßt sie.

„Tag," sagt Vinzenz und hält die Hand in der seinen.

„Anna heißt sie," sagt die Frau des Felice.

Vinzenz blickt auf das Mädchen nieder; ein ganzes Stück muß er hinabsehen, obwohl die Anna schlank ist. Sie senkt das Gesicht, wendet sich, da er ihre Hand fallen läßt, gegen die Pferde und hebt an, sie zu streicheln.

Der Felice kommt inzwischen herüber, meint: „Zufahren wollen wir, denk' ich," und faßt das Pferd am Zügel, um das Gefährt vor das Nachbarhaus zu führen.

Die Knechte und Elisabeth trollen sich ins Haus. Vinzenz und Arnold stehen noch in der Straße, während die beiden Wagen die paar Schritte weiter fahren.

„Laßt die Pferde einstellen und kommt mit uns essen, nachher," ruft der Vinzenz hinter dem Felice her.

„Dank, Ratsherr, aber —" wehrt er ab.

„Macht keine Umstände," sagt der Vinzenz. „Wo wir alle essen, wird es für euch auch noch haben."

So kommt es, daß bald darauf alle in der geräumigen Küche am langen tannenen, von Alter und Sand graudunkeln Tisch sitzen. Die Elisabeth und die Magd haben für die Gäste Platz geschaffen. Die Suppe reicht reichlich und den Mais können sie nicht aufessen, so viel ist davon da. Zwischen dem Löffel-

klappern klingt ein eifriges Gespräch. Der Vinzenz, der zu Häupten des Tisches hemdärmelig und breitschulterig dasitzt, unterhält sich mit dem Felice, die Püntinerin sitzt in ihrem Lederlehnstuhl neben der Frau des Welschen und hat mit ihr zu reden und der Arnold und die Elisabeth haben, während die Knechte unter sich ein Gespräch führen, die Anna in Beschlag genommen, über deren Gesicht Arnolds Augen fleißiger spazieren gehen, als nötig ist.

Die Anna ist keine Redselige. Vielleicht fühlt sie sich nicht behaglich unter den vielen Leuten und dann gibt ihr auch das Gesicht der Püntinerin zu staunen, das sonderbare, kindlich kleine, verrunzelte, mit den zwei scharfen Farben, dem Kupfergelb der Haut und dem Weiß des Haares und mit jener stillen und verborgenen Klugheit im Ausdruck, die das Leben erfahren und das Leben versteht. Plötzlich merkt sie, daß der Blick des Vinzenz, während er noch immer sich mit ihrem Vater unterhält, auf ihr scharf und mit einer Art starren Sinnens haftet. So fest hängt er an ihren Zügen, daß sie darunter langsam und unwillkürlich errötet. Es wird ihr zumute wie einem Schulkinde unter den Augen des examinierenden Hochwürdigen.

Der Vinzenz weiß anfangs kaum, daß er sie ansieht. Erst allmählich wird ihm Zug um Zug ihres Gesichtes deutlich. Dann aber saugen sich seine Augen daran fest. Er überhört ein Wort, das der Felice neben ihm sagt. Wie einer in einem durstigen Zuge trinkt, so nimmt er in eines tiefen Atemzugs Länge das Bild der Anna in sich auf. Er kann das Erröten sehen, das sie ankommt. Das Blut wallt sacht in den feinen, von einzelnen krausen Haaren umschatteten Schläfen. Ihre Nase ist merkwürdig edel geschnitten und hat rote Nüstern, in denen es wie ein

Fliegen der Erregung geht. Als sie sich in Verlegenheit tiefer über ihren Teller neigt, geschieht es mit einer unauffälligen Anmut. Der Vinzenz erinnert sich, daß ihm das vorher vor dem Hause schon aufgefallen, die geräuschlose, schlichte Anmut ihres Wesens.

Der Felice wiederholt jetzt lauter, was er vorhin gesagt hat, so daß der Püntiner merkt, wie er sich einen Augenblick verloren hat. Er antwortet rasch, aber die eine Hälfte seiner Gedanken kommt doch erst allmählich und wie aus einer großen Ferne zu dem zurück, was den Stoff ihrer Unterhaltung ausmacht. Als das Essen lang vorbei ist, am nächsten Tag und an vielen, die nachkommen, sieht der Vinzenz das Gesicht der Anna de Felice vor sich. Ihr Bild ist gleichsam durch seine Augen in ihn hineingewachsen.

3

Das ist nun schon vierzehn Tage her, daß der Felice das Haus drüben bezogen hat. Der Art nach, wie er und die zwei Frauen mit denen im Püntinerhaus heimisch geworden sind, könnte es noch viel länger her sein. Der Steinbruchbesitzer ist oft auswärts, von ihm sieht man nicht viel; aber seine Frau kommt manchmal um einen Rat oder eine Hilfe zur Püntinerin herüber; ein-, zweimal hat sie sich auch schon eine freie Stunde lang zu der lahmen Alten hereingesetzt, um der Gesellschaft willen; drüben im Hause, dessen Stuben sie mit einfachen Möbeln sauber eingerichtet hat, kann sie es noch lange genug einsam und still haben. Hie und da kommt auch die Anna herüber. Von Fenster zu Fenster und über den Gartenhag haben die Elisabeth und sie sich einander angefreundet, wobei das um zwei Jahre jüngere Püntinermädchen die feurigere ist und die andre die stille.

Ueber den Hag hin knüpft auch der Arnold die Bekanntschaft fester. Er hockt auf den Haglatten oder vor der Haustür des Felice um die Feierabendzeit und pflegt die Nachbarschaft.

Das Hinüberhocken ist auch in die Knechte gefahren. Was mit dem Mädchen in das Leben des Mannsvolkes gekommen ist, ist zu neu und zu unterhaltsam, als daß sie es nicht ausgenutzt hätten, wie die Katze den Rahm schleckt.

Die Anna und ihre Mutter lassen sich die Gesellschaft gefallen; die Abende sind kurz derweise, es scherzt und lacht sich gut, wenn die Sonne nicht mehr brennt, nur das leise kühle Gold, das sie im Versinken wie Duft über Matten, Wald und Gebirg gießt, auch um die neue Hausbank leuchtet, die der Felice an seine Frontmauer gezimmert hat.

Der Vinzenz ist nie da, der hat keine Zeit, hat nicht Feierabend wie andre. Er kommt abends von der Arbeit in Feld oder Wald, ißt zu Nacht, kleidet sich um und geht nach Altburg hinüber, wo er von Amtes wegen zu tun hat. Ruft ihn nichts dorthin, so sitzt er daheim in der Stube, die er sich eingerichtet hat und die neben der Küche liegt. Ein großer tannener Tisch, zwei Brettstühle, ein Schrank und eine Truhe stehen darin. Auf dem Tisch liegen Schreibzeug, allerlei Schriften und ein paar Bücher, das Landbuch darunter, in dem er immer studiert, weil ihm ernst mit seinem Gesetzhüteramt ist, das sie ihm an der Landsgemeinde übertragen. Das Fenster der Stube geht gegen das Nachbarhaus hin, dessen eine Seitenmauer er überschaut. Die Frontseite und die Hausbank kann er nicht sehen, sieht deshalb auch den Arnold und die Knechte nicht am Abend dort herumlungern, pfeifeschmauchend, die Hände in den Taschen und sich „braver Mann“ bei der Nachbarschaft machen.

Hie und da aber taucht an einem Fenster gegenüber die Anna auf. Gewahrt sie der Püntiner, so springt eine eigentümliche Spannung in seinen Blick. Er hebt den großen Kopf, daß die Fensterhelle breit auf seiner turmhaften Stirn liegt, sein Gesicht ist bleich dabei.

Tagsüber trifft er sie zuweilen, selten zwar. Einmal, als er, die Sense über der Schulter, abends noch mähen geht, läuft sie ihm in der Straße in den Weg. Die Sense blinkt neben seinem dunkeln Haupt. Er geht barfuß, nur in Hose und Hemd; dennoch ist etwas Besonderes an ihm. Die Anna fühlt immer dieselbe Scheu in seiner Nähe.

„Guten Abend,“ sagt er, bleibt stehen und sieht sie an. Seine Augen schauen unbehaglich ernsthaft unter den buschigen Brauen hervor. „Gehst heim?“ fragt er.

„Ja,“ gibt sie zurück. „Ihr wollt noch mähen gehen?“ fragt sie dann.

Er antwortet nicht und sieht sie nur immer noch und ganz versonnen an, dann geht er weiter und vergißt den Gruß.

Sie wundert sich nicht. Was soll einer, der viel weiß und ist, wie er, sich groß um ein junges Ding, wie sie, kümmern! Erst, während die Zeit geht und als ihre Nachbarschaft bald ein halbes Jahr alt ist, will ihr manchmal scheinen, daß der Püntiner ein sonderbares Wesen hat. Eines Sonntagmorgens insbesondere muß sie sich über ihn wundern.

Es ist Winterende im Kalender, in Wirklichkeit ist noch kein Ende abzusehen. Die Talebene und die Lehnen und die hohen Berge sind weiß. Kaum ein dunkler Punkt unterbricht die wellige, flirrende weiße Linie, die über die Altburger Ebene und über ihre beiden Bergwälle hinaufläuft. Die Straße ist hart gestampft. Ein kalter, blauer Himmel sieht herab.

Die aus dem Püntinerhaus und der Felice und seine Frau sind im Gottesdienst. Nur die Püntinerin sitzt daheim und betet und die Anna muß das Haus hüten, weil ihr Kochsonntag ist. Um von der Küchenluft einen Augenblick zu verschnaufen, ist sie unter die Haustür getreten, spielt mit dem Fuß auf der Schwelle, wo wie auf den Vortreppen ein paar Schneestapfen kleben, und blickt auf die Straße hinaus. Da sieht sie den Vinzenz ein Stück weiter oben über die Straße treten und nach etwas ausspähen, das am Himmel oben sein muß. Als sie eben gehen will, erblickt er sie: „Hast ihn gesehen, den Geier?“ fragt er.

„Nein,“ sagt sie, tritt zu ihm, der näher gekommen ist, in die Straße hinaus und läßt sich von ihm weisen, wo der Raubvogel hoch in den Lüften wie windgetragen unendlich ruhig gegen einen der Berge zieht und über diesen hinaus sich im Blau verliert.

„Schön ist es zu sehen, wie er segelt,“ sagt Vinzenz. Sie tauschen darauf Rede und Gegenrede. Anna geht dem Hause wieder zu, im Gespräch mit ihr folgt er, und in der Tür, wo sie vorher gestanden, bleiben beide stehen, jedes an einen Pfosten gelehnt. Er hat Sonntagsstaat an, schwarzes schweres Gewand, von dem die weiße, neue Hemdbrust scharf absticht; ansehen kann ihm jetzt einer, daß er nicht nur zu Sense und Hacke geschaffen ist. „Bist gern da?“ fragt er plötzlich.

Sie haben vorher von etwas ganz andrem gesprochen und die Frage kommt unvermutet. Anna schaut unwillkürlich auf und ihn an. Der Blick ihrer klaren braunen Augen ist frei und erstaunt. Vor dem seinen aber, der etwas Brennendes hat, muß er sich senken.

„Noch nirgends haben wir so gern gewohnt,“ antwortete sie ihm dennoch unbefangen.

Der Vinzenz schweigt. Von der Stelle aus, wo er steht, streckt er langsam die Hand aus und faßt die Annas. Sie errötet, als er sie schweigend drückt, und sieht ihn wieder an. Staunen, vielleicht etwas wie Furcht steht jetzt in ihrem Gesicht. Er aber mag etwas andres darin gesucht haben. Er läßt ihre Hand so plötzlich los, wie er sie genommen hat, sagt ein: „Ja, ade, ich muß hinüber," und geht davon.

Die Anna aber wundert sich. Sie geht in die Küche zurück, denkt nach und wird nicht klug. Was will er, der Püntiner? Ihr schön tun? Bald vierzig ist er! Und könnte fast ihr Vater sein! Aber — nicht doch — was sollte er sich kümmern um sie, der, den sie zu den Besten im Land rechnen! Seine Art wird es sein, wie er ist. Seine sonderbare Art!

Mit dem letzten Gedanken legt sie die Sache zur Ruhe. Im Grunde kümmert sie sich nicht groß! Der Püntiner ist ihr nach wie vor der gleiche, einer, vor dem sie eine scheue Hochachtung hat.

Der Vinzenz ist indessen auf seine Stube gegangen, hat sich zum Arbeiten niedergesetzt, schiebt aber die Schreiberei zurück und sieht zum Fenster hinaus, sieht nichts, staunt nur. Nach einer Weile hört er die Kirchgänger heimkommen. In der Küche klappern die Teller; es ist Essenszeit. Da steht er auf und geht hinüber.

Die Knechte drücken sich herum, die Magd setzt die Suppe auf, die Püntinerin sitzt schon in ihrem Lehnstuhl und sieht den Vinzenz an, als er hereinkommt.

„Nicht einmal an Sonntagen hast Ruh'," sagt sie.

Er zuckt die Schultern und läßt sich neben ihr nieder. Auch die andern rücken zu. Dann hebt die Mahlzeit an.

Nach einer Weile stößt Vinzenz den Suppenteller weg und hat ihn nicht leer gegessen. Mit breit auf-

gestützten Armen wartet er, bis die andern so weit sind. Als das Fleisch aufgetragen wird, zerschneidet er es, nimmt auch für sich ein Stück heraus und beginnt zu essen; aber schon nach zwei Bissen legt er die Gabel wieder hin. Eine eintönige Unterhaltung geht am Tisch, ein Wort von dem zu dem; auch der Vinzenz sagt dies und jenes dazwischen. Da wendet sich die Püntinerin zu ihm: „Du issest ja nichts."

„Ich mag nicht," sagt er.

„Ist dir nicht recht?" frägt die Mutter wieder, der seine Art auffällt. Er hat sonst ein gleichmäßiges Wesen. Jetzt läßt ihm etwas keine Ruhe, bald spielt er mit dem Messer, bald legt er es wieder weg und sieht aus, als ob ihm die Mahlzeit zu lange dauerte.

„Ich mag nicht," gibt er ihr abermals zum Bescheid. Als auch die Elisabeth sich noch über sein Nichtessen wundern will, sagt er barsch und kurz: „Es soll sich jedes um seinen Teller kümmern."

Dann spricht er von andern Dingen, in gleichgültigem Ton, so daß die übrigen sich wieder in ihn finden, steht aber bald auf und geht aus dem Hause. Sie können ihn nachher, den Hut auf dem Kopf, über einen zurecht getretenen Fußweg nach einem Stalle gehen sehen, der drüben am Berghang liegt. Eine der Kühe, die dort stehen, ist krank, so frägt sich niemand, warum er hingeht. Aber seine Schritte werden langsam, als er ein Stück vom Hause entfernt ist, zuweilen steht er still und atmet tief. Ihn verlangt nach Luft; es ist ihm eng im Innern. Während er dann wieder weiterschreitet, läßt er seine Gedanken über sich kommen.

Das kann er nicht mehr vor sich heimlich halten, daß ihm die Anna im Sinne liegt! Er hat in seinem Leben keine Zeit gehabt für Weiber, erinnert sich nicht, daß er einmal sich um irgend eine gekümmert hätte,

die Rekrutenzeit ausgenommen, während der er auch nicht besser war als andre und der und jener schön tat. Aber seither — bah — schon in den Weg kommt ihm keine! Jetzt jedoch! — Herrgott, — wie das — ganz inwendig — wühlt!

Er steht still und geht wieder fürbaß.

An nichts denkt sie, die Anna! Achtung hat sie vor ihm, eine fast lächerliche Achtung! Aber nichts weiter! Sie ist auch viel — zwanzig Jahre jünger! — Was dir nur einfällt, Vinzenz!

Eine tiefe Röte steigt ihm ins Gesicht. Er hat sich in seinem Leben keines Tages zu schämen. Soll heute einer sein, der — — — Nein, nein! Jeder Mensch will einmal seine Jugend haben! Keiner soll ihn verlachen, wenn er seine erst später haben kann als andre!

Er ist jetzt dem Stalle am Berg ganz nah gekommen und steigt die kleine Halde zum Gaden hinan. An diesem bleibt er stehen und sieht über den Weg zurück, den er gekommen ist. Drüben stehen die beiden Häuser. Wie Inseln steigen sie aus einem toten flimmernden Meer von Schnee. Dort wohnt sie, die Anna!

Der Arnold tut ihr schön, dem Mädchen! In der letzten Zeit weiß er von nichts als von ihr zu berichten! Aber der Arnold — haha — jedem Weibsbild läuft er nach! Der ist wie Stroh, das gleich brennt! Sieht er morgen eine andre, wird ihm die besser gefallen! Lange nicht gesetzt genug ist er, an etwas Ernstliches zu denken. — Er aber, der Vinzenz — — — —

Die Brust dehnt sich ihm. Etwas Gewaltiges drängt und treibt in seinem Innern.

Wenn — wenn es werden könnte — mit der Anna!

„Herrgott!"

Das letzte hat er wirklich zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Es hätte ein Schrei werden können, aber es ist nur ein wildes, dürres Wort geworden.

Wenn etwas werden könnte! Und warum soll nicht? Schaffen nur und zu etwas kommen! Wenn einer keine ganze Jugend mehr hat, so soll er eine ganze Wackerkeit dagegen setzen können!

Er steht aufrecht an seiner Halde, hat den Hut abgenommen und hält die Stirn dem kalten Wind hin. Schaffen und zu etwas kommen! Die Schwüle fällt von ihm ab; es kommt wie ein Gesundwerden über ihn.

So geht er nach kurzem und nachdem er nach seinem kranken Tier gesehen hat, nach dem Hause zurück. Die Püntinerin, zu der er sich eine Weile in die Stube setzt, staunt ihn an. Er ist anders als am Vormittag, aber auch anders als in seinem ganzen Leben. In seinem Gesicht leuchtet eine Fröhlichkeit, die ihn jung macht. Aus den Augen bricht sie. Die Püntinerin staunt über den Glanz in seinem Blick.

Dann geht der Sonntag und die Zeit. Der Vinzenz arbeitet und die Fröhlichkeit, die über ihn gekommen, bleibt ihm. Selbst der Elisabeth, die noch ein halbes Kind ist, fällt sie auf. „Ganz anders ist er, der Vinzenz,“ sagt sie zur Mutter.

„Sag nichts,“ sagt die, „wie der Vinzenz ist kein zweiter.“

Ihre eingesunkene Brust hebt sich bei diesem Wort. Stolz ist sie auf jenen. Den Hut ziehen die Herren von Altburg vor ihm, tief, von weitem!

Einmal kommt der Vinzenz von einem großen Viehmarkt heim und schließt einen schweren Geldsack in seinen Schrank. „Wir haben ein gutes Jahr, Mutter,“ sagt er. „Wenn es so weiter geht, sind wir bald nicht mehr die Kleinsten bei der Sparkasse.“

Die Püntinerin weiß, daß er einen rechten Ruck vorwärts getan haben muß, daß er davon spricht. Von Kleinigkeiten macht er kein Aufhebens.

In diesen Tagen geschieht es, daß der Arnold, von Altburg kommend, in die Wohnstube tritt und das Wochenblatt, das just ins Haus gebracht worden, auf dem Tisch liegen findet. Er nimmt nicht einmal den Hut ab, grüßt Mutter und Schwester kurz, die arbeitend am Fenster sitzen, schlägt das Blatt auseinander und beugt sich darüber. „Da steht es — beim Eid" — sagt er eifrig, mit heißem Gesicht.

„Was denn? Was ist?" fragen die Weiber.

„In Altburg reden sie in allen Gassen davon," berichtet erregt der Arnold, während er weiterliest.

„So sprich doch, was ist," drängt die Püntinerin erschreckt.

„Wie er die Klusenstraße durchgebracht hat im Rat, der Vinzenz!" wirft der Arnold wieder hin. Dann liest er ihnen laut vor, wie der Vinzenz im Rat für die vielumstrittene Bergstraße gesprochen, sonderbar wuchtig gesprochen und das seit Jahren vor den Behörden herumgezogene Projekt durchgezwungen hat. Die Zeitung hat nicht Rühmens genug für ihn.

Die Blicke der Frauen glänzen. Der Arnold hebt sein Gesicht. Es ist heiß vor Freude. „In Altburg ist kaum einer, der gilt, was der Vinzenz," sagt er.

Was er an diesem Abend erzählt hat, das bringen die Knechte heim, das bestätigt der Felice, der auf einen Sprung herüberkommt, den Vinzenz zu finden meint, aber nur die Püntinerin trifft, und davon reden eine ganze Anzahl Bauern von Seewlen und Altburg, die in den nächsten Wochen am Haus vorübergehen oder aus irgend einem Grund hereintreten: Etwas werden kann aus dem, aus dem Vinzenz! Auch der Name kommt wieder auf, den sie ihm seines Aeußern

wegen einmal gegeben haben. Den „Bismarck" heißen sie ihn. Jetzt ist eine versteckte Meinung darin: Der wird einmal etwas im Land.

Der, den es angeht, macht kein Wesen, arbeitet und arbeitet und hat die heimliche Fröhlichkeit in sich. Aus Luzern, wo er geschäftlich zu tun hat, bringt er eines Tages ein hübsches Buch heim, ein Geschenk für die Anna de Felice. Zu dem Buch gesellt sich nach Wochen ein silberner Rosenkranz. Den hat er der Anna in Einsiedeln gekauft.

Das Mädchen dankt und freut sich jedesmal und denkt nichts dabei. Seit sie von dem Püntiner im Land so viel Wesens machen, erscheint er ihr erst recht hoch und recht alt. Mit scheuer Dankbarkeit nimmt sie deshalb, was er ihr gibt; er macht wohl gern dem und jenem Menschen Freude! Vor dem Arnold, seinem Bruder, muß eines sich weniger scheuen! Eine fröhliche Kameradschaft ist zwischen ihm und ihr aufgesprungen. Er hat den Knechten, die sonst mit ihm abends am Felicehaus saßen, einen Vorsprung abgewonnen, steht bei der Felicin gut angeschrieben, kann sich dann und wann zu den zwei Frauen in die Stube setzen, hat die Anna einmal zum Tanz und einmal im Nauen von Seewlen nach Brunnen zur Kirchweih geführt und er ist der Bursche, der einem Mädchen gefallen kann.

„Der Arnold," sagt die Püntinerin zum Vinzenz, „ist hinter ihr her, hinter der Anna de Felice."

„Wann ist der nicht hinter einer her gewesen?" frägt er lächelnd dagegen. Aber nachher wird er nachdenklich, sitzt am Tisch der Mutter gegenüber, den einen Arm aufgestützt, den Kopf vornüber gebeugt, schweigt einen Augenblick und starrt an den Boden.

„Er gäbe sie auch wohl kaum schon her, der Felice," beginnt die Püntinerin wieder.

Da ist es, als atme er tief auf, wie wenn ein Stein von ihm fiele. „Und zu jung ist er selber noch, der Arnold," sagt er. Er empfindet nicht, daß er spricht, was er selber gern hört und daß er seiner Sache nicht sicher ist; aber er horcht doch mit heimlicher Spannung auf die Antwort der Mutter.

Die Püntinerin meint den Zeitpunkt gekommen, da sie ihn selber einmal mahnen soll, an die Gründung eines Hausstands zu denken. An die Anna denkt sie dabei nicht mehr.

„Du solltest einmal vorwärts machen," sagt sie.

„Ich?" die Frage klingt hastig. Er wird dunkelrot.

„An manchem Ort könntest anklopfen," fährt seine Mutter ahnungslos weiter, — die reiche Jauchin, die Witfrau, oder dem Säckelmeister sein Mädchen oder —"

Er schiebt seinen Arm langsam über den Tisch, bis er ihre Hand erreicht und drückt sie ihr nieder, einen halb verdrießlichen, halb spaßhaften Ausdruck im Gesicht. „Es tut's — es tut's," sagt er, dann lehnt er sich schwer in den Stuhl zurück und sieht die Mutter groß an. „Wenn ich heiraten will, suche ich mir selber eine aus," sagt er mit sonderbar strengem Ernst. Die Püntinerin wagt nachher kein Wort mehr zu sagen, so sichtbar ist es, daß etwas an ihrer Rede ihn erzürnt hat.

Der Vinzenz steht bald danach auf und geht hinaus. Was die Mutter gesagt hat, macht ihm zu schaffen. Lauter bestandene Weiber hat sie ihm vorgeschlagen, in seinen Jahren stehende! Und er denkt — — — an eine blutjunge denkt er! —

Am gleichen Abend aber geht er zur Felicin hinüber und trifft sie mit der Anna in der Stube. „Gespielt wird im Theater drüben in Beckenried am Sonntag," sagt er. „Kommt ihr mit mir, ihr beide?"

Als sie nicken und zusagen, entfernt er sich leichteren

Herzens, als er gekommen ist. Er weiß jetzt, daß er sich rühren muß, wenn er, der Alte, neben den Jungen bestehen soll.

4

Die Landsgemeinde naht wieder. Die beiden Blätter von Altburg stehen voll von den Dingen, über die das Volk am Ring entscheiden soll. Da steht auch ein Name in beiden: Vinzenz Püntiner! Ein Regierungsratssessel ist frei. Von dem Vinzenz Püntiner wird gesagt und geschrieben, daß er in die oberste Landesbehörde gewählt werden wird. Schön einig scheint alles. Schlankweg wird er gewählt werden! Er selber spricht nicht davon, hat nicht gern, wenn ihm einer davon redet. Aber er weiß, daß es kommen wird.

Als die Anna de Felice zum erstenmal hört, welche neue Ehre dem Püntiner zugedacht ist, sieht sie gedankenvoll ins Leere. Was das für einer ist! Das Herz schlägt ihr. Der Vinzenz Püntiner hat ihr letztlich viel Freundliches getan. Wo er ihr eine Freude machen kann, tut er es. Ein rechter Freund ist er und sie mag ihn wohl, scheut sich auch nicht mehr vor ihm, ist zutraulich geworden; denn er ist ja ganz alt. —

Eine Woche dauert es noch bis zum Landsgemeindetag. Im Tal ist Frühling. Die weiten grünen Matten glänzen. Höher und höher schwindet die Schneegrenze an die Berge hinauf. Nur ein paar Firne werfen silberne Blitze ins Tal und der blaue Himmel leuchtet. Zur Nachtzeit wandelt der wachsende Mond über die beiden Häuser am Seewlener Weg.

Am Anfang einer dieser Nächte sitzen der Vinzenz, der Arnold und die Püntinerin in der Wohnstube, hemdärmelig die zwei Männer, pfeifenschmauchend,

die Arme breit auf den Tisch gelegt und langsam, in Zwischenräumen, wie als ob jedes Wort Geld kostete, sich unterhaltend. Die Püntinerin hockt in ihrem Stuhl, hört zu und sagt auch ihrerseits manchmal ein kostbares, langsames Wort dazu. Der Mond wirft seinen Glanz in die Scheiben. Er zerschellt an Rahmen und Glas. In Scherben liegt er da und dort inwendig am Fußboden. Ein Schein trifft den Kopf der Püntinerin. Ihre ledernen Züge sind fahler und wie zwei Wässerlein rinnen die beiden weißen Haarsträhne vom Kopf in das gestrickte Tuch, das um die Schultern geschlungen ist und das sie mit der knochigen Hand an der Brust zusammenhält.

„Wo ist die Elisabeth?" frägt der Vinzenz jetzt.

„Ich weiß nicht, was sie ankommt, daß sie abends so spät hereinkommt, letztlich," sagt die Püntinerin.

Da klopft es an die Tür.

„Herein," sagt der Vinzenz.

Einer der Knechte kommt herein, ein ganz alter. Den „Köbi" heißen sie ihn und er hat schon dem alten Ratsherr dreißig Jahre gedient. Er hat etwas Verdrossenes in dem von wirrem, grauem Bart umstandenen Gesicht. Seit einigen Jahren erträgt er den Branntwein nicht mehr wie früher; er wird leicht Herr über ihn. Auch jetzt scheint er nicht nüchtern. „Ja," sagt er und steht störrisch da, „so kann es nicht alleweil gehen, meine ich."

„Was ist?" fragt der Vinzenz laut und barsch. Er hat sich etwas aufgerichtet, hält aber noch immer die Arme aufgestützt. Die Mondhelle zündet jetzt auch ihm ins Gesicht. Die schweren Brauen und unter der derben Nase der buschige Schnurrbart sind wie tiefe Schatten in dem Fahl der Haut.

Der Köbi will eifrig Auskunft geben, aber die Worte überstürzen sich ihm, so ist sein Reden wie

Spucken und Zischen: „Der Bartli und die Elisabeth!" verstehen die andern.

Der Arnold, der bisher nur halb zugehört hat, fährt plötzlich herum. „Was?" frägt er scharf.

„Jeden Abend stecken sie beieinander hinter der Stalltür," berichtet der Knecht zänkisch weiter.

„Sein hat es mir wollen," sagt der Arnold, „lang sein hat es mir wollen."

„Nun, nun," schilt die Püntinerin und schüttelt den Kopf. „Dafür will ich ihm, dem Mädchen."

Der Vinzenz stützt die Hände auf den Tisch und steht langsam und ruhig auf.

„Es schickt sich nicht, meine ich," stichelt der Köbi.

Der Vinzenz hört nicht; er wendet sich mit derselben Langsamkeit und Ruhe zur Tür.

„Ein halbes Kind," geifert der Knecht, hinter ihm hertrottend, „ein Kind ist sie noch."

Als die Tür hinter beiden zugefallen ist, wird der Arnold lebendig. „Das hätte ich sagen können, daß da etwas ist," sagt er.

„Warum hast es nicht gesagt?" schmält die Püntinerin und kann nicht verbergen, daß sie ängstlich hinauslauscht. Wenn der Vinzenz zornig ist — gnad Gott —

„Gnad Gott dem Bartli," sagt der Arnold. Auch er wartet auf das, was von draußen hereintönen soll.

Einen Augenblick sitzen beide schweigend. Aber es bleibt alles still. Nur Schritte kommen durch den Flur, zaghaft zögernde. Sie wissen gleich, daß es die Elisabeth ist und sie muß dem Vinzenz dicht vor der Haustür begegnet sein. Jetzt öffnet sie die Tür und drückt sich herein. Sie ist leichenblaß und zittert. Sie sieht freilich noch kindisch aus mit ihren sechzehn Jahren. Ihre blauen Augen sind groß und dunkel

vor Angst. Sie kann einem leid tun, so deutlich steht die Furcht in jedem Zug ihres Gesichtes.

„Mutter," stammelt sie und knüllt die Falten ihres Rockes.

„Schöne Sachen machst," sagt die Püntinerin. Dann verschlägt ihr der Atem; der Vinzenz kommt zurück.

Als er in die Stube tritt, ist es ganz still. Der Arnold wirft einen verstohlenen Blick auf des Bruders Gesicht. Die zwei Frauen regen sich nicht. Jetzt muß es kommen. Aber der Arnold wundert sich, wie der andre darein schaut: ganz ruhig!

Der Vinzenz wendet sich zur Mutter: „Ins Schachental fährt er morgen, der Bartli, im Sommer kann er auf der Alp bleiben." Mit diesen Worten geht er an der Püntinerin vorbei und setzt sich auf seinen vorigen Platz. Dann sieht er die Elisabeth an.

„Vinzenz," stößt sie heraus. Fast ist es, als müßte sie umsinken.

„Komm," sagt er.

Da geht sie zitternd zu ihm. Das Wasser springt ihr in die Augen. Die Backen sind ihr heiß, die weiße, feine Schläfe sticht noch schöner als sonst davon ab.

Der Vinzenz nimmt mit festem Griff ihre beiden Arme und zieht sie näher. „Das ist nichts, Mädchen, das ist nichts. So früh soll eines nicht anfangen mit derlei Geschichten," sagt er mit seiner tiefen Stimme. Es klingt aber etwas Sonderbares darin, Herzlichkeit, keine Spur von Zorn. Die Elisabeth weint heftiger. Die Püntinerin und der Arnold sehen zu und staunen.

„Hast ihn gern?" fragt der Vinzenz. Die Elisabeth windet sich. Dann nickte sie und weint wieder.

Der Vinzenz dreht das ruhige Gesicht der Püntinerin zu. „Er ist nicht ungrad, der Bartli," sagt er, „sein Vater, der Säger, ist ein rechter Mann."

„Ja, ja," nickt die Püntinerin; es tönt, als ob sie ein „aber" anhängen wollte.

Er hat darauf nicht acht. „Wenn er recht tut, in ein paar Jahren läßt sich wieder davon reden," sagt er. Dabei läßt er die Arme der Elisabeth los, schiebt sie zurück und spricht zu ihr: „Geh jetzt! In deiner Kammer kannst flennen, wenn es nötig ist. Ins Haus kommt er nicht mehr, eine Zeitlang, der Bartli. Aber mit Zeit und Zeit, wenn ihr es noch gleich meint — bin ich wieder zu sprechen. Der Bartli weiß Bescheid!"

Die Elisabeth wischt die Augen, tut ein paar Schritte und wendet sich wieder. Sie sieht den Vinzenz an, die Lippen zucken. „Trag mir's nicht nach," sagt sie, nicht laut, noch schluchzend, aber mit jäh aufwallender Dankbarkeit. Still dreht sie sich nachher um und geht hinaus.

Der Vinzenz auf seinem Sofa lehnt sich an die Wand. Er sitzt breit da, wie einer, dem wohl ist. Dann lacht er wirklich. „Wundern will es mich, ob sie fest bleiben so lang, die zwei," sagt er.

Die Püntinerin atmet zum erstenmal auf. Zusammengekauert wie sie immer sitzt, sieht sie dem Vinzenz ins Gesicht und ihr Blick hat um dieser Haltung willen etwas Spähendes. „So habe ich dich noch nie gesehen, du," sagt sie. Und er dehnt sich und gibt keine Antwort, sieht nur frei vor sich ins Leere, immer wie einer, dem die Brust weit ist.

Dem Arnold, der anfänglich eine Sittenrichtermiene hat aufsetzen wollen, schlägt die Laune um. „Freuen will ich mich, wenn sie zusammenkommen," sagt er und wird gesprächig, rühmt den jungen Knecht,

den Bartli, zählt von der Schwester alle guten Seiten auf, vergleicht und bringt heraus: „Wie gemacht sind sie füreinander."

Der Vinzenz spricht nicht, sitzt nur und schaut gradeaus.

Aber der Arnold weiß, warum er dem Bartli Beifall klatscht. Wohl tun kann es ihm, wenn es zweien mit ihrer Liebe gut geht. Wohl tun kann es ihm, wenn er gut zu sprechen ist, der Vinzenz! Unter demselben Mond, der dem Bartli und der Elisabeth gezündet, hat der Arnold auch schon gestanden, wird er morgen wieder stehen! — — — —

Der morgende Tag ist so hell wie der gestrige war, und die Nacht, die ihm folgt, ist klar, als seien nur dämpfende Schleier vor die Helle des Tages gehängt. Vor dem Haus des Felice sitzt pfeifend der Arnold. Nachtessenszeit ist lang vorbei. Die Püntinerin hat sich gelegt, auch die Frau des Felice ist schlafen gegangen. Der Arnold sitzt auf der Bank, pfeift leise vor sich hin wie sich selber zur Gesellschaft und doch sichtbarlich bestrebt, daß ihn eines höre. Auf einmal, als er den Kopf nach der Haustür wendet, steht die Anna dort und lacht leise darum, daß er sie nicht hat kommen hören. Eine ganze Weile hat sie schon, die Hände in ihrem Rücken an den Pfosten gelegt, dagestanden.

„Komm doch," sagt er. Seine Stimme klingt knapp vor innerlicher Erregung.

In ihrer geräuschlosen Art kommt die Anna über die paar Treppenstufen herab und setzt sich zu ihm auf die im Schatten verborgene Bank, ein gutes Stück ab von ihm. Sie trägt ein schlichtes einfarbiges Kleid, ein Seidentüchlein um den Hals. Ihr Gesicht ist bleich, um den Mund liegt ein eigentümlicher Zug, fast als ob sie körperlichen Schmerz empfinde; den

hat sie immer, wenn sie etwas aufregt. Die Flügel der schmalen Nase winden wie bei einem witternden Reh.

Der Arnold rückt näher und legt die Hand auf die ihre, die auf der Bank liegt. „Bist doch gekommen?“ sagt er.

„Wenn ich es versprochen habe,“ gibt sie zurück, ohne ihn anzusehen.

Versprochen hat sie es, von einem zum andern Mal, und heute sitzen sie den sechsten Abend beisammen auf der Bank. Der Arnold ist ein guter Gesellschafter, weiß immer etwas. Ein warmes Wort hat er hie und da gesagt und im Mondschein wird einem sonderbar zu Mut, und — darum ist sie gekommen. Heute aber klopft ihr das Herz. Schon das letztemal hat er eine drängende Art gehabt, der Arnold!

„Du,“ sagt er jetzt. Sie merkt, wie ihm die Stimme zittert. Sein helles, aber festes, bartloses Gesicht ist zu ihr erhoben, das volle blonde Haar glänzt im Mondlicht und seine Augen haben einen ehrlichen Schein. Die Anna läßt den Blick in dem seinen, der seltsame Zug um ihren Mund verschärft sich noch, aber sie drückt seine Hand wieder, als seine Finger sich fest um die ihren schließen. Dann küßt er sie und sie läßt es willig geschehen. Derweilen hat sie ganz klare Gedanken: dem Püntiner-Arnold seine Frau wird sie werden! Sie freut sich daran — seine Mutter mag sie wohl leiden und die Elisabeth — und dann — dem Vinzenz, dem Ratsherrn, verwandt wird sie sein. Stolz kann eine sein darauf! — Zufrieden küßt sie den Arnold wieder.

„Wann kommt er heim, dein Vater?“ frägt dieser.

„Am Sonntag,“ gibt sie zurück und er sagt: „Gleich reden will ich dann mit ihm.“

Die Anna schweigt einen Augenblick und sinnt.

„Aber mit keinem andern vorher," sagt sie dann, „es soll nicht hinter seinem Rücken gehen. Wenn er es weiß, mögen es nachher alle wissen!"

„Auch die Mutter erst dann?" frägt er.

„Ja, auch die Mutter!"

„Wenn du es willst," gibt er zu. Dann packt ihn der Jubel und er tut, was närrisch ist und Liebesleuteart. Die Anna ist fröhlich und wehrt sich, wenn er ungestüm wird. Bald entschlüpft sie ihm.

„Morgen ist wieder ein Tag," sagt sie, als sie im Hausflur steht, sieht ihn an, daß er von dem Blick noch ein Geschenk auf den Weg hat und geht.

Die Woche hat noch fünf Abende. Fünfmal hat die Bank noch Besuch nachher. Keiner weiß und merkt es. Auch der Vinzenz nicht. Der hat eine arbeitsschwere Zeit, auf dem Eigenland viel zu tun, mehr noch von seiner Aemter wegen. Er sitzt abends schreibend in seiner Stube und hat die Vorhänge gezogen, damit er nicht aus dem Fenster schaut und die Arbeit zu langsam geht. Freilich halten auch die Vorhänge die Gedanken nicht ab, die die Arbeit unterbrechen. Wenn sie kommen, sitzt der Vinzenz in den Stuhl zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust. Am Ende der Woche muß es sich entscheiden! Keine Ruhe ist gewesen all die Zeit her, Arbeit auf allen Seiten, und es schickt sich nicht, Freude und Ungeduld darunter zu mischen, wo so viel Arbeit und Pflicht ist. Aber am Sonntag wird der Tag dazu sein. — — —

Die Anna — ist — — auch nicht mehr schüchtern wie früher — zutraulich ist sie — sie mag ihn gut — das kann er merken, wann und wo sie ihm in den Weg kommt. Und das andre wird kommen — wird schon. Verdienen muß es einer erst!

5

Landsgemeinde! Die Glocken von Altburg läuten. Aus den Häuserhaufen des Ortes quillt es auf wie ein Sprudelquell von Tönen, der über den Dächern sich teilt und in einer blauen reglosen Luft nach allen Seiten hinausschwimmt. Wie goldene Tropfen aus dem klaren Frühlingstag, der im Gegensatz zu andern schon heißen Maitagen eine klare Kühle an sich hat, wie goldene Tropfen fallen ein paar Glockenlaute auch über das Püntinerhaus herein. Da hantiert um Stall und Haus mit Gabel, Milcheimer und Lecktrog der Arnold. Die Knechte bis auf den Köbi sind in der Kirche, auch der Vinzenz ist früh nach Altburg gegangen. Die Sitte will, daß er dort in der Kirche sich zeigt und nachher mit Freunden vom Rat zum Imbiß geht. Um 1 Uhr tagt die Gemeinde.

Dem Arnold sein Gesicht leuchtet wie der Tag. Zuweilen tritt er vom Stall in die Straße vor und späht nach dem Haus des Felice hinüber. Der ist gestern abend spät heimgekommen. Wenn er, der Arnold, mit der Arbeit fertig ist, wird er hinübergehen zu ihm.

Eine gute Stunde später zieht er den Feiertagsrock an. Als er aus seiner Kammer herab und in den Hausflur kommt, steht die Wohnstubentür offen. Drinnen in einer Flut warmen Morgenlichtes, das durch die Scheiben bricht, sitzt die Püntinerin, in sich zusammengekauert, und hält die Andacht zu Haus, die sie in der Kirche nicht mehr suchen gehen kann.

„Zum Felice gehe ich hinüber," sagt der Arnold unter der Tür und wartet die Antwort der Mutter nicht ab, sondern geht gleich weiter. Aber noch ehe er die Haustür erreicht, läßt ihm die drängende Freude nicht Ruh und er ruft zurück: „Vielleicht erzähle ich Euch etwas, wenn ich wiederkomme."

Er kommt nicht allein wieder; drei bringt er gleich mit aus dem Felice-Haus: die Anna, ihre Mutter und den Vater. Er lacht mit dem ganzen Gesicht, als er mit ihnen ins Haus tritt. Der Felice lächelt auch, aber fast mißbilligend, zum mindesten verlegen. „Es gehört sich nicht," murmelt er, „daß wir alle miteinander ins Haus fallen."

„Es ist niemand daheim als die Mutter," sagt der Arnold. Der Kopf ist ihm rot vor Freude und Erregung. Der Felice kann nicht länger unzufrieden sein, als er ihn ansieht.

So treten sie alle hinter ihm in die Stube, wo die Püntinerin noch immer ihren Rosenkranz dreht. Sie wendet sich, als sie sie kommen hört und macht beim Anblick des zahlreichen Besuches ein erstauntes Gesicht. Es ist aber nicht schwer zu erraten, weshalb sie kommen. Der Arnold hält die Anna bei der Hand. „Ihr werdet es schon merken, Mutter," sagt er.

„Was?" sagt die Püntinerin.

„Er will mir sie geben," sagt der Arnold wieder und sieht den Felice an.

Die Püntinerin heißt die Nachbarn Platz nehmen, und sie setzen sich, der Felice mit einem ernsthaften Gesicht und der ruhigen Würde, die er an sich hat, auch seine Frau still, mit freundlicher Miene.

„Er sagt, Ihr wüßtet, daß er sie gern hat, die Anna," hebt der Welsche an.

„Zu viel hat er nicht verlauten lassen," gibt die Püntinerin zurück, will aber keinen Mißton in das bringen, was ihr nicht unlieb ist, reicht deshalb die knochige Hand nacheinander dem Nachbarn und seinem Weibe. Die der Anna, die sie dann faßt, behält sie in der ihren. „Es freut mich, wie es gekommen ist," sagt sie.

„Es ist mir fast früh für das Mädchen," beginnt der Felice wieder, „nur weil es Euer Sohn ist — Frau —." Er neigt den Oberkörper ein wenig in linkischer Höflichkeit.

Die Püntinerin sieht den Arnold an. „Weiß der Vinzenz, was du im Sinn hast?" frägt sie ihn.

Er wird rot. In diesem Augenblick weiß er, daß er etwas versäumt hat. Aber es ist nicht immer bequem, einen Bruder über sich zu haben, den man fragen und bitten soll. So hat er keine Eile gehabt, mit dem Vinzenz zu reden. Die Frage der Mutter ärgert ihn. „Ja — ja — schon reden will ich jetzt dann mit ihm," sagt er unwirsch.

Das Gesicht des Felice wird ernster. „Sagen hätte er es ihm sollen, dem Ratsherr," meint er zur Püntinerin. Sie aber will wieder die Freude nicht stören lassen. „Er wird schon zufrieden sein, der Vinzenz," sagt sie. Dabei blickt sie die Anna an und das Wort kommt ihr aus dem Herzen herauf; er hat immer große Stücke auf sie gehalten, der Vinzenz! „Freuen wird er sich," lächelt sie der Anna zu.

Aus der Herzlichkeit ihres Wesens wächst ein gemütliches Zusammenplaudern. Die Frau des Felice ist redselig und kommt auf Aussteuer uud Hochzeit. Er selber ist langsamer. „Was der Ratsherr meint, wollen wir hören," sagt er ein paarmal, wenn sie seinen Rat wissen wollen.

Nachher werden sie einig, daß sie den Vinzenz in Altburg abholen wollen, der Arnold und die Anna. „Augen wird er machen," lacht der Arnold.

Später kommt die Elisabeth heim und erfährt, was Neues ist, freut sich und will dabei sein, wenn sie nach Altburg gehen. Kein Morgen seines Lebens ist dem Arnold vergangen wie der. —

Es ist darauf hoher Mittag, als die beiden Mädchen

und der Arnold von Hause weg und auf die stille Straße nach Altburg kommen. Die beiden Mädchen gehen im Sonntagsputz, haben helle bebänderte Hüte an, die Elisabeth trägt ein lichtblaues, die Anna ein dunkles Kleid. Die Elisabeth ist jung und im Gesicht bluſtfarben wie immer, die Anna erregt und darum bleicher, der Wind weht ihr ein paar Kraushaare um Schläfe und Ohr. Der Arnold hat sich herausstaffiert wie ein Herrensohn. Er trägt eine Geraniumblüte im Knopfloch und einen glänzend schwarzen neuen Rundhut auf dem blonden Kopf.

Im Anfang ihres Weges — der Arnold geht zwischen den zwei Mädchen — wissen sie allerlei zu reden; je näher sie Altburg kommen, desto schweigsamer werden sie, weil das Schauen angeht. Sie gehen über das Holperpflaster des Fleckens, an den letzten Häusern vorbei, aus dem Ort wieder hinaus nach dem Landsgemeindeplatz. Dieser Teil ihres Weges ist nicht mehr einsam. Eine festlich geputzte Menge wogt hin und her. Sie haben zu staunen, zu grüßen, aufzupassen, daß sie einander nicht verlieren. Je näher sie der Tagungsmatte kommen, desto dichter wird das Gedränge. Am Ring stehen die Männer zehn Glieder tief, alle barhaupt, hoch über dem Volk in schwarzgelben Mänteln die stimmenzählenden Waibel. Der Arnold und die Mädchen machen sich an einen der Hänge hinan, die die Matte amphitheatralisch umgeben und von Zuschauern besetzt sind. Sie finden eine schöne freie Aussichtsstelle, von der sie mitten in den Ring, auf den Landamman und den Schreiber und das Volk sehen können. Der Landamman spricht eben. Eine Abstimmung folgt. Hände für und Hände dagegen! Wie ein Vogelvolk fliegen sie bei jeder Aufforderung über den dichten Menschenring auf. Gleich nachher beginnen die Wahlen.

Der Arnold und die Mädchen haben noch nicht lang hinuntergeblickt, als sie den Namen des Vinzenz vom Ring herauftönen hören. Dann tritt er auf einmal selber aus der Menge, von hinten hervor, keiner, der sich vordrängt, keiner, dem darum zu tun ist, daß er gesehen wird. Jetzt steht er frei im Ring, den Hut in der Hand, in schwarzem Anzug von bäurischem Schnitt, ungleich den Herren von Altburg, die in Fräcken und Gehröcken gehen. Seine Schultern sind so breit, daß seine Gestalt trotz ihrer Höhe fast etwas Plumpes hat; sein großer Kopf ist von der Sonne beschienen, jeder derbe Zug steht scharf im Licht und die Stirn glänzt wie ein Turmdach. Als er spricht, klingt seine Stimme tief und dumpf wie eine große Glocke, aber sogar der Arnold und die Mädchen hören, was er sagt, kurz, schlicht, ein paar Worte: „Wenn ihr es so haben wollt, will ich es tun."

In der Gemeinde sträubt sich sonst ein jeder gegen ein ihm zugedachtes Amt; zum guten Ton gehört es. Der Vinzenz kümmert sich um den Alltag nicht. Er sagt sein Wort. Als er geendet hat, blickt er um sich, einmal im Kreis, einmal nach den Zuschauern hinauf. Plötzlich ist es, als habe er den Arnold und die Mädchen erkannt. Wie ein Lachen geht es durch sein Gesicht. Dann tritt er in den Ring zurück.

„Wer dem Ratsherr Vinzenz Püntiner stimmt," geht eine Stimme.

Der Arnold und die Mädchen können die Hände fliegen sehen. Es ist als ob keine an der Seite eines Mannes bliebe. Ein Jauchzen bricht aus der Menge. Die oben am Hang wissen: Der Püntiner sitzt von jetzt an im obersten Rat!

Unten nehmen die Wahlen ihren Fortgang. Um den Ring ist ein unablässiges Gewoge von Menschen.

Die beiden Mädchen und der Arnold suchen den Vinzenz, der im Ring verschwunden ist. Stehen muß er irgendwo im Glied! Plötzlich sehen sie ihn dicht unter der Stelle, wo sie selber sich befinden, den Hang heraufkommen.

Er kommt langsam vorwärts; denn immer treten ihm Leute in den Weg, die ihm die Hand schütteln, ihn mit ein paar Worten aufhalten. Selbst als er endlich den Bruder und die Mädchen erreicht, drängt sich ein Kreis von Volk um sie. Unter aller Augen reicht er dem Arnold, der ihn mit einem freudigen Blick anleuchtet, die Hand, dann der Elisabeth und dann der Anna. Ehe er dieser die Hand gibt, sieht er sich flüchtig um, fast als meinte er die ärgerliche Frage: Warum steht ihr alle da? Dann grüßt er sie, ohne sie anzusehen. Plötzlich erst hebt er dann den Blick. Seine Brust dehnt sich sichtbar unter einem tiefen Atemzug. „Wir sehen uns heute noch, wir zwei," sagt er leise zu ihr. Er lächelt dazu; die andern mögen glauben, daß er einen Scherz gesagt hat. Die Anna weiß es anders. Sie erschrickt. Seine Hand hat in der ihren gezittert. Aus der Art, wie er die Worte aus allen Herztiefen geholt hat, fühlt sie, was sie heißen. Es geht vor ihren Blicken wie ein Tor auf: Der — der Vinzenz — will — will dich haben.

Andre Leute drängen ihn von ihr und ihren Begleitern ab. Er nickt noch flüchtig. Dann muß er sich denen zuwenden, die da und dort ihn grüßen wollen. Bald sehen sie ihn nach dem Ring zurückschreiten und sehen ein, daß sie nicht auf ihn warten können, daß er lange nicht frei werden wird.

Sie bleiben noch eine Weile auf ihrem Lugaus stehen. Der Arnold spricht eifrig: „Jetzt weiß er es erst nicht, Augen wird er machen, wenn er heimkommt!

Daß daheim unser altes Dach nicht einfällt, wenn es so viel Neues zudecken muß, einen Regierungsrat und einen Bräutigam, heute nacht." Er sieht die Anna an und wundert sich, daß sie nicht lacht, meint aber, daß das, was unten vor ihren Augen hin und her wogt und treibt, sie in Anspruch nimmt. Sie blickt auf das Getriebe; aber sie sieht es nicht. In ihr sind tausend Gedanken. Wach ist sie, ganz wach: Der Vinzenz — der Püntiner — an hundert kleinen Dingen hätte sie es merken sollen, daß er mehr meint als nur Wohlwollen und Freundlichkeit!

„Heimgehen sollten wir, meine ich," sagt jetzt der Arnold neben ihr. Sie schrickt zusammen, faßt sich aber rasch, stimmt jenem bei, geht mit ihm vom Platz hinweg in ein Wirtshaus zu Altburg, nachher auf den Heimweg und gibt sich all die Zeit Mühe, auf das aufzupassen, was ihre Gefährten reden. Aber immer wieder muß sie sich von dem losreißen, was ihr die Gedanken einzieht: Er — er will dich haben, der Püntiner! Sie scherzt mit Elisabeth und Arnold, läßt sich des letzteren heimliche Zärtlichkeit gefallen, hat selber manchmal ein Aufwallen im Herzen und sieht ihn mit frohem Blick an oder drückt ihm die Hand, aber auf einmal scheint ihr die eigne Rede dann wieder ganz fern zu tönen und sie sieht den Vinzenz wieder vor sich stehen, in heimlicher Erregung, mit einem Wesen — als — als sei ihm ein wundersames Wunder aufgegangen — mit — tags ihres Lebens hat sie nie einen Menschen so im Innersten aufgewühlt gesehen! Und auf einmal packt sie eine Angst. Wenn er heimkommt und fragen will und — und es ist wie es ist, der Arnold und sie — — —

Als die Angst einmal da ist, macht sie ihr Herzklopfen, wird sie immer größer. Sie selbst wird stiller und bleich.

„Warum redest nicht mehr?“ frägt der Arnold neben ihr. Er hat hier draußen den Arm um ihre Hüfte gelegt und tut seiner Liebe keinen Zwang mehr an.

„Ich weiß nicht — das Gewühl“ — stottert sie.

„Ganz dumm macht einen der Lärm, hast recht,“ bestätigt die Elisabeth und damit ist es gut.

Sie erreichen dann das Püntiner-Haus, grüßen die Mutter und gehen später zum Felice hinüber, wo sie beisammen sitzen. Der Felice sieht wohlgefällig auf das junge Paar. „Wenn er es dann weiß, der Ratsherr, und einverstanden ist, will ich mich freuen,“ sagt er.

Die Anna bleibt wortkarg und hat die heiße Angst im Herzen. Wenn er es erst wüßte!

Indessen sitzt die Püntinerin in ihrem Geduldsstuhl. Das Leben ist arm, wenn seine Grenzen die eines Armstuhls sind; aber die große Geduld lernt sich darauf, das schwere Leben zu verstehen. Die Alte läßt die Gedanken dem Vinzenz entgegengehen. Er ist es geworden, Regierungsrat! Der Arnold hat es gebracht. Auch dahin ist er gekommen, der Vinzenz. So groß ist einer von den Buben, von ihren Buben geworden! Sie hat ihn gemeistert in seiner Jugend, hei und wie! Sie ist keine sanfte gewesen! Und jetzt ist ihr Wort ganz klein und seines groß geworden. Was er sagt, gilt jetzt im Haus. So ist er über sie hinausgewachsen!

Ueber sie und ihre Gedanken herein leuchtet der rote Abend. Es ist ein ganz helles und wundersam feierliches Licht. Der Tisch, das Sofa, die Stühle, alles sieht viel fürnehmer darin aus. Wenn die Püntinerin sich selber sähe — über ihrem schmalen kleinen Gesicht und auf den weißen Haarsträhnen liegt es wie ein Schein junger Jahre.

Mit dem roten Abend kommt der Vinzenz. Sein Schritt ist schon vor dem Haus zu erkennen. Es ist nur, als trete er heute leichter und rascher auf als sonst, auch ganz sicher. So selten er sich vergißt, er meidet sonst festliche Anlässe, weil er weiß, daß er nicht viel Wein verträgt; und heute hätte es wohl geschehen mögen, daß sie ihn zu vielem Bescheidtun gebracht hätten. Aber ganz ruhig und sicher tritt er auf.

Jetzt steht er in der Tür.

„Tag, Mutter," sagt er, als ob er gar nicht hereinkommen wollte. Sie streckt ihm die Hand hin.

„Darfst mir schon die Hand geben," sagt sie, und als er sie lachend drückt: „So bist also das auch noch geworden, jetzt?"

„Freut es Euch?" fragt er.

Sie antwortet mit einem Scherz, den ihr Blick zum Lob macht: „Die Mutter muß sich bald fürchten vor dem gescheiten Sohn."

Er lacht und will sich wenden. „Wo sind die andern?" fragt er.

„Drüben — beim Felice," gibt sie zurück.

Er zieht die Stirn zusammen, er wäre lieber allein gewesen dort, nachher. „Just hinüber will ich," sagt er dann; sein Ton zeigt, daß ihn die Ungeduld nicht länger läßt. „Mit der Anna will ich reden," wirft er dann noch hin, ganz mit Absicht, daß die Mutter daraus etwas ahnen soll. Dabei geht er schon der Türe zu.

„Mit der Anna?" sagt die Püntinerin. Ein sonderbar ungeduldiges Zittern in seiner Stimme ist ihr aufgefallen. Ihr Atem stockt. „Du, Vinzenz," sagt sie dann, als er eben in den Flur treten will.

„Was?" fragt er.

„Du hast es doch gemerkt, daß er sie gern hat,

der Arnold?" sagt die Püntinerin. Aengstlich blickt sie ihn an.

Er kommt auch wirklich einen Schritt zurück in die Stube. „Was?" fragt er wieder, als ob er nicht recht verstehe.

„Sie haben sich einander versprochen heute," sagt die Püntinerin.

„Der — Arnold?"

„Und die Anna," sagt die Alte.

Der Vinzenz steht aufrecht. Es ist nur, als falle seine große Gestalt zusammen wie plötzlich abgezehrt; es muß wohl in der Haltung liegen. Nun tritt er wieder ganz in die Stube herein. Die Tür macht er zu und setzt sich. In seinem schwarzen Anzug, den Hut in der Hand sitzt er da, der Kopf fällt ihm etwas vornüber. Man sieht jetzt, wie weit die Stirn unter das sich lichtende Haar zurückstrebt; die schweren Brauen und der Schnurrbart hängen wie dunkle Grasbüschel an Felskanten in seinem Gesicht.

Die Püntinerin sieht ihn an. Sie errät alles. Er braucht nicht zu reden. Und — Herrgott, daß sie es nicht früher gesehen hat!

„Ich" — sagt er mit einer trockenen Stimme, als breche er mit jedem Wort in sich selber etwas ab — „um sie fragen habe ich wollen — um die Anna."

Die Püntinerin schweigt und starrt. Es ist fürchterlich zu sehen: Langsam steigt etwas in seinem großen Körper auf, jetzt macht es die Brust keuchen, jetzt würgt es im Hals und jetzt sprengt es Lippen und Augen. Der Vinzenz schluchzt. Nur einen Laut. Nachher ist alles wieder nur inwendig, die ganze Qual.

Aber die Püntinerin, deren Hand er ganz entwachsen ist, hat die Empfindung, als ob der große, alte ihr just noch einmal heimkäme wie als klein und

jung, da sie in seinem Leben noch etwas zu sagen gehabt hat. Sie faßt mit der gichtigen Hand nach ihm hinüber, kann ihn aber nicht erreichen und streicht darum unbeholfen, verlegen um das, was sie tun soll, über ihr Haar, daß die schwarze Haube, die sie trägt, sich zurückschiebt. Jetzt ist ihr ganzer weißer Scheitel sichtbar und das rote Licht zündet über ihren kleinen, schmalen Kopf.

„Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt, Vinzenz," sagt sie; ohne daß sie es weiß, zeigt das rote Licht Striche und Striche in ihrem Gesicht, die dasselbe sagen: Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt!

Darum ist das Wort wohl das größte, was sie ihm hat sagen können. Er sieht sie an und versteht sie. Dann nimmt er seine Kraft zusammen. Es dauert eine Weile, bis er reden kann. „Sie werden wohl herüberkommen nachher?" sagt er dann.

„Ja, sie kommen alle," antwortet die Püntinerin.

6

Der Verlobungsabend ist nicht nach dem Arnold seinen Erwartungen gewesen; aber dann — wann ist im Leben die Wirklichkeit so schön wie die Erwartung! Der Vinzenz, als das Brautpaar, die Elisabeth und die zwei Alten herüberkamen, saß am Eßtisch, oben an seinem Platz, wo er immer sitzt. Langsam und scheinbar mühsam stand er auf, als alle in die Küche, wo immer gegessen wird, traten.

„So — so" — redete er so daher. „Die Mutter hat es mir gesagt."

Es klang, als ob ihm jedes Wort an der Zunge klebe. Dann gab er allen die Hand, auch der Elisabeth, als ob er der auch Glück wünschen müßte, setzte

sich und steckte den Löffel in die Suppe, in einer Art Zerfahrenheit. Dieses Wesen blieb ihm den ganzen Abend, die Augen, sonderbar klein und eingekniffen, blinzelten immer so gleichsam über alles hinaus, so daß es war, als sei er auf einem ganz andern Weg und müßte immer erst zurückgerufen werden, wenn einer etwas von ihm wollte. Dann gab er auch immer auf jede Frage hastig ein „ja, ja“ oder „nein, nein“ zurück, und manchmal paßte das gar nicht. — Der Arnold winkte der Mutter einmal mit den Augen, so als zu sagen: Sie haben ihm mit Wein stark eingeheizt in Altburg. Der Felice wurde mit heimlichem Lächeln die erste kleine Schwäche an dem gewahr, den er nie genug rühmen kann. Von allen wußte außer der Püntinerin nur eine Bescheid. Das war die Anna. Die trug um den Mund und die Nüstern das Zucken, das bei ihr die Erregung verrät, sprach wenig, sah viel vor sich nieder und dachte daran, daß der Vinzenz, als er ihr Glück gewünscht, ihre Hand kaum berührt hatte.

Ueber dem ganzen Abend hat also nichts Festliches gelegen.

Heute sitzt der Felice bei dem Vinzenz in der Schreibstube.

„Also — Ihr — es ist Euch doch recht?“ frägt er, den Hut in den Händen drehend, während sichtliches Unbehagen und leiser Groll aus seinem bärtigen Gesicht zu lesen sind.

Der Vinzenz ist mehr bei der Sache als gestern. Er merkt, daß der andre ob seiner Zurückhaltung stutzt. „Gewiß ist es mir recht,“ sagt er rasch. „Der Arnold kann eineweg zufrieden sein.“

Der Felice sieht ihn ehrlich an. „Es ist mir gewesen, daß ihr nicht ganz zufrieden wäret,“ sagt er. „Und ich möchte denn doch das Mädchen nicht in ein

Haus geben, wo sie nicht willkommen ist. Sie — sie wäre mir zu gut dafür."

Der Vinzenz wird dunkelrot. „Natürlich," sagt er, „und natürlich bin ich zufrieden! — Ich will nachher mit dem Bruder reden, was er anfangen will."

Als er das gesagt hat, sinkt er in seinem Stuhl wieder zusammen, wieder als ob ein Abzehren an seinem Körper wäre.

Der Felice ist von der Sache, von der er spricht, gefangen, darum merkt er es nicht. „Ins Geschäft will ich ihn nehmen, den Arnold," sagt er. „Ich muß jemand haben, jemand, der zu mir hält."

„Desto besser," sagt der Vinzenz.

Eine Weile gibt Wort noch Wort. Endlich geht der Felice, weil er merkt, daß der andre immer weniger zum Antworten aufgelegt scheint. Dabei sagt er sich, daß er an dem Püntiner eine neue Seite kennen gelernt hat, eine unfreundliche Seite, und ist überzeugt, daß der frohlebige Arnold der bessere von beiden ist, wenn auch der weniger begabte.

Nach der Unterredung geht mit der Verlobung alles weiter, wie es bei jeder andern geht. Der Arnold hat es eilig und will die Hochzeit recht nah rücken. Da ihm niemand dagegen ist, soll sie zwei Monate später schon statthaben. Inzwischen hängt der Arnold den Bauern an den Nagel und geht mit dem Felice in die Brüche hinauf, lernen, was ihm der zu zeigen hat.

Der Vinzenz geht in Haus und Stall seiner Arbeit nach und tut daneben, was seine Aemter von ihm verlangen. Die ihn nur hie und da sehen, finden nichts Auffallendes an ihm, so auch der Arnold nicht, dem überdies die Augen vor Glück blind sind. Die Elisabeth nur fragt heimlich die Mutter: „Ihr, —

der Vinzenz — es ist, als ob etwas an ihm gebrochen wäre."

Das ist das rechte Wort. Wie mit geknicktem Rücken geht der Vinzenz einher. Die Arme schlenkern schlaff; am Leibe hängen die Kleider, auf die er nicht acht hat, so peinlich er sonst ist. Zuweilen kommt er in die Stube, wo die Mutter sitzt, und läßt sich in einen Stuhl fallen, schwer, daß es nur so kracht, sitzt da, als müßte er einschlafen und mahnt ihn dann die Püntnerin: „Du, Vinzenz, es ist Zeit zum Hirten," oder „Du, noch nach Altburg hinein hast wollen," so wirft er die beiden Schultern an die Stuhllehne und die Arme auf die Knie und sagt ein faules Wort: „Es ist der Mühe nicht wert, aufzustehen."

Die Püntinerin hat gehofft, daß er es verwinden wird; denn er ist nie schwach gewesen in seinem Leben. Er zeigt auch jetzt keine Schwäche, seufzt nicht und klagt nicht; aber es ist fürchterlich zu sehen, wie es an ihm frißt. Und die Zeit geht darob.

Einigemal kommt er von Altburg erst spät in der Nacht zurück und schwer betrunken. Die Püntinerin erwartet ihn einmal, denn zum Bett vermag sie sich selber zu schleppen.

„Jesses du," sagt sie, als sie sein wüstes Gesicht sieht, „denk daran, was du deinem Amt schuldig bist."

Er lacht sie an und lallt: „Ja — ich habe es euch immer gesagt — vor dem Wein muß ich mich bekreuzen — er mag mich, der Wein." —

Und schon geht in Altburg ein Gerede: „Dem Püntiner ist es zu gut gegangen, das Trinken fängt er an."

Der Zufall will, daß gleich den ersten Hauch dieses Lästerns ein Knecht ins Haus trägt. Der Vinzenz horcht auf und vom Tage an ist er ein

andrer. Den Ehrgeiz hat er noch. Er rafft sich zusammen, reißt sich aus seinem Schlemmerleben auf und lebt nur der Arbeit. In wenigen Wochen ist das Entgleisen im Haus und bei andern, die es gemerkt haben, vergessen, und er gilt wieder bei den Leuten. Nur die Püntinerin weiß, daß er nur äußerlich der alte ist und daß er in sich Tag für Tag und Stunde für Stunde den Wolf Elend erwürgen muß.

Drüben im Felice-Haus näht indessen die Anna an ihrer Aussteuer. Noch im vergangenen Jahr hat sie sich das als eine wundersame Sache gedacht, wenn eines an seiner Aussteuer nähen kann. Jetzt stichelt sie darauf los und denkt kaum an das, was sie arbeitet, hat keine Zeit, sich an Leinen und Stoffen zu freuen, hat andres zu denken. Das mit dem Vinzenz geht ihr jeden Tag durch den Kopf. Daß sie nicht gemerkt hat, wie es um ihn steht! Daß sie nur so blind hat sein können!

Ihn selber sieht sie selten. Sie geht ihm und er geht ihr aus dem Wege. Was sie voneinander merken, ist allenfalls ein „gut Tag“ im Vorbeigehen. Aber von seinem Wesen hört sie von der Elisabeth. Und sie ist klug, weiß sich wohl zu reimen, wie alles mit ihm steht. So haben ihre Gedanken viel und viel mit ihm zu tun. Sie sieht ihn auch vor sich, breitschulterig, mit dem klugen Kopf, sieht ihn meist so, wie sie ihn an der Landsgemeinde gesehen hat. Neben allem, was sie beschäftigt, regt sich eines Tages ein neues, kleines Gefühl: Einer, der so viel gilt, ein so Angesehener, verzehrt sich deinetwegen, Anna de Felice! Das Herz wird ihr warm davon. Der Vinzenz hat ihr noch nie so leid getan wie an diesem Tag. Als er am nächsten Tag am Haus vorübergeht, sieht sie ihm hinter den Fenstervorhängen nach; das Herz

klopft ihr: Viel höher ist er gewachsen als der Arnold! Im Aeußern schon kann ihm einer ansehen, daß er etwas Besonderes ist! Ja — und — es ist wie die Elisabeth sagt — wie unter einer heimlichen Last geht er! — Allmählich und während die Tage gehen, beginnt sie zu vergleichen: So ist der Vinzenz und so ist der Arnold! Und der Vinzenz wächst immer und der Arnold wird immer kleiner. Und der Vinzenz — gern hat er sie und ist elend! Leid tut er einem!

Bis acht Tage vor der Hochzeit denkt und näht die Anna de Felice sich so durch. Daß die Hochzeit so nah ist, zu dem Gedanken erwacht sie gleichsam erst, als der Arnold eines Abends wieder neben ihr sitzt, zärtlich tut und flüstert: „In einer Woche, Schatz!"

Er hat den Arm um sie gelegt. Sie aber windet sich plötzlich. „Laß mich doch," sagt sie, weiß selber kaum, daß sie es sagt, fühlt nur, daß seine Zärtlichkeit ihr lästig ist.

Er sieht sie halb erschreckt, halb zornig an. „Was hast denn?" frägt er.

Da schießt es in sie hinein, daß sie ihm unrecht getan hat. „Du weißt ja, daß ich fleißig sein muß, wenn ich fertig werden will," entschuldigt sie sich; und weil er an die sieben kurzen Tage denkt und neben der Freude darüber kein Bedenken Platz hat, gibt er sich zufrieden, tätschelt ihr die Hand und sagt: „Nachher mußt mir nachzahlen, was du mir jetzt schuldig bleibst."

Um seiner guten, unverdrossenen Rede willen sieht sie ihn mit herzlichem Blick an. Er vergißt darüber, daß sie ihn seit der Landsgemeinde ohnehin nicht mit ihrer Liebe verwöhnt hat und manchmal sonderbar ist, als ob es sie reute. Er hat sich auch an dem Abend

nicht mehr zu beklagen. Die Anna ist gut zu ihm und nickt, wenn er erzählt: So wollen wir es dann haben und so und so!

Aber als er fortgeht und nachher, die sieben kommenden Tage, ist ihr manchmal: Du kannst ihn nicht nehmen! Ein-, zweimal meint sie es ihm sagen zu müssen: Verzeih mir, nicht lieb genug kann ich dich haben!. Dann fürchtet sie sich vor dem Unrecht und dann geht die Zeit und sie kann es nicht sagen — und auf einmal ist der Hochzeitsmorgen da. —

Die Sonne scheint nicht; sie hat zu lange vorher geschienen. Der Himmel ist nicht zu sehen; er hat zu lange mit seiner blauen Unendlichkeit geprahlt. Ein grauer Strich läuft von Bergwand zu Bergwand, er läuft dicht über den Firsten der zwei Häuser am Seewlenerweg hin. Das ist schwerer Nebel. Zwischen ihm und dem Boden geht ein feines Stäuben. Die Straße ist feucht und dampft, das Gras hängt voll Tropfen und es ist, als sollte die Nebeldecke tiefer und tiefer sinken und wenn sie die Erde erreicht, alles tot sein.

Vor dem Püntiner-Haus hält ein mit zwei Pferden bespannter Wagen. Im Flur treiben sich die Magd und die Knechte herum; denn der Arnold ist ins Felice-Haus hinübergegangen, um die Braut zu holen und sie wollen die Anna im weißen Kleide sehen. Ein weißwollenes Kleid trägt auch die Elisabeth, die mit der Püntinerin in der Stube sitzt und wartet; sie soll Brautjungfer sein. Sie sieht frisch und gesund aus wie immer; ihre Backen sind wie gemalt und die blauen Augen leuchten; denn es ist etwas Großes, zum erstenmal an eine Hochzeit geladen zu sein. Neben der Freude hat ein heimliches Verlangen Platz: Wenn er mich sähe, der Bartli!

Die Püntinerin hat ihr bestes Kleid an. „Ich

will beten, wenn ihr in der Kirche seid," hat sie dem Arnold versprochen, als er vorhin gegangen ist. Jetzt schon hält sie die Hände gefaltet, hockt zusammengekauert da, ist klein wie ein Kind in ihrem Stuhl und kann sich nicht freuen. Sie muß an den denken, der drüben in seiner Stube sitzt und nachher herüberkommen muß, dem Brautpaar ein „Behüt Gott" zu sagen. Da geht schon sein Schritt, an dem man merkt, was für ein schwerer Mensch kommt. Er tritt aus seinem Zimmer, muß wohl die Leute aus dem Felice-Haus haben kommen sehen; denn eben treten auch die durch die Haustür herein.

„Ihr müßt es mir nicht anders auslegen," hört die Püntinerin den Vinzenz zum Felice sagen, „ich kann nicht aus der Arbeit laufen, jetzt."

Des Felice Antwort geht im Lärm der Schritte unter. Sie treten alle in die Stube. Die Anna zuerst, vom Arnold hereingeschoben, dann dieser, dann der Felice und seine Frau, endlich der Vinzenz. Die Püntinerin muß grüßen und grüßen, aber zwischenhinein hat sie die Augen auf den, der zuletzt gekommen ist. Er ist hemdärmelig, im Werktagsgewand, aufrecht, breit wie immer. Im Gesicht hat er ein Lächeln, das ist wie hineingeschraubt, nicht unnatürlich sieht es aus, es ist nur immer da, statt zu kommen und zu gehen wie ein andres. Die Haut des Gesichtes ist gelb, unter den Augen hängen Säcke.

„Schön Wetter habt ihr nicht," sagt der Vinzenz und lacht, mit einer großen fleißigen Freundlichkeit. Der blinde Felice freut sich, daß jener augenscheinlich so zufrieden ist.

„Ja, ja," redet seine Frau so daher, „man kann es nicht aussuchen, das Wetter."

„Wenn es nur in uns selber schön ist," lacht der Arnold, dem die Augen wie zwei Leuchten im runden

Gesicht stehen. Alles ist blitzblank und neu an ihm, vom Hut zum Schuh, blitzblank auch das Glück. Die Anna läßt er gar nicht mehr los, hält ihren Arm fest mit den Fingern umspannt, daß der weiße Wollärmel ihres Kleides faltig wird. „Unser Wetter ist gut," prahlt er weiter, sieht die Anna an und fragt sie: „Gelt?"

Sie nickt, auch freundlich, auch fleißig freundlich. Der Uebermut des Arnold reißt sie nicht fort, aber sie fühlt, daß ihm das Glück wie ein Feuer zum Dach hinausloht und muß sich irgendwie daran freuen, hat auch in dem Augenblick den festen Willen im Herzen: Eine gute Frau willst ihm werden. Im Grunde ist ihr wirr im Kopf und sie tut alles, was sie tut, weil es sein muß, weil Zeit dafür ist.

„Jesses, wie schön," sagt die Miegg, die Magd, unter der Tür. Sie beschaut die Anna von allen Seiten. Das weiße Kleid steht der letzteren gut, auch der Schleier, der vom Kopf nach hinten fällt. Das Gesicht ist schmal. Es ist als ob ein feines Messer am Morgen noch einmal Zug um Zug geschnitten hätte. Die Nasenflügel blähen und senken sich mit unmerklicher Hast, während sie jetzt mit dem, dann mit jenem spricht.

Inmitten des Sprechens, von dem die Stube laut ist, sieht der Felice nach der Uhr. „Zeit ist es," sagt er.

Da neigt sich die Anna zur Püntinerin: „Ade, Mutter," sagt sie; einen Augenblick stockt ihr der Atem.

„Helf euch der Herrgott," sagt die alte Frau. Sie küßt die neue Tochter nicht; das ist nicht Sitte dazuland, ein Handdruck muß viel sagen da. Einen Handdruck gibt sie auch dem Arnold. Und dem Felice. Und seiner Frau.

Die Anna ist zum Vinzenz getreten. Es ist der

einzige Augenblick, in dem der Arnold nicht neben ihr ist, weil er just noch mit der Mutter spricht.

„Ade," sagt die Anna und gibt dem Vinzenz die Hand, furchtsam, meint auch, sie gleich wieder fortzuziehen, meint auch, mit den Augen an den seinen vorbeizukommen, wie immer bei flüchtigem Gruß Blick und Blick sich streift. Etwas andres meint auch der Vinzenz nicht.

„Ade," sagt er, und — „ich wünsch euch Glück dann auch."

Das ist, was er sagen muß. Die Rede ist nur um zwei, drei Worte zu lang. Während sie dauert, bleiben die Hände ineinander liegen. Und plötzlich — weiß der Himmel, wie es in die Augen springt — aber es ist doch da — in den Augen, mit denen sie sich ansehen: „Warum gehen nicht *wir* zwei zusammen?"

— — — „Glück dann auch," endet der Vinzenz.

„Ja, Dank," sagt die Anna.

Der Arnold kommt auch heran. „Behüt Gott, Vinzenz, hättest wohl kommen können zum Fest," sagt er, hält sich aber nicht auf, hat schon die Festhast in den Gliedern und tauscht nur noch einen Händedruck mit dem Bruder. In der Festhast machen sich dann alle vier, der Felice und die Frau, der Arnold und die Elisabeth aus der Stube und die Anna treibt unter ihnen. Der Kopf ist ihr wirr.

Der Vinzenz geht ihnen nach, auch die Magd und die Knechte kommen. Sie sehen dem Einsteigen zu und dem Davonrollen des Wagens. Der Arnold und die Elisabeth, die gerade zunächst sitzen, grüßen noch aus dem Fenster.

Der Vinzenz staunt ihnen nach. Der Wagen verschwindet und er staunt immer noch. Angeschaut hat sie ihn, die Anna, geschaut — so — so —

Endlich geht er, tut seine Arbeit, tut sie den ganzen Tag. Dabei läßt es ihn nicht mehr los: „Angeschaut hat sie dich! — Herrgott! — Ist es — so gewesen — so — eigen — oder hast geträumt?"

7

Von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold und die Anna sind schon lange von der Hochzeit und der kleinen Reise in die italienische Schweiz zurück, die vier Tage gedauert hat. Wochen sind seitdem herumgegangen.

Aber von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold geht in die Brüche. Wie der Felice bleibt auch er tagelang weg. Wenn er heimkommt, findet er eine stille, arbeitsame, immer gute und willige Frau. Sie ist nicht so zutraulich wie er sie haben möchte, hängt sich ihm nicht an den Hals, wie er sich das für die Ehezeit vorgestellt hat, aber sie tut ihm zulieb, was sie kann und mag. Eine Schande wäre es, wenn er sich beklagen wollte. Aber was in ihr ist, weiß er nicht.

Drüben im Püntinerhaus geht der Vinzenz aus und ein. Er geht scheinbar wieder aufrecht, entschlossen und mit Schritten, die wissen wo aus. Nur eine größere Unruhe ist an ihm als früher. Im Rat ist ihm das Bauwesen übertragen worden. Er muß daher oft fort wie sein Bruder, der Arnold, aber er geht und kommt unregelmäßiger als dieser. Allmählich, während er in allen Ecken des Landes sich umgesehen hat, kommt auf den Straßen, die er gegangen ist, als Welle, die zurückschlägt, das heimgefahren, was die Leute in den Landecken von ihm halten.

„Merkwürdig ist es, wie er sich in alles einarbeitet,

der Püntiner! — Der sieht noch, wo etwas fehlt und wo nicht! — Auf Ordnung sieht er noch, der Bauherr, beim Eid!“ — Gutes, Besonderes, ja manchmal Großes verlautet von ihm und kommt alles heim zu seiner Mutter, kommt auch heim zu Anna; der Felice und der Arnold selber tragen es ihr zu. Vor ihren Augen fließt um das Bild des Vinzenz allmählich ein Heiligenschein. Der Arnold aber wird klein, ganz klein davor. Der hat nur einen Alltagsverstand, läßt sich an einem ehrlich zu Ende gebrachten Tagewerk genügen, sein Schwiegervater muß von ihm sagen, daß er zwar brauchbar, aber keiner ist, der mehr lernen will, als ihm gerade not tut. Die Anna bekommt immer häufiger seltsamen Besuch: Das Mitleid mit dem Vinzenz, den das Elend würgt, das Verlangen nach ihm, der der Bessere ist von den zweien, das Bewußtsein: Dich hat er in sich, dich, keine sonst! So ist es, daß des Arnolds Frau mehr an dessen Bruder denkt, als gut ist! Dann wohnen sie auch zu nahe beisammen, die Anna und der Vinzenz. Sie suchen einander nicht, meiden einander vielmehr, aber der und der Tag bringt doch ein Aneinandervorübergehen oder ein Zusammentreffen und so stumm jedes bleibt, aus den Blicken wächst es heraus, daß eines weiß, wie das andre hungert und nach wem.

So geht die Zeit.

Der Vinzenz hat ein geschäftiges Leben; eine Menge Menschen gehen bei ihm aus und ein; manchmal ist es, als ob er der einzige wäre, der im ersten Rat sitzt. Daneben läßt er im Haushalt nichts fehlen. Ueber das Land im Schachental setzt er den Knecht, den Bartli. Die Elisabeth fährt mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf bei der Nachricht.

„Freu dich noch nicht,“ sagt der Vinzenz. „Kannst noch manchmal warten lernen, bis deine Zeit kommt!“

Aber er sieht sie sonderbar an dabei wie als zu sagen: Aber sie wird schon kommen, deine!

Die Püntinerin beobachtet ihn heimlich. Sie lernt ihn auswendig seit Wochen und Wochen wie ein schweres Buch und weiß, daß noch alles in ihm so aussieht wie am ersten bösen Tag. Aeußerlich ist er ganz gesund. Aber den Wurm hat er in sich. Die Püntinerin wartet nur noch auf die Zeit, da der Wurm genug gefressen haben wird. Dann wird der baumstarke Mensch, der Vinzenz, am Boden liegen.

Und die Tage wechseln.

Jetzt ist wieder Sommer, die Zeit der offenen Fenster und Türen und die Zeit der Mondhelle. Die Frau des Felice ist für ein paar Tage ins Oberland gereist, ihre Verwandten aufzusuchen. Die Elisabeth ist mit ihr gegangen, hat das Oberland noch nie gesehen und die Frau hat gern eine mitgenommen, die ihr Gesellschaft leistet. In den Brüchen ist viel Arbeit, der Felice und der Arnold sind häufig, oft tagelang fort. Eben sind sie wieder für zwei Tage weggefahren, der eine auf Reisen, der andre in den Bruch. So ist die Anna allein im Haus. Die Püntinerin, die den Vinzenz in Geschäften fort weiß, läßt sie rufen. Warum soll jede für sich die Zeit lang werden lassen! Sie sprechen nicht viel, aber jede ist um der andern Nähe froh. Die Anna muß viel an den Vinzenz denken und daß er in der Stube, wo sie mit der Püntinerin sitzt, täglich ein und aus geht. Gegen Abend aber schüttert der Flur unter schweren Schuhen. Der Vinzenz ist da. Die Püntinerin schrickt zusammen und kann einen Satz, den sie im Gespräch just angefangen, nicht zu Ende bringen, weil der Gedanke ihr die übrigen verschüttet, daß der Vinzenz die Anna hier nicht finden sollte. Die Anna aber sinnt auf ein Wort, mit dem sie erklären kann, daß sie plötzlich

gehen muß. Bis der Püntinerin die Gedanken und der Anna die Worte kommen, steht der Vinzenz schon in der Tür.

„Tag," sagt er, „ich bin schon da; schnell fertig gewesen bin ich diesmal." Dann erblickt er die Anna, kommt in die Stube und setzt sich. Wohl oder übel muß auch die Anna noch bleiben. So sitzen die drei beieinander. Allemal wenn ihnen heiß wird, weil es zu still zwischen ihnen ist, weiß wieder eines etwas zu sagen. Aber die Unterhaltung ist eine mühsame Sache. Dennoch geht die Anna nicht und der Vinzenz sitzt wie angeleimt; denn — es ist etwas Großes, so in der gleichen Stube beieinander zu sitzen! Die Püntinerin stört sie nicht. Es ist, als ob sie nicht da wäre. Der Vinzenz fühlt nur die Nähe von einer, und die fühlt nur, daß der Vinzenz da ist. Endlich aber weiß die Anna, daß es Zeit ist zu gehen; die Püntinerin muß sonst merken, warum sie bleibt. So steht sie auf und gibt der Alten die Hand, muß sie auch dem Vinzenz geben. Die Hände fallen zusammen und halten fest; es ist keine unschuldig; sie liegen beide knapp ineinander und lassen sich unwillig los.

„Ade," sagt die Anna.

„Wirst froh sein, wenn sie morgen wieder kommen, der Arnold und der Vater," sagt die Püntinerin.

„Ja, ja," sagt die Anna. Dann geht sie.

Der Vinzenz sieht nach Stall und Vieh, Knechten und Magd, nachher geht er in seine Stube und arbeitet. Zuweilen findet sein Blick das Fenster des Nachbarhauses. Einmal als er wieder hinblickt, steht die Anna dort und schaut herüber. Es ist kein Zweifel, daß sie nach ihm ausgespäht hat; ihr Zurückfahren verrät deutlich, wie sie sich vorgeneigt hat, um besser zu sehen. Es ist auch nichts Neues; es ist nur der Hunger, der große Hunger. Und der wächst an

dem Abend. Den Vinzenz zieht es wie mit Seilen von seinem Stuhl weg hinüber. Drüben ist die Anna — allein und — morgen kommen sie erst heim, der Arnold und der Felice! Aber er sitzt fest, der Vinzenz. Nur der Hunger wächst. Er wächst den Abend und eine schlaflose Nacht hindurch und ist am Morgen so groß, daß sich der Leib wie in einem Fieber schüttelt: „Erst am Abend kommen sie heim, der Arnold und der Felice!"

An diesem Morgen hat der Vinzenz vor dem Hause zu tun und drüben kehrt die Anna die Haustreppe. Sie erblicken einander. Der Vinzenz nickt und die Anna auch und sie grüßen: „Tag!" Und der Hunger zerrt an ihnen. Das Schlimmste aber ist, daß jedes fühlt wie er am andern zerrt.

Aus dem Morgen wächst der Mittag. Der Vinzenz kann nicht arbeiten; er geht bald da, bald dort hin im Haus. Einmal läuft er auf die Straße hinaus und kehrt wieder um, hat wollen die Anna sehen. Es hätte sein mögen, daß sie just um den Weg gewesen wäre.

Der Mittag verrinnt langsam in den Abend. Jetzt kommen sie bald, der Arnold und der Felice!

In drei Stunden!

In zwei Stunden!

Die Püntinerin sitzt am offenen Fenster in der Stube. Der Abend ist warm, gewitterig. Weiße und braune und schwarze Wolken fahren von Westen nach Osten über das Tal, zuweilen zieht unten über die Matten ein schwarzer Schatten, wenn oben am Himmel durch dunkles Blau eine besonders nachtfarbene Wolke segelt.

Nach einer Weile tritt der Vinzenz bei der Mutter ein.

„Sind sie heim, der Arnold und der Felice?" frägt er die Mutter.

„Ich habe sie nicht gesehen,“ gibt sie zurück.

„So kommen sie erst im letzten Zug,“ sagt er; es ist, als ob er keinen Atem habe.

Als der Tag endet, zuerst die Sonne erlischt und dann die Helle, beides zuletzt an den hohen Bergen vergehend, während das Tal schon in Schatten und Nacht gesunken, tritt der Vinzenz wiederum aus dem Hause, steht erst eine Weile vor der Tür, hemdärmelig, mit offener Weste, gelb im Gesicht, dicke Hautwulste unter den Augen, geht dann hin und steigt auf den Lattenhag des Gartens. Das ist nichts Besonderes, daß er da sitzt; die Knechte, der Arnold und er selber haben sich oft um Feierabendzeit so hin an die Straße gesetzt. Heute freilich sind die Knechte im Schachental, wo Heu gemacht wird; nur der „Köbi“ sitzt drin in der Küche bei der Miegg, der ist so alt und dürr, daß er sich selbst im Sommer an den Herd kauert.

Der Gartenhag ist nah am Nachbarhaus; eigentlich ist er wie ein Band zwischen den zwei Häusern. Der Vinzenz, während er sich an der obersten Latte hält, hat ein Gefühl, als legte er schon die Hand an des Nachbars Mauer. Dazu drängt es ihn auch. Hinter der Mauer wohnt — die Anna, und nach der Mauer allein schon, hinter der sie ist, ist er gierig.

So ist der Hunger gewachsen, wochenlang, aber noch nie wie an diesem Tag.

Der Vinzenz sitzt, stiert den Boden an und die Dunkelheit rinnt über das Land und die Straße und ihn. In der Wohnstube drüben, zu ebener Erde rechts, gleich neben der Haustür, wird das Fenster hell. Ein roter Schein sticht in die Dunkelheit hinaus. An der scharfen Helligkeit ist etwas Rohes, sie ist wie ein klaffender Wundschnitt im schwarzen Leib der Nacht.

Nahe an den Vinzenz rinnt sie heran; aber der sitzt noch im Dunkeln.

Ja! Und die Anna ist allein drüben! — — — Und — dem Bruder seine Frau ist sie!

Einen Augenblick überläuft ein Frost den Vinzenz, mehr noch ein Gefühl, als ob ihn ekelte. Ihn ekelt vor der eignen Niedertracht.

Das willst doch nicht, dem Bruder die Frau stehlen, ein solcher Schuft bist nicht! Aber — gern hast sie und sie dich — ja — und — Herrgott —

Der Vinzenz atmet nicht, er keucht, er denkt nicht, er jagt die Gedanken und seine Gestalt schüttelt.

Ja — und da kann kein Mensch etwas sagen, wenn du hinübergehst zu der Anna. Der Schwager bist. Was sollst sie also nicht besuchen gehen!

Er steigt von seinem Sitz. Es reißt ihn hinüber. Ein wenig zu ihr hineingehen? Warum nicht — — —, wenn es ihr und ihm wohl tut! — Sie kommen vielleicht, der Arnold und der Felice! — Mit dem letzten Zug mögen sie erst kommen, können aber auch die nächste Viertelstunde schon da sein. Jetzt aber sind sie nicht da! Und sie ist allein, die Anna! Warum also nicht gehen, die Stube mit ihr teilen! Sie mögen dann kommen, der Arnold und ihr Vater! Was wird dabei sein, wenn — sie ihn bei ihr finden! Zwei so nahe Verwandte! Bah, es ist ja zum Staunen, daß sie nicht öfter beieinander sitzen!

Der Vinzenz geht auf das Haus zu, den Kopf vorgestreckt, taumelnd; seine Augen brennen. Er stolpert über die Treppe hinauf, in den Flur und klopft an die Tür.

„Herein!“ sagt die Anna.

Darauf tritt er in die Stube, hält aber die Falle fest und die Tür offen. „Sind sie noch nicht da, der Arnold und — —?“ fragt er.

„Nein," sagt die Anna. Sie ist aufgestanden. Eine Handarbeit liegt vor ihr auf dem Tisch, wo sie gesessen hat; im ersten Schreck hat sie sie hingeworfen. Das Herz schlägt ihr, daß sie es oben am Hals fühlen kann. Was der will, der Vinzenz?!

Er sieht sonderbar aus, wie verstört. Sein Haar ist wirr, mit der schweren Rechten knüllt er die Weste. „So, noch nicht da sind sie?" sagt er. Dann macht er die Tür zu, sacht drückt er sie ins Schloß, es ist, als ob seine Arme zitterten. An der Tür bleibt er stehen.

„Warum hast es nicht früher gewußt?" fragt er plötzlich mit ganz leiser, heiserer Stimme.

Die Anna braucht nicht zu fragen, was er meint; der große Hunger scheint ihm zu deutlich aus den Augen.

„Jesses, geh!" stammelt sie.

„Du — du — armer, dummer Mensch — daß du uns das Leben so hast verwüsten müssen!" sagt er, wieder ganz heiser.

„Vinzenz — ich — ich —"

Jeder Zug in ihrem weißen Gesicht zuckt. Verloren und hilflos steht sie da.

Der Vinzenz kommt langsam auf sie zu. „Du — du —" hungert er und packt ihr Handgelenk.

„Jesses, wenn sie kämen," stößt sie heraus.

„Warum hast es nicht gewußt?" keucht der Vinzenz und zieht sie näher. Es bricht etwas aus ihm hervor wie Wildwasser, das den Damm sprengt, und die Anna sieht es wachsen und sich selber darin treiben wie in einem Wirbel. Während er sie näher und näher zieht, verwirrt sich ihr Denken. Jetzt fühlt sie nur noch, daß er da ist und fragt: Warum hast es nicht gewußt?

„Ich kann nichts dafür — so gekommen ist es

halt — erst nach und nach," gibt sie ihm Antwort. Dann lehnt sie sich an ihn.

„Einmal will ich dich haben," hungert er.

„Einmal," sagt sie ihm nach.

Sie halten sich fest. Der Vinzenz setzt sich und zieht sie auf seine Knie. Sie ist ein Spielzeug wie er sie packt.

„Einmal," sagt er atemlos und küßt sie. Sie drängt sich ganz nahe zu ihm, fährt aber gleich auf: „Horch!"

Er kümmert sich nicht, hält sie wie angeschlossen. Alles bleibt still und sie gibt sich zufrieden. Sie reden nicht, halten sich nur. Plötzlich aber erschrickt sie wieder.

„Jesses!"

Schritte nahen dem Haus.

„Da sind sie," sagt die Anna, „jesses, laß mich!"

Sie windet sich in seinen Armen, aber er hält sie wie mit Klammern und sieht mit den brennenden Augen nach der Tür. „Jetzt muß er es sehen," stößt er zwischen den Zähnen hindurch.

Die Anna stemmt die Hände gegen seine Brust und wehrt sich wie wild; aber er rückt nicht, braucht sich kaum anzustrengen, um sie zu bändigen.

Jetzt geht schon die Tür.

Der Felice und der Arnold treten dicht hintereinander ein. Sie sind im Gespräch begriffen auf die Schwelle getreten, so sieht der Arnold, der der hintere ist, zuerst in die Stube.

„Was — — —" sagt er. Nun schaut auch der Felice hin.

„Laß sie doch los," sagt der Arnold. Er scheint nicht zu wissen, was er denken soll. Meint sogar scherzen zu müssen. Aber der Vinzenz sieht so aus, daß ihm das Scherzen vergeht.

Die Anna regt sich nicht mehr. Sie hält den Arm des Vinzenz umklammert; vielleicht ist es ihr jetzt eine Wohltat, daß er sie hält.

Die beiden Männer kommen näher. Langsam steigt dem Felice das Blut ins dunkle Gesicht. „Mach keine Narrheiten," sagt er zum Vinzenz und streckt die Hand nach der Anna aus.

Der Vinzenz sieht den Bruder an, von unten herauf mit flackernden Augen.

„So," sagt er und schiebt die Anna von sich. „Jetzt hast es gesehen. Jetzt will ich sie dir geben, für ganz."

Der Arnold hat Schweiß auf der Stirn. Ein fürchterlicher Zorn kommt über ihn, der sonst gutmütig, langsam und gleichgültig ist. „Was bist du für einer, für ein elender Lump," sagt er. Es ist so viel, als ob er vor dem andern ausspuckte.

„Nicht recht mußt sein im Kopf," sagt der Felice.

Der Vinzenz wirft einen Arm über die Stuhllehne. „Setz dich," sagt er zum Arnold und zeigt auf einen Stuhl, dann auf einen andern. „Setz dich, Felice!"

Sie wissen selber nicht, warum sie tun, was er verlangt. Vielleicht ist er vor ihren Augen so lange hoch gestanden, daß sie nicht daran glauben können, daß er auf einmal klein sein soll. Sie sitzen und warten fast mit verhaltenem Atem auf das, was er sagen wird.

Er lehnt sich breit in den Stuhl zurück, durch sein gelbes Gesicht zuckt ein fast mitleidiger Ausdruck.

„Elender Lump, hast gesagt," hebt er zum Arnold gewendet an, „du ganz Kleiner, den ich aufgebracht habe von Kindswindeln auf, dem ich der Vater sein könnte den Jahren nach — so — elender Lump hast gesagt?"

Er lacht kurz und trocken. Der Arnold will auffahren, aber der Vinzenz spricht schon wieder.

„Fast vierzig Jahre lang habe ich keine Zeit gehabt, an mich zu denken. Immer ist noch eines gewesen, dem ich etwas in die Hände habe geben müssen! Und wie ganz zuletzt die Reihe an mich selber kommt, die Hände nach etwas auszustrecken — nach — der da," — er nickt mit dem Kopf nach der Anna, die drüben an der Wand lehnt — „da bist du gekommen und hast es weggenommen!"

„Was? — du hast —" will der Arnold einfallen. Der andre aber spricht weiter, ruhig, immer wie mit mitleidigem Hohn:

„Elender Lump hast gesagt! Recht hast vielleicht! Zahm und fromm bin ich nicht! Dir hat sie gehört, deine, die Anna, und mir ist sie doch zugewachsen allmählich mit den Gedanken. Zwei hat er geschlagen damit, der Herrgott! Hätte es dem dritten geschenkt bleiben sollen? Haha, so geduldig bin ich nicht! Darum hast es wissen müssen. Jetzt mußt helfen an dem Rätsel herumraten, warum es im Leben so schief gehen kann."

Der Arnold und der Felice sitzen stumm da. Eine schwüle Luft ist in der Stube. Dem Vinzenz seine Worte fahren hinein, karg, kurz wie Blitze, die aus einem schwarzen Kohlenhaufen zucken. Die Anna hat den Blick am Boden, die Lippen zusammengelegt steht sie da und wartet. Es wird kommen, wie es muß.

„Das hat kommen müssen," fährt der Vinzenz fort. „Jetzt da — da hast sie wieder — deine! Es ist ihr nichts geschehen. Lernen mußt den Weg zurückfinden zu ihr, wie ich mich fortfinden muß! Immer noch leichter hast es. Und — es wird schon gehen, wart nur — es wird schon gehen."

Er steht auf. Breit, von plumpem Wuchs, mit

dem großen turmhaften Kopf steht er da. „Vor mir brauchst keine Angst zu haben," endet er. „Ich gehe schon — heute nicht — morgen nicht — aber, wenn es Zeit ist! Weit genug — sei ruhig — nach Amerika — oder noch weiter — wart nur. Ich weiß schon, daß ich gehen muß. Und bis ich gehe — Angst brauchst keine zu haben!"

Er geht der Tür zu. Keiner von den andern weiß was zu sagen. Die Anna rührt sich nicht. Tags ihres Lebens aber hat nachher keiner der drei vergessen, wie der Mensch, der Vinzenz, breit, mit schwer schlenkernden Armen, den Kopf vornüberhängend wie ein Zerschlagener sich aus der Stube geschoben hat.

8

Das ist nun nicht leicht, das Sich-ineinander-zurückfinden, das der Arnold und die Anna lernen sollen. Gut ist es vielleicht, daß sie allein wohnen und die Alten haben, den Felice und seine Frau. Die sind die Brücken, auf denen sie langsam wieder zusammenkommen müssen. Der Felice hat der Tochter harte Worte gesagt: „Hast du keine Scham in dir gehabt, du?" Aber nachher hat ihm der bleiche, verkümmerte Mensch, die Anna, leid getan. Daß sie nicht leicht an dem trägt, was geschehen ist, kann ihr einer ansehen. Der Mund ist schmal, die Unterlippe zittert leise. Darin liegt alles, reden tut sie nicht. Sie ist für den Felice und seine Frau immer das einzige Kind, ist auch lange brav und recht gewesen. In Erinnerung daran kommt der Friede zwischen den Alten und der Anna wieder zustande. Inzwischen hat der Arnold mit dem Felice zusammen gearbeitet;

denn nach außen und vor den Leuten hat ohnehin alles beim alten bleiben müssen. Die Arbeit hat sie einander nahe gebracht, die gemeinsame Arbeit bringt auch den Augenblick heran, wo der Felice zum Arnold sagen kann: „Laß es wieder recht werden mit der Anna! Immer könnt ihr nicht wie Unbekannte aneinander vorbeigehen."

Der Arnold, gutmütig und ans Gehorchen gewöhnt, hat allgemach eine sonderbare Empfindung von dem, was geschehen ist. Er wundert sich kaum mehr groß, daß der Vinzenz, der immer Meister über alle gewesen, auch jetzt wieder mit seiner schweren Hand in sein Leben gehauen hat, wundert sich nicht, duckt sich still. Er kommt an dem Abend, an dem ihm der Schwiegervater zugeredet, mit frischerem Gruß heim zur Frau. Ueber dem Nachtessen, das sie seither schweigend eingenommen, erzählt er ein Wort von dem und dem, während die Anna in ihrer geräuschlosen Art für ihn sorgt. Dann sieht er sie plötzlich an, etwas wie Rührung im Gesicht und streckt ihr die Hand über den Tisch: „Du," sagt er, „es muß ja doch wieder ins Geleise kommen mit uns."

„Wenn es dir recht ist," sagt die Anna demütig. Mit ihr ist es, daß sie weiß, was sie gefehlt hat und daß es sie drückt. Es drückt sie fast mehr als das andre, daß sie und der Vinzenz nicht zusammenkommen sollen. Sie ist von geradem und starkem Sinn. Die Qual um den Vinzenz zwingt sie allmählich nieder; über das Schuldbewußtsein wird sie nicht Herr. Sie kann auch jetzt den Arnold nicht ansehen. So quält sie das Gewissen. Daß es aber weiter gehen muß zwischen ihr und dem Mann, dem Arnold, weiß sie so gut wie der.

„Mit der Zeit wirst es lernen, nicht ganz unzufrieden zu sein," sagt er jetzt wieder.

„Ich habe kein Recht zum Unzufriedensein," gibt sie zurück, „muß dir danken, daß du mich behältst."

„Nun, nun," beschwichtigt er gutmütig.

Mit dem „nun, nun" läßt er das Gespräch zu Ende kommen; mehr ist heute nicht reif. Aber der Friede zwischen ihnen wächst doch aus diesen ersten guten Worten heraus. Die Anna tut still und von innerem Verlangen gedrängt alles das, was dem Arnold recht und gut sein muß, und der, wenn er auch merken muß, daß nur der Wunsch, gutzumachen, nicht der, ihm zu gefallen, ihre Art und ihr Leben bestimmt, findet sich langsam darein, die Frau zu haben, die er hat, eine ruhige, gleichmäßig freundliche, der jede Zärtlichkeit fremd ist, die aber auch mit keinem Blick, keinem Seufzer, ja nicht mit einer trüben Miene verrät, daß in ihrem Leben etwas tiefer gegangen ist als das, was sie mit ihm verbindet.

Der Vinzenz freilich hilft den beiden den Weg wieder glätten, der ihnen hat holperig werden wollen, hilft ihnen damit am meisten, daß er ihnen nicht mehr in diesen Weg kommt. Seit dem, was an jenem Abend geschehen ist, haben sie ihn mit keinem Blick mehr gesehen. Ohne daß etwas ausgemacht wäre, betreten die vom Felice-Haus das des Püntiner nicht mehr. Nur ganz am Anfang ist der Arnold bei der Püntinerin gewesen, die ihn hat rufen lassen. Vorher hatte der Vinzenz lange bei ihr gesessen. Dem Arnold hat sie zu wissen getan: „Wirst einsehen, daß er nicht gleich fort kann, der Vinzenz. Wochen oder Monate können herumgehen. Es ist viel zu ordnen vorher. Er will Haus und Land in rechten Händen wissen, wenn er geht, euch allen etwas abtragen soll es einmal, wenn es an ein Teilen kommt."

„Wo will er hin?" hat der Arnold gefragt.

Darauf die Püntinerin: „Weit fort, was weiß ich wohin.“

Von dem, was geschehen ist, hat keines ein Wort verloren. Nur just bevor der Arnold hat gehen wollen, hat die Püntinerin hingeworfen: „Um keinen Menschen ist es schade wie um den!“ Dem Arnold hat es in den Ohren getönt wie: „Warum hast du ihm in den Weg kommen müssen, du?“ Er hat wohl gesehen, daß der Mutter um ihn minder leid gewesen wäre, aber keine Antwort gewußt und ist darum fast kleinlaut davongegangen. Seitdem wissen er und die Anna nur durch die Elisabeth, was der Vinzenz treibt und denkt. Die Elisabeth kommt manchmal herüber. Sie und die Anna halten eng zusammen; aber die Anna will nicht, daß sie von dem Vinzenz spricht. Dafür frägt der Arnold nach ihm und der Felice. Einmal hat die Elisabeth ein heißes Gesicht, als sie erzählt: „Den Bartli hat er kommen lassen; er will ihm das Haus- und das Landwesen zeigen.“

„Deinen Bartli?“ stichelt der Arnold. Die Elisabeth nimmt das übel; denn so fest sie an dem jungen Knecht hängt, die Freude über seine Rückkehr kommt nicht auf vor dem andern Gedanken, daß der Vinzenz gehen will, Kopf und Hand im Haus, der, dem es keiner nachtun kann, auch der Bartli nicht.

„Der Vinzenz hat Vertrauen zu ihm, dem Bartli,“ sagt sie still, „einen Ehrlichen, sagt er, muß er haben.“

Nach diesen Worten schweigen alle. Zum erstenmal wird ihnen klar, daß ernst wird mit dem Vinzenz seinem Fortgehen. Und dem Felice, dem Arnold und den Frauen, die an dem Gespräch teilhaben, fällt die Gewißheit aufs Herz, daß er eine Lücke reißen wird, die keiner mehr ausfüllt. Das ist aber nichts Kleines.

„Jesses, wenn er geht," sagt ängstlich die Elisabeth.

„Wohin geht er?" frägt der Arnold wieder.

„Ich weiß nicht," gibt die Elisabeth Bescheid. —

„Wohin geht er?" können sie noch manchmal fragen. Weil sie keine Antwort bekommen, verlegen sie sich aufs Raten.

„Er wird nach Amerika gehen," sagt einmal der Felice zum Arnold.

„Vielleicht nach Afrika, wo jetzt Krieg ist," rät seine Frau.

Nach Amerika oder anderswohin!

Die Püntinerin ist außer der Anna, die niemals fragt, die einzige, die sich nicht wundert. Die Püntinerin weiß etwas. Er wird weit gehen, der Vinzenz! Mag er nun nach Amerika reisen eines Tages — dort wird noch lange nicht sein Wegende sein! Da ist kein Leugnen! So oder so — in Arbeit und Rechttun ist er auf seine Jahre gekommen; an dem, was dann in sein Leben geschlagen hat, geht er zugrund. Das gilt noch immer, daß der starke, schwere Baum an seinem Wurm fault, bis es ihn wirft. —

Die Anzeichen, daß der Vinzenz reisen will, mehren sich jetzt. Mit den verheirateten Geschwistern, den Arnold ausgenommen, verkehrt er letztlich viel. Die wissen seitdem: Fort will er. So und so hat er alles zurechtgelegt daheim! — Er muß auch alles wohl bedacht und besorgt haben, denn niemand hat etwas einzuwenden. Aber zu halten suchen ihn alle, die Geschwister vorab, die nur wissen, daß etwas geschehen ist, was ihn forttreibt, nicht aber was und mit Wundern und Fragen nichts erreichen. Auf einmal fährt es auch in den Felice und den Arnold: Man darf ihn nicht gehen lassen, den Vinzenz!

„Ich will es nicht auf mir haben, daß er meinetwegen fort ist," sagt der Arnold. Ihm ist eng bei

den Worten. Am nächsten Tage weiß er den Vinzenz zu finden, so wohl der es sonst versteht, sich nicht mehr blicken zu lassen. Der Arnold hat aber einen Schrecken, als er ihn sieht. Vinzenz ist wie verwüstet, hohläugig, die Haut des Gesichtes gelb und schlaff; für einen alten Mann kann er gelten.

„Bleib doch da," beginnt der Arnold gleich und ohne Umwege. „Das kann doch zugedeckt sein, was geschehen ist."

Der Vinzenz sieht ihn mit Augen an, die sonderbar in ihren Höhlen glimmen. „Das kann auch nur einer sagen wie du," sagt er und lacht heiser.

„Unsinn — bleib doch," drängt der Arnold ängstlich.

„Meinst, wenn du aus deiner vergangenen Zeit etwas ausstreichst, ist es auch aus meiner gestrichen?" sagt der andre in bitterem Ton.

Der Arnold ist am Ende seiner Weisheit. Er zuckt die Schultern, murmelt noch etwas und geht; dabei hat er das Gefühl, daß er vor dem andern kleiner und alltäglicher ist als je.

Bald nachher aber fängt der Vinzenz, den bisher die Arbeit nicht hat ruhen und rasten lassen, zu brüten an; denn die Arbeit mindert sich. Der Bartli, der Knecht, greift mit jungen, starken Armen zu und ein klarer Kopf hilft ihm rascher in seinen Pflichten heimisch werden, als mancher erwartet haben mag. Auch sonst ist manches geordnet und geglättet. Auf dem Tisch des Vinzenz liegt ein noch undatierter Brief an den Regierungsrat, in dem er anzeigt, daß er verreisen muß, nach Amerika verreisen, wo ein Bruder seiner Mutter sitzt, alt, krank und hablich ist und einen der Schwestersöhne haben will, daß er mit ihm seinen baldigen Nachlaß ordne. Daran ist ganz wahr, daß der Chrisostomus Baumann, der Bruder der Püntinerin, brieflich vor Monaten einen dahinzielenden

Wunsch geäußert hat, ebenso wahr aber ist, daß der Baumann auch mit andrer Hilfe sterben und hinterlassen könnte. Aber der Vinzenz hat die Ausrede gefunden. Sie geht auch daheim unter den Leuten um, wenn davon gesprochen wird, daß der Püntiner verreisen wird; denn daß er ans Reisen denkt, ist nicht geheim geblieben. Und der Vinzenz weiß, daß er nur für das Fortkommen einen Grund braucht, für das Nichtwiederkommen nicht; denn — es kommen viele nicht wieder!

Der Brief an den Regierungsrat liegt noch manchen Tag auf dem Vinzenz seinem Tisch. Es findet sich immer wieder etwas, um dessentwillen er daheim noch nötig ist. Inzwischen lebt er seinem Amte noch wie andrer Pflicht. Fragt ihn einer nach seinen Plänen, besinnt er sich und sagt: „Noch immer weiß ich nicht, wann ich fortkomme."

An einem Sonntag im April endlich heißt es im Püntiner-Haus: „Ende dieser Woche wird er gehen, der Vinzenz! Nach Amerika wird er gehen."

Er selbst hat es gesagt.

Vom Hause wandert die Nachricht hinüber ins benachbarte, von da landauf und -ab. Aber der Brief an den Rat liegt noch da. Am Mittwoch nimmt ihn der Vinzenz, schließt und siegelt ihn; der Püntinerin, der einzigen, die er in das einweiht, was er tut, sagt er: „Morgen will ich den Brief an den Rat abschicken. Am Freitag muß ich noch die neue Straße begehen mit den Isengrundern. Morgen abend will ich hinfahren, damit ich zeitig dort bin übermorgen. Am Sonntag reise ich für ganz."

„Vinzenz," sagt die Alte.

Er wendet sich ihr zu. „Ja?" fragt er.

Als sie aber nicht reden kann, nur der dürre Unterkiefer klappernd zuckt und in die Augen das

spärliche Wasser steigt, sagt er: „Lasset doch das! Das nützt doch nichts. Ihr seid noch lange nicht allein nachher." Damit geht er der Tür zu.

Am Abend läßt er sich einmal vernehmen: „Am Ende lasse ich das mit der Isengrunder Straße. Muß ein andrer vom Rat für mich einstehen, kann er auch das übernehmen."

Er hat jetzt etwas Rastloses in seiner Art, kümmert sich schon nicht mehr groß um Haus und Stall, läßt den Bartli und die Knechte schalten. Einmal sitzt er über Fahrtenplänen, nach einer Weile schiebt er sie wieder fort, geht aus dem Haus und läuft ein Stück feldein, als suchte er etwas, und planlos wie er gegangen ist, kommt er zurück.

Der nächste Tag ist grau und unruhig. Am frühen Morgen schon streicht der Föhn aus dem Oberland nieder und es regnet leicht; gegen Mittag zerreißen die Wolken. Da und dort zuckt ein greller Sonnenblitz auf neugrüne Matten; eigentümlich steht dann der helle Schein zwischen Himmel und Erde, aus dem Düster des Tages stechend. Er verschwindet bald und über der Matte liegt wieder Schatten. Das Gewölk jagt am Himmel hin wie gepeitscht. Es ist ein Hasten, daß manchem, der hinaufblickt, unheimlich wird, weil ob dem Wirbeln, das zu seinen Häupten ist, ihm sein will, daß er selber nicht auf sicherem Boden stehe. Die Berge sind nah. Schwer und grau, als müßten sie aufs Tal niederbrechen, hängen die Firne daran.

Der Vinzenz hat am Morgen nach dem Himmel geschaut und schaut am Mittag nach dem Himmel. Von der Fahrt nach dem Isengrund sagt er kein Wort mehr. Plötzlich gegen vier Uhr abends bricht der Föhn wieder herein. Das kommt durch das Tal herabgefahren wie wild, Stoß um Stoß. Gleich im

ersten Fauchen und Fegen reißt es am Felice-Haus ein Kamin um.

„Jesses," sagt die Elisabeth, die just von Altburg zurückkommt. „Kaum halten kann sich eines auf der Straße."

Der Vinzenz ist unter die Haustür getreten, als die Backsteine des stürzenden Kamins drüben in die Straße prasseln. Die Püntinerin kann ihn zurückkommen und in seine Stube treten hören. Dort bleibt er lange. Indessen wächst der Föhn. Er haust immer übel im Tal von Altburg und Seewlen. Heute aber ist wohl der schlimmste Sturm, den sie da seit langem erlebt haben. Die Knechte kommen heim vom Land und aus dem Stall.

„Will's Gott, wirft er das Haus nicht um, der Wind," sagt der alte Köbi und drückt sich in den Herdwinkel.

„Beim Eid, nicht sicher ist es heute," murrt ein andrer Knecht.

Dann hocken sie in der Küche beisammen und warten auf das nahe Abendessen. Auch die Elisabeth gesellt sich zu ihnen.

„Es wird einem angst," murmelt sie.

Da hören sie den Vinzenz aus der Schreibstube kommen und nach seiner Kammer hinaufgehen, kümmern sich aber nicht weiter.

Indessen sitzt die Püntinerin, wo sie immer sitzt, horcht auf das Windfauchen und denkt an den Vinzenz. Wie sie an dem schon herumgesonnen hat! Es wird aber schon so sein: In allem, was er in seinem Leben und von Jugend auf getan hat, ist immer der ganze Mensch gewesen. Wie er sich in jede Arbeit und jede Pflicht und jede Sorge immer ganz hineingeworfen, so auch in das Unglück mit — mit der Anna. Darum ist kein Herauskommen mehr!

Wie die Püntinerin noch sinnt, steht er selber bei ihr in der Stube. Der Luftzug will ihm die Tür, deren Klinke er hält, aus den Händen reißen, aber er packt fest zu und zieht sie ins Schloß.

„So, ade," sagt er. Er trägt den Anzug, den er immer anlegt, wenn er von Amts wegen fort muß, einen dunkeln, feiertäglichen, auf dem Kopf hat er den weichen schwarzen Filzhut sitzen. Er sieht stattlich aus. Die breiten Schultern hat ihm keine Last eng drücken können, ist auch der große Kopf vorgebeugt, der Rücken hoch, er ist immer noch ein baumhafter Mensch. Der Tag wirft sein letztes Licht auf sein gelbes, zerfallenes Gesicht. Die Augen blicken ruhig unter den Brauenbüscheln hervor die Mutter an, die überhohe Stirn glänzt wie eine weiße Tafel.

Die Püntinerin sitzt ganz still und erwidert seinen Blick. Es ist, als sei sie kleiner geworden unter seinem „so, ade"; ein Häuflein Schwäche hockt sie in ihrem Stuhl und es ist kaum zu glauben, daß sie die Mutter sein soll und er der Sohn. Sie faltet die dürren, verzogenen Finger und zieht sie wieder auseinander, zittert dabei und braucht nicht zu sagen, daß sie sich abquält, ein Wort zu finden.

„An die Isengrunder Straße fahre ich hinüber," sagt der Vinzenz.

Die Püntinerin erschrickt nicht, hat den Bescheid gewußt, vom Ansehen bloß, weiß auch, daß es nichts nützt, ihn zu halten. Kommen muß, was kommt, so mag es halt jetzt kommen.

„Ade, Vinzenz," sagt sie endlich mit spröder Stimme. Wieder zuckt und klappert der Unterkiefer ihres braunen Tausendrunzelgesichts.

Der Vinzenz kommt näher und gibt ihr die Hand. Da fährt sie ihm mit der freien andern tastend über den Arm. „Du hast mir wacker geholfen, das ist

dann wahr, dein Teil hast getan in deinem Leben," sagt sie, sagt es langsam und stockend und streichelt seinen Aermel, jetzt und jetzt und jetzt.

„Ja," sagt der Vinzenz, „es ist recht, wenn Ihr zufrieden seid," dann läßt er ihre Hand los, seine eigne fällt an seine Seite und er geht der Tür zu.

„Ade," sagt er, öffnet und schließt die Tür.

Die Püntinerin langt einen Rosenkranz aus der Tasche und hebt zu beten an. Immer zuckt das karge Flennen um ihren Mund. Die Rosenkranzperlen rinnen durch ihre Finger, kreisum, kreisum, die Gedanken gehen alle einen andern Weg, hinter dem Vinzenz her. Um des Unwetters willen fährt er an die Isengrunder Straße. Nur im Nauen erreicht man die Straße von Seewlen aus und im Nauen — bei dem Sturm — Wenn er wieder kommt, ist es ein Wunder! Aber — kommt es jetzt, kommt es ein andermal — kommen muß es — denn er sucht den Weg, der Vinzenz —

Maria, Mutter Gottes, wie der Föhn heult!

Und es dunkelt. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Vinzenz aus dem Haus tritt, wirft sich der Föhn über ihn wie ein Raubtier, prall — auf den Rücken. Er muß unwillkürlich einen rascheren Schritt tun. Dann aber stemmt er sich gegen den Wind, drückt den Hut fest auf den Kopf und geht mit großen Schritten straßabwärts. Als er am Felice-Haus schon halb vorüber ist, erblickt ihn die Anna von einem Fenster der Wohnstube aus. Daß er am Haus vorüberkommt, ist seit langem das erstemal; daß er in dem Sturm geht, ist seltsam. Plötzlich öffnet sie die Augen groß. ‚Wenn er auf den See ginge!' Sie weiß nicht, wie ihr der Gedanke kommt.

Der Vinzenz schreitet aus, weit und gleichmäßig,

beide Arme läßt er hängen und hält mit den Fäusten dem Wind stand, der sie nach vorn reißen will.

Die Straße wird dunkler und dunkler. Die ersten Häuser von Seewlen sind wie Schatten in der Nacht. Wenige Lichter brennen; wenn der Föhn rast wie heute, löschen viele Feuer und Lampe. Die Gasse von Seewlen ist völlig ausgestorben. Weit und gleichmäßig schreitet der Vinzenz auch hier aus. Nun kann er schon den See zischen und ans Ufer schlagen hören. Zu sehen ist er nicht, auch nicht beim Näherkommen, wo er tobt und gurgelt, ist alles dunkel. See, Luft und Himmel sind in dieselbe graue Finsternis gehüllt. Da und dort, wo diese sich noch vertieft, steht einer der Berge, die hier unten auf drei Seiten den See einengen und den Fuß tief in den Wellen, das Haupt in den Wolken haben.

Am Seewlener Hafen brennen zwei Laternen, eine weit drüben, die andre dicht an der Stelle, wo der Vinzenz das Ufer erreicht. Der Sturm quält die Flamme im Glas. Sie zischt, duckt sich und zuckt wie in Angst dahin und dorthin, als sei ihr der gläserne Käfig eng. Die Laterne schwingt sich am Pfahl; wo sie am Nagel hängt, singt es: kling, kling.

Unter der Laterne an der Mauer hängen die Nauen an den Ketten.

Am Ufer stehen ein paar Menschen, drei, vier Fischer und Fährleute, am Steg, wo die Dampfschiffe landen. Das letzte ist noch nicht ein, wird auch nicht kommen; bei dem Sturm ist die Fahrt unterblieben. Die Männer stehen beisammen und murren in den Wind: „Gnad Gott, wenn es fahren müßte, das Schiff."

„Hoffentlich hat sich kein Bauer am Luzerner Markt verspätet," schreit einer dem andern zu. „Gerade viele sind fort heute morgen."

Der Vinzenz steht abseits von ihnen an der Laterne und sieht auf die schweren, ungelenken Boote. Da taucht in der Nähe ein Schein im Dunkeln auf und nieder. In einem der Nauen steht ein Sturmlicht. Der Püntiner sieht zwei Schatten sich bewegen. Es sind die Schiffer, die ein Boot fester an die Kette schließen. Er nähert sich der Stelle.

„Bist du es, Seppetoni?"

Ein halbgewachsener Bursche steht im Nauen auf. Der Sturm zaust ihm den bloßen Kopf.

„Ihr, Regierungsrat?" frägt er, steigt in das nächste Boot und kommt ans Ufer. Ein zweiter Bub macht drüben eines andern Nauens Kette kürzer.

„Ich muß an die Isengrunder Straße," sagt der Vinzenz.

Der Bub sieht ihn verstört an. Dann lacht er. „Aber heute schon nicht."

„Gerade jetzt," sagt der Vinzenz und steht schon im Schiff.

„Jesus, Ihr — Ihr könnt doch nicht —" sagt der Bub.

Der Püntiner: „Kannst mir dein Licht lassen."

Er faßt die Sturmlaterne und stellt sie in den Nauen, den er bestiegen hat. Da stellt sich auch der zweite Bursche neben den ersten. „Was denkt Ihr —" stottert er, „in dem Wetter."

Der Püntiner spannt die Fäuste um die Rudergriffe. Der Nauen knarrt an den andern und gleitet rückwärts. Die Burschen sperren Augen und Maul weit. Sie dürfen ihm nicht länger widerreden, dem Püntiner. Der hat noch immer gewußt, was er tut —. Aber jetzt — —

„Sagst es dem Vater, wer den Nauen hat, Seppetoni," schreit der Püntiner. Er steht barhaupt im Boot. Ein roter Lichtschein zuckt eben über das grobe,

feste Gesicht: wie schweres hängendes Buschwerk Schnurrbart und Brauen, wie eine gerade Tafel die Stirn. Jetzt verschwindet es aus dem Lichtbereich. Jetzt geht der Nauen ins Dunkel hinaus.

In die Buben kommt Leben. Wild rufend stürmen sie zu den Männern auf die Schiffsbrücke hinüber.

„An die Issengrunder Straße hinüber will er, der Püntiner, der Regierungsrat. Mit dem Nauen ist er fort! — Gerade jetzt!" — — —

Der Sturm brüllt. Der zwischen den Bergen eingeengte See kocht. Durch das Brodeln und Schlagen und Zischen treibt der Püntiner den Nauen. Am Boden des Schiffes steht die Laterne. Ihr Licht reicht bis in die Mitte desselben, bis dahin, wo die Wellen immer herein schlagen, während der Kiel sie stöhnend schneidet und übersteigt. Weiter vorn ist nichts als Dunkelheit, aber der Püntiner kennt die Richtung, steht aufrecht und rudert. Die Stangen knarren, so tief taucht er sie ein. Wenn eine Welle sich an die Seitenplanken des Schiffes wirft, neigt es sich vor ihr, ein-, zweimal schwankt der Ruderer, aber er arbeitet sich auf und steht wieder fest; denn er will nicht nachhelfen, wenn der See ihn nicht will. Meistern soll ihn der Tod; verschenken tut er sich nicht; denn er ist nicht feig. Kommt er über den See, gut, soll es ein andermal sein! Er wird nur immer da stehen, wo das Leben seine Grenzen hat. Von selber aber übertritt er die nicht.

Der Sturm brüllt. Der Püntiner hat jetzt die Mitte seines Weges erreicht. Die Wellen kommen seitlich gefahren; er kann die Richtung nicht ändern. Da! — Ha, — was ist dort? Ein Licht! Jetzt ein Schrei! Lang gezogen, grell und in Todesängsten! Eine Weiberstimme scheint es. Dem Püntiner haben die Arme schlaff werden wollen; die Arbeit ist selbst

für seine Muskeln schwer. Jetzt aber steht er straffer im Nauen. Er hält auf das Licht zu. Es nähert sich, oder besser, er selber treibt darauf zu, er braucht nur den Sturm ganz in den Rücken zu nehmen. Jetzt sieht er das Schiff, eins wie das seine, plumper noch und größer vielleicht. Im nächsten Augenblick schießt sein Nauen darauf zu. Er reißt die Ruder auf, wirft sie ins Boot und packt das andre. Eine Frau rudert dort, ein starkes vierzigjähriges Weib. Der Sturm hat ihr die Zöpfe losgerissen, das Haar flattert. Ihr Gesicht ist leichenfahl, Schweiß und Wasser überrinnen es. Neben ihr steht das Sturmlicht. Vor ihren Füßen kniet ein zehnjähriger Bub, hat die Hände gefaltet und schauert vor Angst.

„Packt die Kette," schreit der Püntiner. Er wirft ihr die Nauenkette ins Boot, springt selber nach und reißt ihre Ruder an sich. Sie ist wacker und rasch, versteht ihn und hat die Kette gefaßt. Der Püntiner rudert schon, gegen den Wind, wie sie gekommen ist. Mühsam hakt sie die Kette fest.

„Wohin?" schreit der Vinzenz.

„Seedorf zu; vom Markt komme ich, von Luzern."

Als sie das geschrien hat, muß sie sich ins Schiff niederlassen, die Knie zittern ihr.

Der Püntiner rudert. Von unten herauf starrt das Weib ihn an; sie hat den Arm um den Bub geworfen. Der flennt nicht mehr. „Wer ist er?" fragt er.

„Ich kenne ihn schon," sagt sie, „der Püntiner, der Regierungsrat." Sie können laut schreien; der, der aufrecht steht, hört es nicht.

Das Weib sieht an ihm auf. Vielleicht kann er helfen! Er ist wie ein schwerer Block in dem Sturm, den Kopf hat er wie ein Stier vorgestemmt. Kraft hat er. Und Seedorf ist nicht gar weit.

Der Püntiner sagt nichts. Er rudert, rudert. Endlich nach einer Weile schreit er der Frau zu: Dort ist der Steg!"

Der Föhn faucht herüber. In fünf Minuten könnte der Steg erreicht sein. Nach einer halben Stunde erst vermag der Püntiner das Holzwerk der Lände zu packen. Sein Atem geht keuchend.

„Steigt aus," schreit er.

„Hakt die Kette ein," nachher.

Die Frau hilft dem Buben ans Land klimmen. Dann steigt sie selber nach und hält in der kräftigen Faust die Kette.

Da läßt der Püntiner schon die Ruder fahren. Die Frau schlägt die Nauenkette in den Landungsring.

„Kommt Ihr?" schreit sie in die Dunkelheit. Dann neigt sie sich vor. Was? Wo ist er?

Sein Schiff ist los von ihrem. Alles ist dunkel.

Herrgott! Ja, ist er fort noch einmal? — Herrgott und Vater! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es ist am andern Tag. Der Vinzenz könnte lang zurück sein. In der Wohnstube sitzen die Püntinerin und die Elisabeth. Die Püntinerin betet heute den ganzen Tag, hat für nichts im Hause Ohren und Augen, horcht nur zwischen dem Beten manchmal hinaus, als müßte einer kommen.

„Jetzt ist er noch immer nicht da," sagt die Elisabeth atemlos.

„Ja, ja," sagt die Püntinerin.

Da geht die Tür und die Anna kommt herein, keines hört ihren Schritt. Ihr Gesicht ist weiß und schmal, ihre Nüstern fliegen.

„Ist es wahr, ist er auf den See gestern?"

„Ja, ja," nickt die Alte. Sie neigt sich vor und sieht die Anna an, die zittert und sich wehrt und

langsam Herr wird über sich selber. Ein Weib ist sie und eine brave, die überwindet und sich findet. Wie sie jetzt das Flennen überkommt, so wird sie das Elend überdauern und sich zurückfinden und ihm eine gute Frau sein, dem Arnold! Aber der — andre — der Vinzenz. Das steht oder bricht, das kann sich nicht schicken, wie der Lebenswind weht.

Das geht der Püntinerin durch den Kopf.

Jetzt werden wieder Schritte laut. Der Bartli kommt aus dem Schachental. Er macht ein lustiges Gesicht, hat auch ein männlicheres Aussehen als ehemals, einen rotblonden Bart, rote Backen.

„Guten Abend," grüßt er. Zur Elisabeth neigt er sich vertraulich. „Du," flüstert er, aber so, daß es die andern hören. „Im Maien sollen wir Hochzeit machen, hat er gesagt."

„Wer?" fragt das Mädchen.

„Der Vinzenz, gestern morgen, als ich fort bin."

„Der Vinzenz?" sagt die Elisabeth. Dann springt ihr das Wasser in die Augen. Da merkt der andre erst, daß etwas nicht recht ist in der Stube. Er will fragen, aber die Elisabeth wehrt ihm leise, mit einem Blick auf die Mutter.

Die dreht den Rosenkranz in den hilflosen Fingern.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine von Seedorf kommt am Tage darauf ins Haus.

„Der Püntiner hat mich heimgebracht vom See vorgestern, mich und den Bub."

Die Weiterrede stockt ihr. Das, was sie hat fragen wollen, kann sie schon aus den Gesichtern derer lesen, die ihr zuhören. In dumpfem Ton fährt sie fort zu erzählen, von dem Sturm, dem Zusammentreffen auf dem See. „Nicht vergessen kann ich ihn mehr, wie er im Nauen gestanden hat: Breit, schwer wie ein

Block, den Kopf vorgestreckt, die Arme wie Stangen, Nase und Kinn derb und fest, das schwere Brauenhaar und den buschigen Schnurrbart — und die Stirn, hoch und gerade — wie eine weiße Tafel!" —

Dann wird ihre Stimme ganz leise.

„Seinen Nauen muß der Wind wieder losgerissen und fortgetrieben haben! — Auf einmal nicht mehr gesehen habe ich ihn! — Ja — und" — — sie stockt wieder und endet mit engem Atem — „also — nicht heimgekommen — ist er?"

Der Geiß-Christeli

Wohl an die hundertmal bin ich ihm doch begegnet und habe nichts an ihm gesehen, als daß er ein Bub war wie die andern, die herumliefen. Selbst dann, als er mir auffiel, war nichts Auffallendes an ihm. Auf dem schmalen Bergsträßchen kam er daher. Eine Flucht schöner Tage hatte den Weg braun überstaubt, auch dem Christeli seine nackten Füße und Beine waren braun, so wußte man nicht, wo der Weg aufhörte und der Christen anfing. Im ganzen übrigen aber also war der just wie ein andrer. Einen Rock hatte er nicht an, die Hemdärmel, die aus der Weste schauten, waren ziemlich weiß, rauh aber wie Zwilch. Die Weste hing offen und schlampig, zwei Knöpfe hatte sie wohl noch, wenn der Bub sie hätte zuknöpfen wollen. Die Hosen — jesses, die Hosen —, die sahen aus wie die Ebene im Unterland, die in dunkelgrüne Matten und geschorene Matten, in graue und braune Ackervierecke geteilt ist. In lauter Flickvierecke war dem Christen seine Hose geteilt. Auch ein paar Löcher wies sie auf; damit der Schnee auf der Ebene nicht fehle, blitzte zwischen den Vierecken an zwei Stellen das Hemd hervor. Auf die nicht übergeraden Beine hingen die Fransen der Hosensäume herab. Der Kopf war klein, der Hut, der darauf saß, groß; manchmal trug ihn wohl der Vater, manchmal der Bub. Hahaha, der Hut! Er bestand aus einem Stück Filz oder Leder oder Pappdeckel; der hätte eine Belohnung verdient, der noch herausgefunden hätte, aus welchem Stoff der Hut bestand, aber es war ein Hut der

Form nach, eine weiche spitz zulaufende Kupfe und ein zerknitterter, verschlissener, in allen Formen und Farben prangender Rand daran und er saß nach hinten geschoben fest auf dem steckigen schwarzen Haar. Seit wir näher bekannt geworden sind, gibt der Christeli ihm manchmal einen kleinen Dreher, wenn wir aneinander vorübergehen, das ist, wenn ihn die Höflichkeit sticht. Häufiger trottet er an einem vorüber mit einem ernsthaften herben Gesicht, vielleicht hat er die Herrenlaune, die ihm eingibt: Er soll zuerst grüßen, der fremde Hudel, ich bin daheim hier! Im Gesicht ist der Christen gelbbraun wie an Beinen und Armen. Es ist eine schöne, ebenmäßige, satte Farbe von den Backen zum Hals, vom Hals zur Brust, die meist aus dem offenen Hemd schaut; auch hat die Farbe nichts Krankhaftes und nichts Unreinliches, beileibe nicht, die Haut sieht vielmehr so frisch aus, als ob der Bub alle Augenblicke unter dem kalten Wasserstrahl der Dorfbrunnenröhre läge. Das Gesicht ist starkknochig, eher schmal und hager, hat eine eckige Stirn, ein kleines, hartes Kinn, abstehende Ohren, schwarze, eng zusammengewachsene Brauen über braunen Augen. Der Mund ist breit, hat aber schmale Lippen; wenn diese geschlossen sind, läuft der Mund wie ein schmaler fester Strich von Wange zu Wange, lacht er, so bohren sich zwei Grübchen in diese.

So — und als der Christen mir auffiel, sah er mich an. Das war wie gesagt, nachdem ich ihm schon weiß Gott wie manchmal vorher begegnet war. Er sah mich an und ich ihn, sein Blick wich dem meinen nicht aus; eine scharfe Falte saß in seiner Stirn und in seinen dunkelbraunen Augen war ein Licht, das fast stach. Als er vorüber war, mußte ich lachen. Der Bub hatte keinen Laut von sich gegeben, auch

nicht gegrüßt, natürlich nicht, und doch war es, als hätte er mir ins Gesicht das Wort geworfen: „Was gaffst denn so, du? Hast, denk' ich, schon mehr Menschen gesehen als mich." Vielleicht war es darum, daß ich auf ihn aufmerksam wurde.

Als ich ihn wieder sah, war es an einem Nebeltag. Ich stieg über einen breiten Bergrücken, einen Weg, wo wenige gehen; das sind immer die besten. Zu sehen war nichts als der herbe Boden, bald kurzes Gras, bald nackter Fels, bald harte Granitsplitter und weißer Sand. Die Nebel hingen still, ohne Bewegung über alles, was rings sich auftürmte, herab, hielten den Wildbach versteckt, der in der Tiefe donnerte und den dunkeln Wald, der über dem Abhang stand. Rings war eine graue, fast furchterregende Ruhe und Düsterkeit. Aber die Luft war kühl und durch die Glieder rann es einem wie neue Kraft. Da klang ein dumpfer Hornton aus der Höhe herab, langgezogen und stark; es war sonderbar, welche sieghafte Macht in dem unmelodischen, fast murrenden Ton lag, der die Nebel überwand, die alles verhüllten und banden, der aus ihnen hervorbrach mit einer rauhen Gewalt, die gleichsam stiernackig und mit langsamer Wucht überstampft, was ihr im Wege ist. Der Ton setzte nur so lange aus, als ein Mensch um tief Atem zu holen braucht, dann hob er von neuem an, und je höher ich stieg, desto näher scholl er. Dann stand über mir auf einem Felsblock der Christen mit einem Kuhhorn. Der Nebel tat sich just so viel auf, daß ich ihn sah und er wie in einem grauen Gewölbe stand. Das eine Bein war ein wenig vorgesetzt, der nackte Fuß stemmte sich fest auf den Felskopf, beide Hände hielten das Horn, so blies der Bub mächtig und daß seine Backen zum Platzen gefüllt waren, hinein und sah mich nicht

kommen. Ich blieb stehen. Da klingelte es in den Nebeln, da und dort, scharf und kurz. Nun wußte ich, daß der Christen, der Geißbub, seine Herde lockte. Das Läuten der Schellen stand in seltsamem Einklang zu der Magerkeit der Tiere, es war ein dürrer, kurzer Ton; ohne daß man sie sah, ließ sich jeder Sprung, den die einzelne Ziege tat, verfolgen. Dann tauchten sie aus der grauen Nacht, weiß, scheckig, dunkel, und strichen dem Fels zu, wo der Christen stand. Es war, als ob der sie am Faden heranzöge. Er setzte das Horn ab und musterte die Herde. Als einzelne Tiere zu lange säumten, fluchte er eins, griff wieder zum Horn und stieß hinein, zornig, herrisch dieses Mal. Langsam kamen die Nachzügler gestrichen. Da stieg er vom Stein und setzte sich an die Spitze des Zuges. Wie weiland der Rattenfänger von Hameln vor dem Rattenheer, zog er vor seiner Herde einher. Als er an mir vorüberkam, grinste er und griff an den Hutrand; er hatte gemerkt, daß ich ihn beobachtet hatte. Dann zogen sie weiter, in der Art aber, wie der Bub Herr war über die Herde und gewissermaßen Herr über die Nebel, die ihn nicht kümmerten, über den gehässigen rauhen Hang, den er mit nacktem Fuß beschritt, lag es wie Freiheit und Kraft, lag etwas, das mich packte.

Einige Tage danach ging ich durch die Dorfgasse, die schmale, sandige, mit den Holzhütten zu beiden Seiten, die sie wie Knöpfe das Kleid in spärlichen Reihen säumen, als ob immer wieder ein paar zwischenhinein ausgefallen wären. Die rauchschwarzen Türen standen offen, denn es war Abend und Sonntag und warm; auf den grauen zertretenen Schwellen lag das milde Gold der versinkenden Sonne. Die von Ober-Ebmeten hockten und standen vor diesen Türen und ließen mich Spießruten laufen. Die meisten boten

ein kurzes, zögerndes „Tag“, einzelne drehten sich ab und traten ins Innere. Was soll einer grüßen, wenn er sich die Mühe ersparen kann! Beim „Plutten“, dem Christeli seinem Vater, war die ganze Familie in der Tür beisammen. Die Arnoldin, das kleine, krummbeinige runde Weib mit dem freundlichen Gesicht, saß auf einem Stuhl und hielt das Jüngste auf dem Schoß. Der Arnold, der Vater, der den schönen Uebernamen der „Plutt“ trug, lehnte hemdärmelig an der Hausmauer und rauchte aus der Stummelpfeife. Er war lang und hager, hatte ein blatternarbiges, bleiches, verhungertes Gesicht und einen kurzen, just nur an die Mundecken reichenden rauhen schwarzen Schnurrbart. Sein Kopfhaar war spärlich und an den breiten Schädel gepappt; dem Alois Arnold sah die Armut aus den tiefliegenden Augen. Neben ihm hockte sein Aeltester, hager wie der Vater, mit einem Gesicht von kranker Farbe. Der Christen und seine Schwester, die Vroni, hatten ihren Sitz auf einem Baumstamm, der von der letzten Holzteilung her noch vor der Hütte lag. Zwischen dem Josep, dem Aeltesten, und der Vroni fehlte noch ein Bub, der war auswärts, war unten in Obersee in Dienst. Die Vroni war ein geradegewachsenes siebzehnjähriges Ding mit einem unschönen, gelben Gesicht, kohlschwarzem Haar und denselben dunkelbraunen klugen Augen wie der Christen sie hatte. Der, der Geißbub, beliebte sich unsrer Bekanntschaft zu erinnern, als ich daherkam. Er lachte, griff an den Kopf, wo der Hut diesmal nicht saß, und sagte ein „Tag!“ — „Tag!“ grüßten die andern. Mit der Alten ging die Freundlichkeit durch. „So wollt Ihr eben noch ein wenig laufen,“ meinte sie. Aus der Verlegenheitsfrage wuchs ein mühsames Gespräch, weil ich stehen blieb. Der Arnold, die Vroni und der Christen nahmen nicht

daran teil, nur der Nichtsnutz, der Josep, war gesprächig und die Arnoldin.

„Sind sie schon daheim, die Geißen?" fragte ich. Der Christeli hielt den Kopf in beiden Händen, stieß die Backen in die Höhe und schwieg. Statt seiner antwortete die Mutter: „Nein, es hat ein andrer ausgetrieben heute."

„Der da will fort morgen, der Bub," winkte der Josep über die Schulter nach dem Christen hin.

„Fort?" fragte ich.

„Ja, eben," wand die Arnoldin mühsam eine Erklärung auf. „Wißt Ihr, einen Bruder hat er jetzt halt da unten in Obersee."

Aus den Mitteilungen, die dann abwechselnd die Frau und der Bursche gaben und die von ihren Lippen, knack, knack, wie abgebrochen, fielen, war zu entnehmen, daß es dem Bruder, der als Messerputzer in einem großen Gasthof war, gut ging, und daß er geschrieben hatte, der Christen möge kommen, er habe eine Stelle als Laufbursche für ihn im gleichen Hause.

„Gehst gern?" fragte ich den Bub.

„He ja," sagte er, „einmal sehen kann man ja, wie es da ist!"

„Verdienen kann einer halt," meinte die Frau; „hier verdient einer ja nichts, und das tut er."

„So, so," sagte ich.

„Eben ja," sagte die Arnoldin.

Damit schlief das Gespräch so langsam wieder ein, wie es angehoben hatte und ich ging weiter.

Am nächsten Tage war ich Zeuge, wie der Christen in Ebmeten abfuhr. Weil ich diese seltsame Reise mit ansah und von des Buben redseliger Mutter erfuhr, was nachher geschah, auch den kleinen krummbeinigen Christeli allezeit so vor meinem inneren Auge habe,

als stünde das Konterfei seiner erhabenen Persönlichkeit richtig auf irgendeine der Platten meines Innern eingeätzt, muß ich das hier ausführlich erzählen.

Der Christen kam um sieben Uhr in der Frühe vom Weiler Oberebmeten ins Hauptdorf heruntergestiegen. Das ist eine halbe Tagreise; die von Oberebmeten wohnen hinter dem Wald, halb am Himmel oben; die Murmeltiere hören sie pfeifen, aber die Lokomotive nicht, darum stehen sie in der Einsteighalle von Ebmeten, wenn der Weg sie einmal aus ihrem Talwinkel herausführt, immer mit weitgesperrten Augen und Mäulern so angedonnert da, daß man sie vor lauter Mitleid gern haben muß. Der Christen kam auf der breiten sauberen Straße daher, die zum Bahnhof führt. Er war im Sonntagsstaat; ich sah ihn zum erstenmal so herausgeputzt. Einen neuen Hut hatte er an, der noch vor Schwärze glänzte und den man sich noch nicht einmal in der ganzen Farbenvergangenheit des Werktaghutes vorstellen konnte, zu der er doch einst hinabsinken mußte. Sein Anzug war ein bischen warm für die Jahreszeit, aus schwerem grauem, kurzhaarigem Schafwollstoff mit Hirschhornknöpfen. Von den Hosen hingen keine Franzen; aber kurz waren sie auch und ließen zwischen den derben, stark eingefetteten Schuhen den grauen gestrickten Strumpf sehen. Das Gesicht des Christeli war so gelbbraun und so frisch wie immer, vielleicht noch frischer als sonst. Es war, als sei das schwarze Haar an den Schläfen noch feucht, die Ohrläppchen und der Zipfel der starken festen Nase waren rot, just als trockne das kalte Waschwasser erst in den Tälchen des Gesichts. In der Hand trug der Christen einen grauen Handkoffer. Der hatte früher den zwei Brüdern gedient, wann sie zum Militär einrückten, war deshalb nicht mehr gerade neu, auch nicht mehr ganz diebs-

sicher, weshalb dem Schloß zur Unterstützung ein alter faseriger Strick um den Kofferbauch gewunden war.

Je näher der Christen dem Bahnhof kam, desto mehr veränderten sich seine Züge, die anfänglich hell gewesen waren wie der Himmel, der ihm mit seiner schönsten Sonne aus dem Heimattal zündete. Es war, als ziehe sich Linie um Linie des Gesichtes straff, die braunen Augen, die vorher von Lehne zu Lehne, von Hütte zu Hütte die Frage geblitzt hatten: „Seht ihr mich, wie ich ausziehe?" wurden ruhig, schauten geradeaus, mit einer Art Starrheit, als wäre ihr Blick an ein Ziel genagelt, dem der Christen fadengerade zugeleitet werde. Wenn ihm Leute begegneten, grüßte er nicht. Er stapfte nur fürbaß, etwas wie Zorn im Gesicht, als lägen hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Bahnhof und müßte er sie mit dem zornigen Gesicht hinwegschrecken. Was brauchten Leute ihn anzusehen? Es sahen ihn aber ganz viele an. Und er merkte, wie sie lächelten. Eine dünne Röte kroch in seine hageren Wangen und seine Schritte wurden größer. Dann tauchte er in die Menge der Reisenden unter, die sich in den Gängen des Bahnhofs drängte. Ich sah ihn nachher daraus auftauchen, als er seine Fahrkarte in der Hand die Einsteigehalle betrat. Seine Züge hatten jetzt einen ganz harten Schnitt. Es war, als sähe man ihn sich selber zusprechen: Hindurch mußt, Christen, und wenn es das Leben kostet! So stieg er in den Wagen dritter Klasse, schob den Handkoffer unter die erste Bank gleich an der Türe und setzte sich. Rings um ihn füllten sich die Plätze, Stimmen schwirrten, in allen Sprachen fuhren Worte und Rufe hin und wider, der Christen saß wie ein Held in dem Getriebe und zuckte nicht, obwohl ihm heiß und kalt war unter all dem Fremdvolk, aber er sprach auch nicht. Als seine Nachbarin, eine dicke redselige Deutsche, die mit drei

Töchtern reiste und mit diesen des Christelis nächste Umgebung bildete, ihn fragte: Nun, und wo willst du hin, allein, Kleiner? drehte er nur den Kopf nach dem Fenster und sagte kein Wort. Die Frau lachte laut auf darüber nachher. Dann pfiff der Zug und fuhr ab.

Als der Arnold-Christen in Obersee ankam, mag er aus dem Gewühl der Reisenden, das da, in der Fremdenstadt, noch zehnmal größer ist als oben in Ebmeten, wiederum aufgetaucht sein wie ein stachliges Sonderwesen, das sich dem übrigen Volk nicht mischt, sondern geradeaus seine besondere Straße geht. Der graue strickumwundene Handkoffer und der Christeli standen nachher hinter dem prachtvollen Bahnhofgebäude, auf dem weiten Platz, wo die Omnibusse der Gasthöfe, eine ganze Herde, die ankommenden Reisenden verschlangen. Der Christen und der Koffer standen etwas abseits, gerade noch nahe genug, daß der Bub das goldene „Hotel Schweizerhof“ auf dem größten und ihm nächsten Hotelwagen lesen konnte. Der „Schweizerhof“ war dem Christen sein Reiseziel. Es fiel ihm ein, daß der beste Weg, in der großen unbekannten Stadt den Gasthof zu finden, der wäre, mit dem Wagen dort, der voller Reisenden war und auf den sie jetzt mächtige Koffer luden, hinzufahren. Er nahm seine Kleiderherberge auf und tat einen Schritt. Da fiel der Blick des uniformierten Portiers auf ihn, flüchtig, spöttisch, so wie man eine dicke verächtliche Fliege ansieht. Der Christen stellte den Koffer wieder nieder und drehte sich ab. Einen Augenblick später machte er sich zu Fuß auf den Weg. Zwei Straßen und eine Brücke leiteten vom Bahnhof hinweg. Er wählte die Brücke. Und weil in diesem Augenblick der Omnibus heranrollte, auf dessen Türbrett, das eine Bein in der Luft schlenkernd, der goldgesäumte Portier

stand, hob der Bub, einen plötzlichen Impuls folgend, zu laufen an und trottete im Sturmschritt dem Rasselkasten nach, den Handkoffer in der Hand. Es war ein Bild, das befremdlich in die Straßen der Stadt sich fügte, so daß die Menschen stillstanden, lachten, mit Fingern wiesen und ein allgemeines Aufsehen entstand.

Die Fahrt des Hotelwagens und der Eillauf des Christen dauerten nicht lang. Das Hotel Schweizerhof stand breit, stolz, groß und vornehm über der Straße, so daß diese einzig es von dem blauen, weiten See trennte. Auf der Straße hielt der Christen an, sah eine Weile zu, wie die Reisenden drüben aus dem Wagen stiegen, das Gepäck abgeladen wurde und der Eingang des Gasthofs sich mit Menschen füllte. Dann biß er die Zähne zusammen und schritt hinüber. Gerade ehe er die weite von Marmorsäulen getragene Halle, betrat, die selbst noch schöner war als droben in Ebmeten die neue Kirche, tat er einen Blick rückwärts und ins Freie hinaus. Ueber der weißen Straße lag die Sonne, aber leuchtender und herrlicher lag sie über dem stillen, wie von leisem Atem gehobenen See. Der schien nach Süden kein Ende zu haben. Weit dehnte sich das leuchtende Blau. Aber, ja, ganz fern baute es sich auf wie aus blauen Dünsten steigend, dunkel am Fuß, weiß in der Höhe, hoch wie Mauern, schlank und zackig wie Türme und ferne und heimlich schimmernd — Berge. Dem Christen gab es einen Stich, als wäre ihm ein Messer in die Seite gefahren, gerade als er den schweren Schuh zum erstenmal auf den Steinplattenboden des Hoteleingangs setzte. Er nahm mit dem letzten Blick die heimatlichen Berge mit in das Haus, das er betrat.

Drinnen schien niemand weder Zeit noch acht für ihn zu haben. Eine ganze Anzahl Menschen standen

noch herum; soeben angekommene Fremde, die in allen Sprachen durcheinander welschten, der Portier in der Goldtressenuniform, ein andrer noch vornehmerer in langem Tressenrock, ein paar Kellner, die hin und her schwirrten wie Fliegen und den Frack wie eine Fahne hinter sich herwehen ließen; endlich ein ganz hoher unter den hohen Menschen, den Zylinder in der Hand, in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Eine fremde, erregte, vielschwatzende Frau sprach den letzteren ein paarmal hintereinander mit „Herr Direktor" an. Der Direktor hielt einen Zettel in der Hand, von dem er Nummern ablas, worauf, wie der Christen deutlich sah, die fremden Reisenden in einen Kasten gesperrt wurden, der mit ihnen plötzlich in die Höhe fuhr. An diesem Kasten stand ein Bub wie er selber einer war, jesses nur ganz anders, auch in eine Uniform gesteckt und geschniegelt und städtisch! Er entdeckte ihn, den Christen, zuerst und stieß den Mann im langen Tressenrock an, als er eben wieder die Kastentür hinter zwei Reisenden schloß, so daß dieser auf Christen aufmerksam wurde. Der kam kurz darauf mit zwei großen Schritten herübergestiegen. „Was willst denn du?" fragte er mit nur halblauter heftiger Stimme und einer Entrüstung im Ton, als hätte der Christeli ihm vorher die Zunge gezeigt. Der schluckte einmal; einen großen Klumpen Zorn und Tränen schluckte er hinunter. Dann murrte er: „Zum Bruder will ich, zum Arnold aus Ober-Ebmeten, der hier ist." Da schob ihn der andre durch eine ziemlich verborgene Tür in der Nähe aus der hellen Halle in die Dunkelheit eines engen Ganges. „Jean," rief er da mit gedämpfter Stimme, in irgendeine Tiefe hinab, „der Jean soll kommen." Dann drehte er sich ab und ging davon. Der Christen stand jetzt nicht nur allein, sondern auch in der Nacht des Flurs völlig blind da. Aber nicht lang. Schritte

kamen über eine steinerne Treppe aus jener Tiefe herauf, in die der Betreßte hinabgeschrien hatte. Auf einmal knackste etwas und der Blitz eines Lichtes sprang so jäh von der Decke herab, daß der Bub ganz dumm dastand, als hätte ihn ein wirklicher Blitz geschlagen, und es hatte doch nur einer eine elektrische Lampe angezündet.

„Bist du's?" fragte dieser eine den Christen und war sein Bruder, der Hans, den er jetzt ein Jahr nicht mehr gesehen und den er kaum mehr erkannt hätte, wenn nicht in der Stimme und Sprache doch noch die Bergrauheit geklungen hätte. Sonst hatte der Hans nicht mehr viel Heimisches an sich. Die Ohren standen ihm noch vom Kopf wie ehedem, aber das Gesicht war so — so glatt, wie die Stadtgesichter sind und — und eine grüne Schürze trug er, eine Weste mit schwarz glänzenden Aermeln dazu, sauber sah er aus.

„Bist du's?" sagte der Hans.

„Tag," gab der Christeli zurück. Er streckte dem Bruder die Hand hin; ihre Finger berührten sich kurz, trocken, wie scheu, wie sie sich in den Bergen grüßen.

„Komm," sagte dann der ältere und stieg über enge gewundene Steintreppen dem Christen voran, immer höher; der Geißbub war schon auf manchen Berg gestiegen, so hoch glaubte er in seinem Leben nie gekommen zu sein.

Endlich hatte die berghaft hohe Treppe ein Ende und mündete in einen Gang, der unterm Dach lag; weißgetünchte Sparren waren hoch an der Decke erkennbar. Auf den Gang führte eine Menge Türen, von denen der Hans eine auftat. „Da schlafen wir," sagte er, „der Küfer schläft auch da und der Liftbub." Was das für zwei waren, wunderte den

Christen nicht, weil ihm der Kopf schon dumpf war und nichts Neues mehr darin Raum hatte.

„Zieh das Sonntagsgewand aus," befahl jetzt der Hans, „dann kommst herunter, über die Treppe hinab in die Putzkammer, wirst es schon finden."

Er stand schon wieder in der Tür, als er das sagte. „Wie geht es daheim?" fragte er aber doch noch.

„Gesund sind sie," sagte der Christen. Dabei sah er den Bruder mit einem verfahrenen Blick an, sah gar nicht den, sondern irgendwie durch denselben hindurch in blaue, dunstumsponnene Ferne. Da ragten sie auf — Berge — Berge.

„Mach, eil dich," sagte der Hans.

„Ja," gab der Christen mechanisch zurück. Aber als der andre schon hinaus war und die Tür geschlossen hatte, stand er noch immer und sah ins Leere und sah fern verschleiert — das — was er von der Straße in die Gasthofhalle tretend mit in das Haus hereingenommen hatte. Er mußte sich einen Stoß geben, daß er davon loskam. Nachher tat er seinen Handkoffer auf und zog sich um. Das dauerte nicht lang'; denn eine Unruhe trieb ihn, zu erfahren, was in diesem großen, fremden Haus, in dem einer nicht Luft hatte zu atmen, weiter werden würde. Er verließ die Kammer und suchte die dunkle Treppe, fand sie auch und stieg hinab. Seine schweren Schuhe klapperten auf den Steinstufen. Er stieg hinab und hinab und gab sich Mühe, die eignen Tritte zu dämpfen, deren Schwere ihm zum erstenmal in seinem Leben auffiel. Endlich fing es an heller zu werden — ein Lichtstreifen stach aus irgend einer Tiefe herauf. — Das dunkle Blut trat ihm in die braunen Backen, als er kurz darauf vor der Tür eines großen, lauten Raumes anlangte, von dem, so unerfahren er war, er doch wußte, daß er eine Küche war. Zwei mächtige Herde

mit glänzendem Kupfergeschirr standen in der Mitte und an die zwölf Köche in weißen Jacken, Schürzen und Kappen fuhren hin und her. Eine Menge andrer Leute ging ab und zu, es war ein Lärm, Rasseln, Klirren, Klappern, Schwatzen, Schelten, Lachen, daß einem der Kopf davon brummte. Und in der hellen Tür stand der Christeli wie aus einer andern Welt hergeregnet, unbeholfen, klein und klotzig, rauh und eckig, wie ein rechter Stein, der sich denen da, dem Küchenvolk, in den Weg gewälzt. Inzwischen kam von hinten der Hans Arnold über den Geißbub. Woher der aufgetaucht war, wußte der Christen nicht; der Teufel mochte sich da unten in dem Gewirr von Gängen zurechtfinden!

„Komm doch," sagte der Hans ärgerlich. Da ging der Christen dem Bruder nach, aber er sah nicht, wohin ihn der brachte. Sie standen gleich darauf an einer andern Tür, die zu einem kleineren, allerlei Maschinenzeug haltenden Raum führte. Der Christen sah, daß das dem Hans sein Reich sein mußte, also auch seines. Er staunte die Maschinen an, von denen eine ein Rad war, in dem Messer steckten. Als er das eine Zeitlang betrachtet hatte, war es auf einmal verschwunden und statt seiner war Dunst und Nebel und fernes Gebirg und er starrte hinüber und dachte: ‚Jetzt laufst dann, wieder heim laufst!' Eine lange Weile merkte er nicht, daß der Hans auf einem Tisch saß und auf ihn einredete, ihm gute Lehren gab, ihn foppte und schmälte zugleich, weil er so dumm sei.

„Morgen mußt zum Herrn!"

Erst dieses Wort fing Christens Ohr auf. Er fuhr herum. „So zum Herrn, zu dem, dem der Schweizerhof gehört?" fragte er.

„Ja, da wirst eingeschrieben. Eine Predigt bekommst auch, wie dich zu halten und was zu tun

hast! Stell dich dann nicht so dumm! Sagst auch ja zu allem, hast gehört, nachher kannst immer tun wie du willst und ich will dich schon weisen."

Der Christen sah den Hans an. Der tat, als ob er etwas gelte in dem großen Haus, war nicht scheu und langsam, wie doch jeder in Ober-Ebmeten, war — war kein rechter Ebmeter mehr! Der Christen würde das vielleicht laut herausgesagt haben, aber der andre stieg eben von seinem Tisch, weil eine Glocke tönte und sagte: „Zum Essen läutet's. Komm, du! Wirst wohl mögen!"

So trotteten sie zusammen nach der großen heißen hellen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei große Tische und eine Herde Brettstühle standen. Um die Tische herum saß ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschniegelte und schlichtere, nur bäurisch wie der Christeli war keins. Aber sie schwatzten und aßen hastig und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederließen. An seinem einen Ende saß ein Herr mit einer weißen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner, mit einem Bürgermeisterbauch und einem großen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weißen Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel. „Der Sekretär, der Oberkellner und die Haushälterin," erklärte der Hans, weil er sah, daß der Christen hinüberstarrte. Zu jenen trat jetzt einer von den Köchen, ein großer dicker Mann mit einem fetten Gesicht und fetten Fingern. Der Christen hatte gesehen, daß der in der Küche nichts tat, sondern nur befahl, daß er also wohl eine Art Kochoberst sein mußte. Jetzt aber trug er eine große gedeckte

Schüssel und stellte sie eigenhändig vor die drei wichtigen Persönlichkeiten hin, die der Hans vorhin benannt hatte. Diese schlugen darüber ein Hallo auf, drückten dem Küchenmensch die Hand und nannten ihn mit allen schönen Namen.

„Alle Augenblicke steckt er denen etwas Besonderes zu," murrte der Hans dem Christen ins Ohr, „wir andern müssen fressen, was auf den Tisch kommt."

Das schien aber dem Christen nicht zutreffend; denn ein Kellner, der eben eine Platte mit Hühnerbraten in die Küche gebracht hatte, kam gar nicht erst an den Tisch herüber, sondern griff mit fünf Fingern in seine Platte, nahm und nagte, was und so viel ihm beliebte, in einer andern Ecke aber stand ein Mädchen und schlang von einem kunstvollen Bau einer süßen Speise hastig so viel hinunter, als für sechs gewöhnliche Menschen genügt hätte.

Und das ganze Treiben war fremd, unschön; wider den Strich ging es einem. Der Christen war baff. Er nahm mechanisch ein Stück Fleisch aus einer Schüssel, die ihm einer hinbot, aber die Augen hatten so viel zu tun, daß der Mund nicht auf seine Rechnung kam. Jetzt stieß eines der Frauenzimmer einen kleinen Schrei aus und ein allgemeines Gelächter entstand, weil der Person ihr Nachbar, der Goldtressenportier, sie geküßt hatte. Darauf kreischte eine andre, weil einer der Köche sie in den Arm kniff, dann schimpfte hier einer und dort schüttelte ein andrer sich vor Lachen und dann warf der Oberkoch einem seiner Handlanger eine Pfanne nach, weiß der Himmel warum. Der Christen saß und hatte keinen Atem. Keine Luft war in dem Küchenloch und unter den Menschen allen und keine Stille war da und — und —

Ha — jetzt war alles versunken, der Wirrwarr der essenden und schnatternden Gasthofsangestellten und

die Küche und die Wände und — Nebel war und ein Weg — hinauf — hinauf zwischen Lehnen und Felsen — heim!

Der Christen stand auf; er hatte noch keinen Bissen angerührt.

„Was willst denn? Iß doch einmal," sagte der Hans. Der Bub gab keine Antwort. Er ging zwischen den Tischen hindurch auf seinen schweren klappernden Schuhen unbeholfen aber störrisch.

„Wo willst denn hin, du?" rief der Hans ihm nach. Die am Tisch lachten. Als der Christen immer weiter ging, nicht Antwort gab und sich nicht umsah, wieherten sie. Aber der Bub trat in die Küche und ging zur Tür hinaus.

Als der Hans nach einer Weile oben in der Kammer ihn suchte, lag er im Bett und tat als schliefe er. ‚Wart,' dachte jener, ‚morgen will ich dich drillen.'

Am andern Morgen rüttelte er den Christen frühzeitig aus dem Schlafe. „Du, mach, daß fertig wirst, wir müssen früh an die Arbeit hier, tu nicht so faul, beim Eid!"

Der Christen war in Ober-Ebmeten mit der Sonne aufgewesen; von Langschlafen hatte er nie etwas gewußt. Jetzt aber murrte er, drehte und dehnte sich, während der andere in die Kleider fuhr und schimpfte. Der Kleine brachte es auch fertig, erst mit einem Bein aus dem Bett zu sein, als ihre beiden Schlafgenossen schon aus der Tür waren und der Hans, der ihm im Zorn die Bettdecke weggerissen hatte, mit einem: „Dem Vater will ich es berichten, was du für ein stieriger bist, ein Holzkopf, ein besessener" das Zimmer verließ. Dann aber ging es wunderbar schnell, daß der Christen auf einmal geschuht und gewandet im Eingang zur Putzstube des Bruders stand. Nicht nur geschuht und gewandet, auch den neuen schwarzen

Filzhut hatte er auf und den Handkoffer trug er in Hand. Er stellte den letztern fest auf den Boden, so daß der Hans, der emsig daran war, einen Stiefel glänzend zu reiben, sich umsah und dann so wie angedonnert dastand, daß trotz seiner verfeinerten Gasthofkleidung plötzlich der Ober-Ebmeter wieder an ihm erkennbar war, der ob etwas Neuem Maul und Augen aufreißt. Er glich jetzt auch dem Christeli wieder, und auf's Haar.

„Ich gehe dann wieder heim!" sagte der.

„Was?"

Der Schuh flog auf die Putzbank. Mit der Bürste kam der Hans auf den Christen los. „Meinst, ich lass' mich für das ansehn? Eine Stelle habe ich dir besorgt hier, jetzt willst fortlaufen und ihn zum Narren halten, den Herrn! Meinst — meinst, das lass' ich mir nachsagen! Willst den Koffer hinauftragen oder nicht und" — er hob drohend die Bürste.

„Blas mir," sagte der Christeli. Sein braunes Gesicht sah aus wie gegossen, Zug um Zug ganz straff und fest. Die braunen Augen leuchteten in einem kriegerischen Zorn. In diesem Augenblick kamen schwere knarrende Schritte den Steinbodenflur entlang, der Goldtressenportier! Er blieb stehen. „Was ist denn?" fragte er.

„Er will fortlaufen," sagte der Hans, der so wild war, daß er fast flennte.

„Dreckbub, du," sagte der mit den Goldtressen. „Willst wohl an die Arbeit gehen oder —" drohte er dann und streckte den Arm aus, als ob er den Christen schütteln wollte. Der bückte sich, entwischte und stellte sich wieder, ein paar Schritte entfernt, den Handkoffer fest in der Hand. „Blas mir, du," sagte er. Damit zündete er mit einem braunen Blitz aus seinen Augen furchtlos in die des Tressenmannes. Im

nächsten Augenblick stürmte er davon. Fast durch Zufall fand er den Weg gleich in die Vorhalle, wo die Säulen standen und alles Pracht und Reichtum war. Hier rannte er gegen den fein schwarz gekleideten, zylindertragenden Herrn, den Direktor.

„Wo willst denn du hin?“ fragte der.

„Blas mir,“ schrie der Christen zum drittenmal und schwang den Handkoffer, daß er selber nur so flog. Dann stürmte er aus der großen, weit offenen Tür auf die Straße, sah nichts mehr, hörte nichts mehr, merkte nur plötzlich, daß er Luft hatte, freie, morgendliche Luft. Da jauchzte er, gellend und jäh: „Juhuhuhui.“

Die Straße war noch still, die wenigen Vorübergehenden aber blieben stehen, starrten ihn an, lachten, — einer schimpfte: Auch ein guter, scheint er, der Lausbub da. —

Aber in der Ferne, weit über dem nebelverhangenen See schimmerte es weiß und wie rosig übergossen, als brenne ein Licht verborgen hinter Schleiern und werfe seinen Schein auf Schnee — fern — fern! — Das waren die Berge!

— — — — — — — — — — — — —

Ich habe das Kuhhorn gehört, in das der Geiß-Christeli stieß, als er von seiner Talreise heimkam. Ich weiß nicht, welche Macht in dem Brüllen des Horns gelegen hat, wenn der Uristier der Alten hineinstieß in Kampf und Sieg! Aber — aber, mir scheint — der kann auch nicht mächtiger hineingeblasen haben als jetzt der Christeli. In dem Hornton war Brüllen und Jauchzen und Schmettern, man fühlte, wie dem der hineinstieß die Brust schwoll, ja man zagte fast: wird sie ihm nicht springen!

Und — irgendwie — an dem Geißbub, dem krummbeinigen, braunen, dem Alltagbub, dem einer hundert-

mal begegnen kann, ehe er ihm einmal auffällt, ist seitdem etwas! Etwas Großes ist auf einmal an ihm.

In den Bergen haust das arme Volk. Da hocken die Bauern unter den Lawinen und wenn diese kommen und Gaden und Häuser zerschmettern, stehen jene und starren und nachher stellen sie Häuser und Gaden wieder hin, wo die zerstörten gestanden, zäh, weil — es nur einen Heimatboden gibt. Da hocken Bauern und hungern und sehen weiter unten im Tal die Leute auswandern, die arm sind wie sie, und anderwärts ein leichteres Brod suchen, sehen es und bleiben sitzen, weil — weil es nur einen Heimatboden gibt! Ihrer einer ist der Bub, der Christen. Heim ist er gekommen, weil er nicht abtrünnig werden kann, und es ist etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig wird in dieser Zeit, da die Geschmeidigen und Feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden und denen die Welt gehört!

Wie der Huber-Dres zu Ehren kam!

1

Ein Mensch wie der Huber-Dres ist nicht alle Tage da. Es kommt auch nicht oft vor, daß ein Dorf so schwer einen Totengräber findet wie Wiggen. In dem Nest am großen Loch aber, durch das die Eisenbahn aus dem deutschen Kanton in den welschen hinüberrasselt, wollte sich keiner finden, der den paar Menschen, die im Jahr sich zum großen Schlaf streckten, zur letzten Bettstatt half. Darum machten die Wiggener vor ungefähr zwanzig Jahren den Huber-Dres, den Tunnelwärter, in der Gemeindeversammlung zum Friedhofgärtner, ohne daß der sich irgend um das Amt bemüht hätte, vielleicht, weil er der einzige war, von dem sie annehmen durften, daß er es nicht ablehnen würde. Der Huber-Dres war nämlich wegen seiner Gutmütigkeit im ganzen Tal bekannt. Viele Leute lachten über ihn, sahen ihn für einen dummen Kerl an, mit dem einer machen konnte, was er wollte; wenige nur, die in der Welt nicht nur gafften, sondern über das Gesehene nachdachten, blickten sonderbar ernsthaft auf ihn und meinten in seiner Gutmütigkeit etwas Feierliches zu sehen, etwas, vor dem man gleichsam in Gedanken den Hut abnehmen mußte. Der Dres lehnte das Amt nicht ab, nahm es aber auch nicht eigentlich an. Als nach seiner Wahl die Wiggener merkten, daß er Lust hatte, ihnen abzusagen, kamen sie zu ihm, schilderten ihm ihre Not, ihre Totengräbernot, und setzten ihm mit Bitten zu, bis er ihnen versprach, so lange die Gräber für sie auszuwerfen, bis

sich ein andrer Mensch gemeldet haben würde. Darauf schrieben sie geraume Zeit Jahr für Jahr die Stelle aus, nie aber bewarb sich einer um den karg besoldeten Posten und der Dres amtete stillschweigend weiter. Allmählich vergaßen die Wiggener das Ausschreiben und der Dres das Absagen, ja, es würde den letzteren wohl sauer angekommen sein, das Amt zu lassen, für das allmählich eine eigentümliche Liebe ihn erfaßt hatte.

Der Dres wohnt am großen Tunnel, dicht neben dem schweren, schwarzen Eingangsportal. Da steht ein zweistöckiges, schindelbedecktes Haus ohne Fensterladen. Der erste Stock hat verrammelte Türen und Fenster und besteht aus einem einzigen Raum, der während des Tunnelbaus als Magazin gedient hat; im zweiten Stock wohnen der Dres und seine Enkelin, die Martha. Wenn die beiden aber in einem wirklichen Schlot ihre Statt aufgeschlagen hätten, so würden sie kaum an einem schwärzeren, stickigeren Orte hausen. Das Haus ist verraucht wie ein alter, alter Pfeifenkopf. Der Ruß sitzt in allen Poren der Mauern, liegt über den schadhaften Schindeln und klebt an den Fenstern, die eine eigne matte Bleifarbe haben. Und diese Fenster kann der Dres kaum je öffnen, weil der große Tunnel raucht und raucht und raucht und weil der Qualm immer und immer über das schwarze öde Gebäude zieht. Da hat der Alte also keine beneidenswerte Wohnstatt. Aber auch nach hinten hat er keinen freundlichen Auslug. Rings um sein Haus stehen die Ruinen einer Anzahl andrer Gebäude, die zur großen Bahnbauzeit benutzt wurden und jetzt zerfallen, und dicht hinter denen steigt der dunkle, steintrümmerbesäte Berg an und nimmt die Sonne von den zerfallenen Bauten und vom Haus des Tunnelwärters, hebt aber das schöne, klare Haupt so hoch in den

Himmel, daß der Dres nicht einmal die Genugtuung hat, aus einer seiner Stuben wenigstens das Licht fern auf dem hohen Berge sehen zu können. Weiß einer aber nun, warum dem Dres sein zweites, sein Totengräberamt, lieb geworden ist? So schwer ist das Rätsel nicht! Hat nicht der Städter, der in enger Gasse wohnt, seinen Garten vor dem Stadtbann lieb? Wie diesem, wenn er um Feierabend oder Sonntags hinausgeht, zwischen seinen Beeten zu wandeln und friedlich unter seinen Bäumen zu rasten, ist dem Dres zumute, wenn er den Friedhof besorgt. Zu seinem Garten ist ihm allgemach der Gottesacker geworden. Darum gäbe er ihn auch schwer wieder her. So rußig und dunkel sein Wohnhaus ist, so hell und frei ist dieser sein Garten. Er liegt etwas außerhalb des Dorfes im grünen Wiggental. Matten und Lehnen ringsum und inmitten der ummauerte Totenhof! Eine große, andächtige Stille in dem Tal, durch das kein Wagen rollt, keine Stadtvolksmenge drängt, nur der wortkarge Bauer einzeln und schwerschrittig geht! Die ernsthaften Berge niederzuschauen auf die ruhevolle Menschenruhestatt! Ueber ihnen ein Stück Himmel, gerade groß genug, daß einer sehen kann, wie über den Zinnen und Zacken noch etwas ist, etwas wie ein weites blaues Land!

Da amtet der Dres!

Wenn er drüben im Tunnel dienstfrei ist, arbeitet er an der Sauberhaltung seiner Gräber; wenn er einen zu bestatten hat und sollte doch am Tunnel Wache stehen, so stellt sich dort statt seiner die Martha hin, die ein Eisenbahnerkind ist und Bescheid weiß wie der Großvater selber. Aber den Dres muß einer sehen am Tunnel und auf dem Friedhof: er ist fast wie zwei Menschen und ist doch wieder derselbe. Am Tunnel steht er im blauen aber rußgeschwärzten

Diensthemd und der dunkeln Schirmkappe, steht und geht aufrechter als sonst, die Bewegungen der mittelgroßen, derben Gestalt sind gleichsam nach einem Dienstgesetze geregelt, knapp, kurz, und in dem braunen, auch rußigen Gesicht mit der großen, weichgebogenen Nase, der glattrasierten Oberlippe und dem weißen Bartkranz, der wie eine Binde von den Schläfen gegen das Kinn und unter diesem zusammenläuft, ist ein Zug von an Verdrießlichkeit streifendem Ernst. Auf dem Friedhof arbeitet er in einer alten Hose, hemdärmelig und barhaupt. Da ist er ein Bauer wie jeder Wiggener. Er bewegt sich schwer, plump, gemach und lässig, komm' ich heute nicht, komm' ich morgen. Sein Gesicht ist heller, weil er sich den Ruß abwäscht, wenn er auf den Friedhof geht; schön aber ist sein bloßer weißer, ganz weißer Kopf mit dem dichten, kurzen Haar, von dem der Bart nun erst recht wie eine Binde auszulaufen scheint, so daß ein flüchtig Hinblickender leicht glauben könnte, es säße eine weiße Haube über dem braunen Gesicht. Am schönsten aber ist das, was in dem Gesicht selber liegt, das, woraus die meisten lesen wollen, daß er ein dummer Kerl sei, der Dres, was aber nur eine sonderbare, große, innere Stille ist! Diesen Ausdruck hat der Dres übrigens auch, wenn er am Tunnel Dienst tut, nur ist er hinter dem Diensternst verborgen und bricht nur immer wieder hindurch, wenn der Alte einmal müßig steht und Zeit hat, sich auf sich selber zu besinnen. Das ist eben das Seltsame an ihm, daß der Friede in seinem Gesicht nicht von außen kommt und nicht von der Sonne und den Wolken des Himmels abhängig ist, sondern daß er ihn wie aus einem unerschöpflichen Brunnen aus sich selber heraufholen kann. Der Brunnen versiegte nicht, als die Agatha, des Andres Weib, ihm wegstarb und

er ihr selber die letzte Wohnung in die braune Wiggenerde schnitt. Ja, die, die aus seinem Gesicht die Dummheit lesen wollten, konnten bei diesem Anlaß neuen Grund für ihren Glauben finden; denn das Gesicht veränderte sich wenig in dieser Stunde. Es zuckte wohl hie und da darin; es mochte sogar sein, daß der Dres einmal mit der erdigen Hand sich in die Augen fuhr, während er das Grab bereitete, aber, was zu dieser Zeit an ihm anders war, das konnte nur ein ganz scharfes Auge entdecken, das lag in der Art, wie er arbeitete. Sorglich maß er die Grube, sorglich stieg er, als sie ausgeworfen war, immer wieder hinab und scharrte da und dort einen kleinen Erdvorsprung hinweg, damit er nicht später nachrutsche und alles schön still sei in dem viereckigen Hause. In jeder Bewegung war zu lesen: Schön mußt es haben, alte Agatha, meine! Und wer weiß, ob nicht auch das andre zu lesen war: Warum flennen! Warum unzufrieden sein! Du legst dich doch selber in ein paar Jahren hin, alter Dres, in das Wiggenerdeviereck, wo die Agatha jetzt sich strecken wird. Der Friedensbrunnen also versiegte dem Huber-Andres nicht.

Damals nicht und nachher nicht!

Da gab es doch noch manchen Rippenstoß des Schicksals auszuhalten.

Als da der Johann, der einzige Sohn, unter den Zug kam im Tunnel und sie ihn der Schwiegertochter ins rußige Haus trugen, dem armen Weibe, das mit dem zweiten späten Kinde ging. Dann — der Johann lag erst vier Tage im Friedhof — als ihm sein Weib und das Kleine nachkamen, jene in schwerem Wochenbett erlegen! Der Dres und des Johann Aelteste, die Martha, blieben allein übrig. Aber der Dres hatte seine innere Stille noch, behielt sie selber an

dem Tag, als der Berg kam. Und da zitterten doch die ganzen Wiggener, nicht nur ihre Häuser.

Es hatte lange geregnet. Da brechen immer die mürben Stücke aus den Felswänden. Auf einmal krachte es über Wiggen wie Donner, wenn der Blitz einschlägt und gegen die Tunnelbaracken fuhr vom Berg nieder eine Herde Steinblöcke, zwei, drei große inmitten — schwer, mit dumpfem Aufschlag — ein Heer kleinerer um sie herum, hüpfend, splitternd und knallend.

„Jesus, der Dres," kreischten die Wiggener.

Der Dres und die Martha waren auch mit schnellen Beinen aus ihrem Rußhaus heraus und im Tunnel drin, wo sie sicher waren. Aber die Blöcke fuhren in die unbewohnten Gebäude, schlugen Mauern durch, daß eine Staubwolke über der Stelle aufwirbelte, und zerschmetterten morsche Balken und faule Schindeln zu Pulver. An dem Dres seinem Hause sprang nur ein kleines Steinchen in ein Fenster wie mit einem: Du, nimm dich in acht! Und doch zog der Alte ruhig, als ob nichts geschehen wäre, wieder hinein. Die Wiggener fuhren ihn an, grob die einen, höhnisch die andern, mitleidig drei, vier: „Wirst doch nicht da wohnen bleiben, wo du deines Lebens nicht sicher bist!"

Er aber antwortete: „Natürlich bleibe ich! Wie sollte ich nicht! Wenn mich der Herrgott erschlagen will, kann er es anderswo so gut wie da."

Die Wiggener zuckten seither noch mehr als früher die Schultern: „Bah, ein dummer Kerl ist er, der Dres! Ein andrer ließe doch nicht so ohne zu muckſen alles über sich ergehen." Und so war der Alte trotz der Dienste, die er den Bauern als Totengräber leistete, ein verachteter oder doch ein unbeachteter Mensch. Ja, die Wiggener schöpften aus seiner Gut-

mütigkeit für sich allmählich das Recht, von ihrer Herrenhöhe herab zu finden, der Dres möge froh über das Dorfbrot sein, das er aß, und wendeten allgemach den Spieß, bis sie die schöne Ueberzeugung gewannen, daß sie nicht mehr dem Dres, sondern dieser ihnen verpflichtet sei.

Aber es ist oft sonderbar, wie Menschen lange beieinander wohnen, einander täglich mit Augen sehen und wenig Gutes, Großes oder Bemerkenswertes aneinander finden und wie dann einmal der Herrgott dumpf und hallend auf den Amboß schlägt, daß jene aus ihrer Gleichgültigkeit auffahren und staunend einen der Ihren aus dem Rahmen seiner Alltäglichkeit heraustreten und wie gewachsen und geadelt vor sich stehen sehen. So ging es — freilich in seinen bescheidenen Grenzen — zu Wiggen mit dem alten Dres.

2

Es ging ein heißer, regenarmer Sommer über Wiggen hin. Auf den Gletschern schwand der Schnee und das graue Eis lag bloß. Die Felskuppen waren heiß wie Wüstensteine; reglos und wie tot stand der Wald und die Lehnen trugen brandige Stellen, als beginne das Herbststerben. Nur der wilde Dorfbach, der hoch vom Schyn herunterkam, donnerte lauter denn je in die Talstille, rollte die Steine in seinem Bett und warf Gischt an Uferstellen hinauf, die er nie berührt hatte; denn das Schwinden des Gletschers machte ihn groß. Der Bach war der lebendigste zu Wiggen; die Bauern schnauften, den harten Menschen, die um keine Wintertücken und kein rauhes Wetter sich kümmerten, wurden in der Hitze die schweren Glieder schlaff. Ihre Tiere selbst dürsteten nach Regen.

Dem alten Dres machte sein Garten Sorge, sein Friedhofgarten, und da erlebten nun die Wiggener wiederum etwas Sonderbares an ihm.

Eines Abends als Feierzeit war, der Großbauer pfeifenschmauchend auf seiner Hausbank saß, der Taglöhner in seiner verwitterten Tür stehend Ruhe sein ließ, auf der und jener Schwelle Weiber und Kinder hockten, kam der Dres mit seiner Enkelin durchs Dorf gegangen. Erst achteten sie des Alten nicht groß, sahen noch eher nach der sechzehnjährigen Martha, der zwei lange blonde Zöpfe in den Rücken hingen, die schlank und geschmeidig war, ein gesundfarbiges, hübsches Gesicht hatte und bald eine abgeben konnte, die auf den Tanzboden taugte. Von der Martha aber gingen ihre Blicke auf etwas, was der Dres in der Hand trug, ein zu Wiggen seltenes Instrument, eine Gießkanne. Zum Staunen in ihren Blicken trat bald der Spott. Gleich war auch das Lachen da, das mitleidige Lachen über den dummen Dres. Es fiel ihnen gleich ein, was der im Sinne trug. Auf den Friedhof wollte er, begießen gehen! Das war noch nie vorgekommen! Sie vergaßen, daß auch die Trockenheit noch nie dagewesen war. Der Dres aber sah ihre spöttischen Blicke nicht. Mit weiten Schritten, daß die schweren Schuhe auf der Straße klapperten, ging er seines Weges, nickte jedem, an dem er vorbeiging, sein „guten Abend" zu und hielt sich bei keinem auf. Da stach einige der Wiggener die Spottlust, daß sie ihm nachgingen: Sehen wollten sie, wie er den Friedhof begoß, wo doch kein Wasser in der Nähe war. Auf die Mauer des Friedhofweges setzten sie sich hin, gafften dem Gebaren des Dres zu und sahen ein nicht alltägliches Bild. Der Alte legte Rock und Hut ab und ging mit seiner Kanne davon, während die Martha sich auf den Gräbern zu schaffen

machte. Hinten um die Friedhofmauer bog er und verschwand gegen den Fluß hinab.

„Beim Eid, bis an den Bach geht er es holen, das Wasser," lachten die auf der Mauer und rissen Witze, und allmählich sammelten sich andre zu ihnen. Bald kam der Dres zurück. Sie sahen ihn aus dem Schatten heraufkommen, der schon über dem Wasser lag. Zuerst tauchte der weiße Kopf über einen grünen Hügelrücken herauf und dann der breite, nur mit dem rauhweißen Hemde bekleidete Oberkörper und endlich stieg der ganze schwerfällige Mensch, die Kanne tragend, heran. Scharf trat die Gestalt ins Licht, das über den Totenhof noch golden und warm hinfloß, und die Wiggener lachten: „Da ist er mit dem Wasser, der Dres, der Schwachkopf!"

Der aber leerte seine Kanne, ging wieder seinen weiten Weg und kam zum zweitenmal zurück. Und die auf der Mauer warteten schon auf ihn. Während er so ging und kam, ließen sie sich in kindischer Freude sein Herauftauchen zum Spiel werden und paßten, wenn er verschwunden war, auf den weißen Kopf, bis er wieder hinter dem Hügel sichtbar wurde, wieherten dann und machten Hallo, so daß die Martha jedesmal zornig von ihrer Arbeit aufsah. Endlich hielt sich das Mädchen nicht länger. „Sie lachen dich nur aus, Großvater," sagte sie zum Dres, als er eben wieder die volle Brause über einen Blumenhügel sprühen ließ.

„Laß sie doch", sagte dieser und lachte und lachte kaum der Wiggener wegen, sondern ließ seine Gedanken bei seiner Arbeit sein und freute sich über die Frische, die unter seinem Begießen in den kargen Blust seines Gartens kam. Allmählich kamen die von der Mauer näher, lehnten über den Friedhofwall herein und ließen ihn ihren Spott aus der Nähe kosten. Er

aber ereiferte sich keinen Augenblick, sah sie ruhig an und gab da und dort ein Wort zurück, bis ihnen die Lust am Foppen, ohne daß sie es recht merkten, verging. Aber sie fühlten sich doch mächtig erhaben über ihn, fühlten sich so auch noch folgenden Tages, der ein Sonntag war und an dem die Dörfler, Männer, Weiber und Kinder auf der Straße sich ergingen, die in der Höhe über dem Tunnelportal aus Wiggen hinaus in eine Schlucht und nach dem nächsten Bergdorf hinaufführt. Es war ein drückend schwerer Tag. Der Himmel trug ein tiefes, brennendes Blau und keine Wolke belebte ihn. Der Föhn strich über die Berge. Auf der Straße der Wiggener war Sonne, über dem Tunnel, dem Haus seines Wärters und der Berghalde in seinem Rücken lag Schatten. Schwerer, schwarzer Rauch quoll aus dem großen Bergloch, langsam und stickig schlug er um die Portalmauer und an den Berg hinan. Tief in Schatten und Rauch sahen die Wiggener gerade um die Zeit, da ihrer am meisten drüben die Straße hinaufzogen, den Dres, der Dienstpause hatte, auf seiner schwarzen Bank am Hause sitzen! Er trug sein blaues Ueberhemd und schmauchte seine Pfeife. Mit einem Strickzeug saß die schlanke Martha neben ihm. Die Menge in der Sonne sah auf das Paar in seiner dunkeln Ecke herab und in ihren Reden, in ihrem ganzen Gebaren und Empfinden war das Hochgefühl, daß sie in ihrer sonnigen Talweite es so viel besser hatten als die beiden da unten im Rauchwinkel und unter dem schlimmen Berg. Einer nach dem andern zuckte wieder die Achsel über den Menschen, der da wohnen blieb, da in der Elendsecke; denn sie wußten noch nicht, wie die Ecke am Abend sicher war und wie gefährlich und gefährdet ihre Talweite. Und mehr als einer sagte das hämische Wort, das zu Wiggen

so oft umging: „Ist er nicht ein dummer Kerl, der Dres!"

Der Unterschied, der zwischen ihrem Winkel und dem hellen Tal war, fiel auch der Martha an diesem Nachmittag auf.

„Siehst, wie sie gaffen," sagte sie zum Großvater. „Gewiß spotten sie wieder, daß wir so im Dunkeln sitzen."

Der Dres saß vornübergebeugt, wie es ihm behaglich war, und antwortete nicht gleich. Die Worte kamen ihm immer langsam, man konnte gleichsam immer seine Gedanken gehen hören, ehe sie zu Worten wurden.

„Spotten meinst?", sagte er endlich. „Weil sie es dort hell haben und wir hier dunkel? — Ich meine, es schaut sich viel besser aus der Dunkelheit in die Helle hinaus als umgekehrt."

Er schien bei diesen Worten erst inne zu werden, wie schön die Talweite war, die vor ihren Blicken lag, hob die Hand, die rußig war wie alles hier am Tunnel, und zeigte ins Freie hinaus. „Siehst", sagte er, „wie der Schyn vom Himmel absteht, gerade wie aus ihm herausgeschnitzt, und wie der Gritwald dort dunkel ist und der Schneestock weiß darüber, wie Tag und Nacht."

Die Martha tat ihre hellbraunen, großen Augen weiter auf und des Großvaters Genügsamkeit steckte auch sie an. Ganz recht hatte er, es war schön, in die große Klarheit hineinzuschauen; man vergaß, wo man war!

Die ganze Freistunde hindurch saßen darauf die beiden in schweigender Behaglichkeit da; nachher ging der Dres an seinen Tunnelposten zurück und die Martha hatte im Hause zu tun. Sie hatten nachher nicht mehr Muße, sich zu kümmern, ob es in ihrem

Winkel immer noch dunkel und jenseits über dem Dorf immer noch hell sei; nur daß der Föhn heftiger wurde, merkte Dres an dem Rauch, der in schweren und immer dichteren Massen aus dem Tunnel hervordrängte. Als der Tag um und Feierabend war, fand der Alte, der nach seinem Haus hinüberschritt, daß die Martha ihm sein karges Gedeck für das Abendbrot auf der Hausbank bereit gestellt hatte, und diese, als sie ihn kommen sah, trat aus der Haustür und sagte: „Ihr müßt draußen essen, Großvater. Wie ein Backofen ist es im Haus, so drückt der Föhn."

Dann wurden sie beide erst wieder auf den Himmel aufmerksam, daß er noch immer dieselbe wunderbare sattblaue Farbe trug wie am Vormittag, die keine Wolkenfärbung unterbrach und daß er auf die in zwei Reihen ins enge Wiggental sich ziehenden, zusammengedrängten Häuser und Hütten des Dorfes näher herabgesunken erschien, auch die Berge wie zusammengerückt aussahen, so daß es war, als müßte das Dorf unter ihrer Wucht ersticken. Der Wald in der Höhe aber bog sich unter einer unsichtbaren und kaum hörbaren Gewalt; an einer Felsenecke da und dort scholl es wie Hornstoß und wieder wie Wehklagen.

„Mir ist immer unheimlich bei dem Wind", sagte die Martha.

„Warum?" fragte der Alte, der sich gemächlich über sein Essen machte.

„Wenn einmal Feuer wäre bei uns, wie jetzt an andern Orten so viel geschehen in dem trockenen Jahr!"

„Ja, es hat oft gebrannt dieses Jahr", sagte der kauende Alte. Dann ließen sie den Gedanken und kamen auf andres, Alltägliches zu reden. Ihr Abend ging hin, wie er am Sonntag immer ging: Sie

saßen am Berghang hinter dem Hause in den Steinen. Der Alte rauchte, die Martha las und staunte manchmal ins Leere, vielleicht doch ein unbestimmtes Verlangen in sich tragend, in ihr junges Leben mehr Freude zu haben als am Tunnel wuchs. Früh gingen sie ins Haus zurück und schlafen.

Aber mitten in der Nacht kam die Martha an die Kammertür des Großvaters gestürmt, vom Jauchzen des Föhns und einer eigentümlichen Unruhe, die vom Dorf herüberzukommen schien, geweckt.

„Steht auf! Um Gottes willen schnell! Es brennt oben im Dorf und der Föhn treibt das Feuer talein!"

Und noch ehe der Alte sich angekleidet hatte, stand sie abermals vor der Tür und schrie: „Jesus, Großvater, so etwas! Es ist fürchterlich zu sehen! Das ganze Dorf verbrennt!"

Noch unter der Tür in die letzten Kleidungsstücke fahrend, kam der Dres hastig zu ihr in den dunkeln Flur gelaufen und miteinander stürmten sie aus dem Hause und hangan einer Stelle zu, von der sie einen Teil des Dorfes übersehen konnten. Was sie sahen, war wie die Martha gesagt hatte: der Schrecken schrie im stillen Tal. Die Nacht war ganz klar, der Mond schien und da und dort lag sein weiches Licht silbern in einer verborgenen Schlucht oder einer Waldlichtung an irgendeinem Berge, aber nur in Winkeln lag es, verdrängt und still und bescheiden; denn die Herrschaft über die Nacht hatte eine sprühende, in der wilden Lust des Sieges bis an den Himmel springende Lohe an sich gerissen. Sie warf eine wunderbar leuchtende Blutfarbe über alle Berge und war so hell, daß jede einzelne Tanne eines Waldes aus ihrer Nacht auftauchte und deutlich mit ihren im Sturme schlagenden grünen Zweigen erkennbar war, daß die hohen Felsen ihre Risse und die Gletscher ihre Spalten scharf und

hart umrissen wie im Glühen des Abends zeigten und daß der Himmel blau war wie am Tag, wo nicht auch er wie in fürchterlichem Feuer brannte. Wald, Berge und Himmel waren ruhig, nur die Sterne an letzterem brachen flirrend und wie mit einem Stich manchmal durch seine Purpurfarbe, über dem aber, was zwischen den Bergen in der Tiefe lag, über dem Dorfe, war Toben und Zerstörung. Vielleicht schien die Wildheit dieser Unruhe um so größer, je mächtiger die Stille der Berge und des Himmels war.

Das Feuer mußte im Haus des Bäckers aufgegangen sein, das gleich am Eingang des Dorfes lag. Es hatte steinerne Mauern und war selber zum Backofen geworden. Aus ihm hob sich die Flamme einen Augenblick schlank und hoch wie eine Gestalt in brennenden Schleppgewanden, dann sprühend und zischend und jetzt jäh vom Winde hingeschlagen als knickte er eine riesige Blume, und als sie hinfuhr, kam für das Bergdorf Wiggen das letzte Stündlein. Der Föhn schien plötzlich in einem langen Atemzuge neue Kraft gewonnen zu haben; er faßte die Flamme am Bäckerhaus und trug sie und riß sie zu Stücken, warf die lodernden Fetzen in die mondweiße Nacht, hoch in die Luft, hin auf die Dächer der Hütten, weit hin, daß sie hinausschossen über die lange Häuserreihe taleinwärts, zur Seite dann, an die Lehne, in den Wald, oft sank ein Feuerpfeil wie kraftlos zwischen die dunkeln, schlagenden Tannen. Und da schoß es auf und da und dort, jetzt wieder eine Hütte und jetzt ein Gaden und jetzt fraß das allmächtige Rot am dunkeln Schindeldach des Kirchturms. Da kam selbst an den Tunnel herüber das Echo eines vielstimmigen Schreies, konnten selbst der Dres und die Martha droben am Hang hören, wie die von Wiggen

in Verzweiflung aufkreischten, als der Brand an ihre Kirche kam.

Dem Dres und dem Mädchen zauste der Föhn die Haare. Der Martha umflatterten sie lang den Kopf, dem Alten fuhr der Sturm nur darüber wie über ein leise aufstäubendes Schneefeld. Sie standen beide mit weitvorgebeugten Häuptern, die Augen in Entsetzen aufgerissen, die Martha schlank und zitternd, der Alte breit, plump mit den schweren Armen schlenkernd wie einer, der nicht weiß, wo er angreifen soll. Aber gerade in des Alten Wesen wandelte sich bald etwas. Als der erste starrende Schrecken überwunden war, hörte das Armschlenkern auf, an der ganzen Gestalt schien Muskel um Muskel sich zu spannen, und in das gutmütige Gesicht kam ein Ausdruck von Entschlossenheit. Er stand nicht mehr lange auf seinem Auslug. Das Halstuch knüpfte er fest, das er nur lose umgenommen, und sprang derweilen schon mit schweren unbeholfenen Sprüngen von der Halde. „Hinüber müssen wir," rief er der Martha zu, „helfen, wo wir können!"

3

Der Dres half, wo es möglich war. An der kleinen Handspritze arbeitete er, daß ihm der Schweiß aus dem dichten Haar rann. Daß er mithalf, beachtete keiner groß. Die Männer von Wiggen standen an der Spritze und arbeiteten wie er, jeder so weit und so lange seine Kraft reichte. Mit blutunterlaufenen Augen stierten sie während des Pumpens in den Brand. Wenn einem der Atem nur noch keuchend kam, trat er beiseite und ließ sich von einem andern ablösen. Und langsam wichen sie mit ihrer kleinen Spritze, deren dünner Wasserstrahl nicht mehr vermochte als der kleine, übersiedende

Schwall, der aus der Pfanne ins Herdfeuer schießt. Rascher und rascher trieb das Feuer sie rückwärts. Der Dres half an der Deichsel ziehen, als sie, geschwärzt und durchnäßt, mit hängenden Köpfen und geschlagen mit ihrem Rettungswerk hinten zum Dorf hinausstampften. Auch dann noch achtete wohl kaum einer darauf, daß er bei ihnen war. Sie waren nicht nur am Körper, sie waren auch am Geist wie zerschlagen und standen, als hätte sie einer mit einem Hammer vor ihre braunen, störrischen Stirnen getroffen.

Die Wiggener standen noch so hinter ihrem Dorf, als auf die fürchterliche Nacht der Tag kam. Ihr Dorf aber war nur eine schwarze Wüste. Ein paar Häuser waren noch übriggeblieben, hoch über dem Dorfbach am Berg, als ob sie sich aus der Schlacht ihrer Genossen mit Sturm und Feuer unter den Wald geflüchtet hätten. Zu ihren Füßen und weit ins Tal hinein wie eine schwarze Zunge war der Weg des Feuers gezeichnet. Balkengerippe ragten in die Luft und halb zerfallene Mauern starrten auf, manchenorts waren die Hütten dem Erdboden gleich gemacht und lag nur ihre Asche über den Boden verstreut. Wo Grasflecke die Häuser umgeben hatten, waren sie versengt, die Gärten verwüstet, hier und dort stach ein Baum ohne Krone wie ein warnender Finger aus der Erde. Manche Trümmerstätte rauchte noch, an vielen Stellen fraß das Feuer unter Haufen von Holz und Heu, selbst an ragenden Balken hingen noch einzelne Flämmlein, als säßen kleine rote Vögel auf schwarzen Stäben. Die Wiggener standen und kauerten bei gerettetem Eigentum am Dorfausgang, verwirrt, aus allen Geleisen geworfen, betäubt. Nur wenige Männer drangen in die Dorfgasse ein und schlugen die Flammen mit Beilen klein, wo sie aus irgendeiner Brandstätte wieder herauswachsen wollten.

Von den draußen kauernden Weibern, die auf die Brandstätte starrten und dann die Blicke verzweifelt in die Runde schweifen ließen, kam vielleicht heute zum erstenmal einer oder der andern die Empfindung, wie weltverloren ihr Bergnest Wiggen war, vielleicht bedrängte die eine oder andre ein Einsamkeitsgefühl, daß sie innerlich fror; denn es war zu Wiggen nicht wie es im Tale gewesen wäre, daß aus den Nachbardörfern Neugierige und Hilfsbereite in Scharen herbeigeströmt wären, wenigstens nicht an diesem ersten Tag. Von Anderhalden, dem eine Stunde tiefer im Tal gelegenen Dorfe, waren freilich in der Nacht einige Bauern heraufgeeilt; mit dem Morgen waren sie wieder gegangen. Geholfen hatte ihr Kommen nicht viel; zu Anderhalden besaßen sie keine Spritze und zu helfen blieb am Morgen wenig.

Darauf ging dieser erste Tag bleiern und langsam und ohne Trost über Wiggen hin. Daß im Tal die Mildtätigkeit sich schon für sie regte, wußten sie nicht oder dachten nicht daran. Der endlose Tag, den sie in der Bergeinsamkeit gleichsam verloren und vergessen verlebten, weckte sie nicht aus ihrer brütenden Verzweiflung. Es war, als hätte keiner einen Gedanken an das, was werden sollte, als wäre der Untergang ihres Dorfes ihr eigner Tod. Dann kam die erste Nacht nach dem Brande über sie und fand sie noch auf den Matten kauernd; sie war nicht kühl genug, daß sie sie getrieben hätte, Unterkunft zu suchen. Der Föhn war ganz still geworden. Dafür braute das schlechte Wetter, das er bringt, schon hinter den Bergen. Im Westen schoben sich langsam weiße Wolken herauf. Ueber Wiggen aber war der Himmel noch klar und an dem Himmel herauf schwamm bald nach Eindunkeln der fast volle Mond, dessen Licht in der

vorhergehenden Nacht vergeblich über den herrischen Schein des Brandes Meister zu werden sich gemüht hatte. Jetzt konnte er seine stille bleiche Flut ungestört in die Dorfgasse gießen. Auf den Mauerresten lag der bleiche Schein, auf den schwarzen Balkengerippen und auf der verwüsteten Straße und langsam floß er hinaus bis an die Matten, wo die Wiggener auf einem Haufen saßen. Einige von ihnen hatten sich wohl hinweg gemacht, zu Verwandten in Tal oder Berg der eine und andre; auch die stehen gebliebenen Häuser nahmen ein paar auf. Die meisten aber schickten sich an, sich für die Nacht einzurichten, wo diese sie überfiel. Einige Weiber betteten ihre Kinder auf gerettete Möbelstücke, die Erwachsenen saßen zumeist herum, wie sie den ganzen Tag gesessen hatten, da einige, dort einige, verwirrt und zerschlagen. Ihr Pfarrherr, ein junger, kurz erst zum Priester geweihter, schwarzhaariger Mensch, richtete sich zuerst aus der Betäubung auf, die auch ihn befangen gehalten, seit das Feuer auf seine Kirche übergesprungen und diese und sein Haus in rasender Eile vernichtet hatte. Er fand Worte und mühte sich jetzt, von einem zum anderen gehend, ihnen Mut einzusprechen.

„Ich will schon sammeln gehen, das will ich, im Tal," verhieß er ihnen. Aber sie waren noch nicht reif für das, was er sagte. Ihre Gedanken waren noch zu sehr bei dem, was sie verloren, als daß sie schon auf das zu hoffen vermocht hätten, was sie wieder zu gewinnen hatten.

„Um mein ganzes Erspartes bin ich," sagte dumpf der Hans Josef Muheim, der Knecht.

„Vier Kühe — alle vier schönen Kühe," stöhnte der Bauer von der Geißplatte, der eichene Mensch, der vielleicht in seinem Leben nie geweint hatte, und das Gesicht war ihm naß vom Flennen.

Und die Regli-Seppe, die Häuslerin, schrie immer nur, ein ums andre Mal: „Jesses! Jesses! Jesses!"

Und da nun, während sie immer und immer nicht von ihrer Verzweiflung loskamen, tauchte der Huber-Dres vor ihren Blicken auf. Irgendwie kam es, daß alle ihn sehen mußten, wie er daherkam. Auf der Dorfstraße daher, auf sie zu, durch den weißen, taghellen Mondschein, zwischen Mauertrümmern hindurch und an den Brandbalken vorbei, die schwarz in die weiße Nacht stachen! Vielleicht fiel er ihnen so jäh auf, weil er barhaupt ging und der Mondschein besonders hell einmal hoch oben über dem Dorf, auf dem Schyn, dem weißen, hohen Berge, und zum zweiten unten in der Straße auf dem weißen Kopf des Dres lag, als sei zwischen dem hohen Berg und dem weißen Kopf irgendeine Zusammengehörigkeit. Neben ihm ging die Martha. Er hatte den ganzen Tag seines Dienstes am Tunnel gewaltet. Da mochte ihm der Gedanke gekommen sein, den er nach Feierabend mit dem Mädchen besprochen und beraten und der ihn jetzt wieder zu den Abgebrannten hinüberbrachte. Sein Wesen war ganz das gewöhnliche. Plump und schwerfällig in seiner jeder Eile baren Art kam er daher. Die Dienstkleider hatte er gegen seine Totengräberuniform, das alte, zertragene Bauerngewand, vertauscht, an dem Spuren der Scholle, in die er grub, zu sehen waren. In der einen Hand hielt er ein blaukartoniertes Heftchen, das die Form eines Schulzeugnisses hatte. Ein Ausdruck seines Gesichtes verriet, daß auf dem Wege das Bild fürchterlicher Zerstörung, den das Dorf bot, neuerdings ihn bedrängt und erschüttert, aber hinter dem Ernst, der das erkennen ließ, leuchtete etwas Sonderbares. Es war kein Lachen und doch eine Fröhlichkeit. Obschon er keine Bewegung machte, schien es, als ob er den

Wiggenern von weitem vertraulich, beschwichtigend zunickte: „Ich bringe euch schon etwas, ich! Wartet nur!" Und ein ähnliches Deuten: „Wir bringen euch schon etwas, wir," schien der Martha aus den Augen. Und nun mochte es sein, daß die Vorempfindung, den Dres und das Mädchen führe etwas Besonderes her, die von ihrer Trauer Niedergehaltenen belebte. In diesen und jenen Blick, der bisher starr und düster gewesen war, sprang ein Ausdruck der Erwartung, und als der vielgescholtene und vielverlachte Mensch, der Andres, jetzt mitten unter sie und vor den Pfarrherrn hintrat, tat vielleicht zum erstenmal seine große Ruhe, die sie Dummheit hießen, ihnen wohl. Dann erlebten sie, daß die gutmütigen Züge des Alten einen Ausdruck klugen Ernstes gewannen und dadurch sich so veränderten, daß niemand mehr ihm einen Mangel an Geistesbegabung nachzuschelten vermocht hätte.

Er wendete sich mit den Worten zum Pfarrherrn: „Ihr werdet es wohl übernehmen, das Sammeln für das Dorf?"

Der Hochwürdige bejahte.

Da fuhr der andre, das blaue Heft in den Händen drehend, mit ernsthaftem und entschlossenem Ton fort: „Wir haben es miteinander besprochen, die Martha und ich. Daß jetzt bald Geld da ist, ist so nötig wie, daß später von vielen Seiten Geld kommt. Was auf der Sparkasse liegt für mich, hier — es soll denen wohl tun, die jetzt so ins Unglück gekommen sind."

Damit übergab er dem Pfarrherrn das Sparheft. Er sah ihn fast streng an dabei und fügte hinzu: „Unsereiner muß lang leben, bis er das beisammen hat. Zum zweitenmal erlebe ich kein solches Buch mehr."

„Das glaube ich schon," sagte der Hochwürdige

und machte Miene, ihm wegen der Größe des Geschenkes Vorstellungen zu machen. Aber der Dres hörte nicht hin, wandte sich schon und sprach den Geißplattenbauern an: „Gar keine hast herausgebracht scheint's von deinen Kühen?"

Indessen waren die Wiggener aufmerksam geworden, langsam näher getreten und umstanden ihn und das Mädchen im Halbkreis.

„Bravo, Dres," sagte der Muheim, der Knecht, mit seiner tiefen Stimme und streckte dem Huber die Hand hin.

„Der Herrgott soll dirs vergelten," flüsterte die große, verhärmte Frau des Gemeindeschreibers, die zum zweitenmal ihr Haus in Asche sah. Andre drängten näher, Hände und Hände fuhren auf den Dres ein. Die vor Jammern heisere Regli-Seppe umklammerte mit zitternden Fingern und noch außer sich die Hand des Alten. „Vergelt's Gott, du barmherziger Mensch du!"

„Dem Mädchen kannst danken", sagte der Dres und wies auf die Martha, „die hätte es bekommen, das Geld einmal."

Dann wehrte er den Herandrängenden, wurde verlegen und machte sich langsam und täppisch los, nahm die Martha bei der Hand und ging wieder, obwohl er noch mit dem und jenem hatte sprechen wollen, lief schwerfällig vor ihrem eifrigen Dank davon.

Sie sahen ihm nach, sahen seine Schritte sich verlangsamen und dann dämmerte es dem und jenem auf: Was das ein neidenswerter Mensch war, der Dres, einer, der den großen Frieden hatte, einer — ein andrer wie der, für den sie ihn gehalten. Dumm nicht — sicher nicht dumm! Sie wurden lange nachher das Bild nicht los, wie er an dem Unglücksabend als

der erste ihnen Hilfe gebracht hatte: das durch den klugen Ernst seltsam geedelte Gesicht, die schwere Gestalt, den weißen Kopf!

Das Bild ist ihnen heute noch nicht verwischt, obwohl zwei Jahre über den Brand hingegangen sind und das Dorf neu und sauberer als ehemals steht. Es war zu befremdlich und unerwartet, daß in ihr Unglück das erste Licht aus dem Rußloch des Dres kam. Das Staunen darüber werden sie immer nicht los. Und sie rücken den Hut vor dem Alten, wenn sie ihn in der Straße treffen und schelten nicht mehr. Er ist zu Ehren gekommen.

Aber es wird schon verwischt werden, das Bild — wird schon! — Keine Sorge! — So übermenschlich dankbar sind die Wiggener nicht! Nur, vielleicht wird der Dres dann nicht mehr dasein, der zu Ehren gekommene, und sie werden den Totengräber zu den Toten gelegt haben. Der aber würde, wenn er es wissen könnte, in das letzte sich schicken, in das Begraben- und das Vergessenwerden, wie er sich in jede Lebensunbill geschickt, fast mit einem stillen Lachen; denn der Herrgott hat ihm eine Gabe verwehrt, die wir so reichlich haben, du und du und du und ich — die Unzufriedenheit!

Elisabeth

1

Über die hohe graue Mauer herein in den Garten fächelt von Zeit zu Zeit der Wind. Sonderbar! Jedesmal ist es, als schwänge er sich wie ein geschmeidiger und kühner Junker über die alte Mauer und eilte mit stillen, elastischen Schritten zwischen den Büschen und Bäumen, die Blätter streifend hinab bis ans Gitter, das den Garten da unten von der großen Straße trennt. Das Laub rauscht und neigt und wiegt sich und da und dort leuchtet ein Blatt als ein silbernes Flämmlein aus dem Busch, denn der Mond steht über dem Garten und legt auf das schwankende Laub sein stilles Licht, daß das letztere wie in eine kleine Schale gegossener Tau erscheint. Und ich, Hans Dietrich Brennwald, sitze auf der steinernen Lehenbank, hinter der die drei alten Tannen Schildwache stehen, und lasse den leisen Junker Wind, wieder und wieder über mich kommen und vorübereilen und lausche seinem Huschen, das mich wie Schritte dünkt, und die Schritte des Windes werden mir zu sachten Tritten zweier Menschen. Sie sind durch diesen selben alten, in der Stadt St. Felix nun schon seltenen Garten und durch mein eignes Leben gegangen und haben sich aus dem Garten und aus meinem Leben hinaus verloren, die einen in die Höhe, die andern in die Tiefe, beide aber so weit, daß ich ihnen nicht mehr folgen kann. Warum ich aber gerade heute diese Schritte so deutlich vernehme, daran ist Konrad Hilpert schuld und das große Sängerfest, an dem ich ihn heute nach langen Jahren wiedergesehen habe.

Da war die große hölzerne Festhütte, bekränzte Wände, Wimpel auf allen Seiten, Hunderte von Menschen eng gepfercht im Zuhörerraum, Hunderte einander ebenso sardinennah auf dem Podium, die Luft von jener Begeisterung geschwängert, die wir Schweizer einmal von Zeit zu Zeit uns leisten wie einen rechtschaffenen Rausch: Man schießt dabei leicht ein bißchen übers Ziel, gebart sich, daß der nüchterne Zuschauer unwillkürlich lächelt; aber es ist doch nur ein harmloses Verpuffen guten Pulvers, von dem dabei wohl ist zu wissen, daß ein rechter Vorrat allezeit vorhanden.

In die bewimpelte, menschenvolle, begeisterungsschwangere Festhütte hinein kam mein Konrad Hilpert und brachte eine andre Luft mit sich.

„Da ist er! der dort! Der kleine Mann mit dem großen Kopf!" So ging eine Bewegung durch die Zuhörerbänke und durch die Reihen der Sänger auf dem Podium. Dann wurde es ganz still. Da stand er am Dirigentenpult. Mein Konrad Hilpert! Im schwarzen tadellosen Frack, derselbe, der er immer gewesen und doch ganz anders. Alle Augen hatten auf ihn gewartet, alle Augen hingen jetzt an ihm. Atemlos still war es. Der kleine Mann hielt alle wie im Bann. Und jetzt klopfte er mit dem Dirigentenstab auf sein Pult und stand einen Augenblick mit in den Rücken geworfenem Kopf vor seinen Sängern. So stand er da: — ich habe sein Bild in mir, als hätte ich es mir in diesem Augenblick aus den Tausenden von andern Menschen herausgeschnitten — die unscheinbare, untermittelgroße, schwarzgewandete Gestalt mußte jeder vergessen, nur den Kopf sah einer an; denn der war ein Schaustück. Ein mächtiger Schädel mit weichem schwarzbraunen Haar, die Stirne wie eine weiße Marmorplatte, über die von dem schwarzbraunen Haar ein Büschel hereinfiel und sie noch

weißer leuchten ließ, die Nase leicht gebogen, eine kühne Nase wie sie der welsche Schlachtenkaiser gehabt, nur edler, diese Nase und das übrige Gesicht, soweit es der Bart nicht deckte von einer zarten frauenhaften und doch rosigen Farbe, seltsam abgetönt gegen die Schläfen und die Stirn hinauf. Der Bart rund geschnitten und braun, dieses Braun aber ebenso seltsam abgetönt wie die Gesichtsfarbe, dunkel an den Schläfen, fast rötlich an den Wangen, blond am Kinn. Ich habe nie ein vollkommeneres und harmonischeres Männergesicht gesehen, als das Konrad Hilperts. Aber das Gesicht kannte ich lange, nur war es mir an dem Buben des Nachbars, des Flachmalers Hilpert, nicht so aufgefallen wie an dem großen Komponisten und Dirigenten, den sie heute für das Sängerfest aus Deutschland ins Land heimgeholt hatten, damit er die Aufführung eines seiner Chöre selbst leite.

Konrad Hilpert, der Meister, hat sein Werk dirigiert. Seine Kunst muß groß sein, die des Dirigenten sowohl als die des Komponisten, denn der Jubel, der ihm dankte, sprengte fast die Holzwände der Festhalle. Meine Mitbüger von St. Felix sind ein langsames Volk. Gewöhnlich wartet einer auf den andern, daß er vorausgehe, wenn es zu bewundern, zu danken oder zu richten gilt, Hilpert hat sie aus dem Häuschen gebracht, hat mit ihnen gemacht was er wollte. Ich aber weiß von seinem Gesang und seiner Dirigentenkunst nichts; denn mir stieg Konrad Hilpert von seinem Podium, kam herab zu meinem Sitze in der ersten Mittelschiffreihe, wo ich zu Recht als ein Brennwald und Altbürger sitze, und nahm mich bei der Hand: Komm! nahm mich und führte mich heim in den alten Garten, wo der Wind huscht und das Mondlicht spielt und die alten Zeiten wach werden.

2

Den Brennwaldgarten schließen ein altes großes Haus und drei Gassen ein. Das Haus ist das meine; wenn ich tot bin, wird es der Stadt gehören. Denn ich bin der Letzte im Hause und wenn ich auch hinausgehe, soll es in verwandte Hände fallen. Die Stadt aber ist mir, wie mich so dünkt, gleichsam verwandt, denn sie ist so alt wie unser Geschlecht und wir Brennwalde haben immer treu zu ihr gestanden, und die Stadt, obwohl sie nach und nach ein neumodisches Kleid anzieht, ist zöpfisch und es weht noch viel alte feierlich prüde Luft durch ihre Gassen. Wenn die Stadt ein Mann, eine einzelne Gestalt wäre, so müßte sie aussehen und einherschreiten wie mein Herr Vater einhergeschritten ist: aufrecht, immer in schwarzen Kleidern, die Füße vorsichtig und gemessen setzend, den Gehrock zugeknöpft bis hinauf an die schwarze breite Hasbinde und den aus dieser Binde herausragenden weißen Kopf steif auf dem Halse tragend. Mein Vater hatte einen schönen Kopf, Haar und Bart weiß, solange ich mich erinnern kann und immer kurz und sorgfältig geschnitten. Die feine Sorgfalt, die aus dieser Pflege seines Haares sprach, war am ganzen Manne zu finden, sie lag in dem strengen, vornehmen Gesicht, in der Art wie er mit den weißen, gepflegten Händen jeden Gegenstand, den sie griffen, behutsam hielt, die Hände schonend wie den Gegenstand, ja selbst darin, wie er die Worte setzte, die in langsamer, scharf auf Tatsachen gehender Rede über seine schmalen Lippen kamen. Der Vater paßte in das große Brennwaldhaus, das keinen Schmuck außen und innen, das nur hallende Flure und große getäfelte Stuben hat, wie man sie in neuen Gebäuden nicht mehr findet.

In das Haus paßten auch die Frauen. Da war

die Großmutter, meines Vaters Mutter, die kleine Dame, die gebückt ging, große schwarze Hauben und auf die Schultern fallende Ringellocken trug und dieselben schlanken Hände hatte wie der Vater und dieselbe Art mit Fingerspitzen und doch fest die Dinge zu fassen. Da war die Mutter, die den Vater um Hauptеslänge überragte. Sie hatte scharfe Züge und einen herben Mund, ihr Wesen war nicht freundlich und über die Straße schritt sie, zumeist in schwarze Seide gekleidet, so aufrechten Ganges, daß ich mehr denn einmal ihr nachspotten hörte, sie trage ein Brett im Rücken. Aber wir andern, die sie kannten, wußten, daß ihr Stolz nur ein Firnis war, der gleichsam den Staub der Niedrigkeit von ihr abhielt und daß sie steif und einsam zwischen den Menschen stand, weil sie eine so scheue und vor allem Unschönen furchtsame Seele hatte, daß sie sich nicht in der Welt zurechtfand. Und da — war — — — —

Doch ehe ich von der Schwester rede, muß ich zu meinem Garten zurück, von dem ich sagte, daß außer dem Hause drei Gassen ihn begrenzten. Von diesen Gassen ist die eine nicht sichtbar. Die hohe Mauer im Osten schließt sie völlig aus. Die zweite ist die große geräuschvolle Hauptstraße und liegt hinter einem türlosen und von Büschen und Bäumen dicht verkleideten Gitter, so daß auch sie uns Brennwalde nie gestört hat. Die dritte ist die Gasse Konrad Hilperts und ist ganz schmal und dunkel. Ein unendlich langes, einstöckiges Gebäude, in dem die städtischen Feuerlöschgeräte aufbewahrt werden, und das kleine Hilperthaus auf der einen, der Brennwaldgarten auf der andern Seite bilden sie. Der Garten hat auch hier sein vom Alter rostiges Gitter auf grüngrauem Sandsteinsockel und hat eine kleine Tür in diesem Gitter. Durch des letzteren Stäbe herein piept das

Hilperthaus bescheiden, gleichsam auf Zehen stehend. Ganz wie das Haus piepte Konrad Hilpert selbst in den Garten, als er und wir noch Kinder waren und unsre Bekanntschaft in den Anfängen stand. Aber nicht diese Bekanntschaft geht mir heute durch den Sinn. Der Konrad Hilpert, an den ich heute immer denken muß, war schon jahrelang der Schule entwachsen, stand in seines Vaters, des Malermeisters, Lehre und besuchte daneben die städtische Musikschule, in die auch meine schlanke Schwester ging. Und war der Stern dieser Musikschule. Das In-den-Garten-piepen hatte er nicht mehr nötig, weil er längst das Hereinkommen gelernt hatte. Die Kinderfreundschaft war mit uns aufgewachsen und ein schöner starker, junger Baum, in dessen Schatten sich's zufrieden lebte. Aus der Musikschule kam Elisabeth heute und heute heim:

„Ihr hättet den Konrad hören sollen!"

Die Elisabeth!

Die Büsche rauschen leise und es ist nicht der Wind, der sie streift, es ist ein weiches Gewand. Und es sind Schritte, die auf dem Wege sich nähern, wirkliche Schritte, obwohl sie leicht sind wie Windhuschen; denn sie hatte einen fast lautlosen Gang, hatte meine Schwester Elisabeth. Wie ihr Gang war ihr Wesen, anmutig und still, und sie glich der Mutter darin, wie sie fast abweisend zurückgebogen den dunkeln Kopf im Nacken trug, und glich dem Vater in den ebenmäßigen und feinen Zügen und hatte von ihm die schönen, vornehmen Hände. —

Komm, Schwester! Dein Platz mir zur Seite unter den drei tannenen Schildwachen ist frei. Und Konrad Hilpert muß bald kommen. Er kommt alle Tage, bleibt wunderselten aus; wir drei haben uns an unseren gemeinsamen Feierabend gewöhnt. Siehst du, da ist er, der seltsame Mensch, barhaupt, sein Haar

ist so dunkel wie die Dämmerung im Garten, darum erkennen wir es nicht, aber seine Stirne leuchtet. Was für eine seltsame Stirne er hat! Und jetzt tritt er zu uns und drückt uns die Hände und setzt sich in den Gartenstuhl. Und — was für ein gewöhnlicher kleiner Mann er nun End' aller Ende doch ist! Den Flachmaler sieht ihm einer an, obwohl er keine Arbeitskleider trägt, wie man dem Bäcker den Bäcker und dem Gastwirt den Gastwirt auf hundert Schritte ansieht. Er spricht laut und manchmal entwischt ihm ein Wort wie wir es nicht im Munde führen, wie es aber im Volk eben hingesagt wird, damit Kraft in der Rede sei. Manchmal scheint Konrad wie verlegen; er hat die Scheu nie ganz überwunden, obwohl wir so gute Freunde sind. Er ist ja auch nur ein Bürgerkind und wir — wir sind aus einer alten Zeit.

„Wollen wir heute nicht singen?" sagt Konrad Hilpert nach einer geraumen Weile.

„Wahr ist es," sagst du, Elisabeth, und du gehst ins Haus und holst die Laute. Wir haben dich früher ausgelacht, daß du die Laute spielst, die doch das Klavier mit den weißen Händen fürtrefflich meistert. Aber wir wissen jetzt warum. Die Frauen der Brennwalde haben immer die Laute gespielt. Die du in den Händen hältst, hat die Großmutter schon geschlagen. So hast du es ihr nachgelernt.

Es ist Nacht geworden. Der Wind schweigt fast ganz, flüstert nur ab und an aus einem Busch und ein Blättchen regt sich, als ob eine Hand damit spielte. Die drei Gassen sind still, selbst der Lärm der großen Straße klingt gedämpft. Dafür ist uns, die wir wissen, daß jenseits von ihr der See liegt, als hörten wir das Wasser sacht ans Ufer plaudern. Und die Sterne stehen hoch über dem dunkeln Garten. Du

spielst, Elisabeth, und dann singt ihr beide, Konrad und du! Ich rege mich nicht, ich habe nichts dabei zu tun. Ich lausche nur und ich weiß nicht was ich höre, ich weiß nur, daß es mir seltsam ans Herz faßt! Und das ist, weil ihr so singt, ihr beide! Konrad Hilperts kleine Gestalt ist nicht mehr sichtbar, nur sein Kopf steht im Dunkeln deutlich vor meinem Blick: Die schöne Farbe der Wangen, der weiche Vollbart, die leuchtenden Augen! Ich bringe oft den Blick nicht von ihm, wenn er singt. Sein Gesicht lebt, Begeisterung strahlt aus ihm und hat die Macht, die mitzureißen, die sie leuchten sehen. Selbst du vergissest dich zuweilen, Elisabeth, und staunst Konrad Hilpert an. Dein Gesang verstummt dann und du schlägst nur noch halb mechanisch die Laute jenem zur Begleitung. Ist das Lied zu Ende, dann sitzest du wortlos, den Blick traumverloren ins Dunkel gesenkt. Wenn du aber schweigst, mag keines von uns mehr reden. Dein krauses dunkles Haar rührt der Wind, dein einer Arm liegt auf der Lehne der Bank und du sitzest zurückgelehnt mit leicht in den Nacken gebogenem Kopf. Und zumeist kommst du aus deinem Sinnen nicht mehr zu uns zurück, erhebst dich bald, sagst leise: „Gute Nacht" und verläßt uns.

Lautlos und anmutsvoll gehst du davon.

3

Eines Tages standen meine Schwester und ich am offenen Fenster meiner Stube. Es sah auf die Gasse, gegen welche den Garten die alte Mauer schützt. Die Sonne brannte in diese Gasse. Es war nahe an Mittagszeit. Da bog drüben der alte Hilpert mit seinem Sohn und einem Gesellen in den heißen Weg; sie schritten gegen unser Haus und langsam vorüber.

Wir, die wir so nahe am Fenster standen, mußten sie sehen. Sie gingen in ihrem Arbeitsgewand, langen kattunenen und farbbeschmierten Oberhemden. Am Vorabend hatte Elisabeth wieder mit Konrad gesungen und wir hatten eben davon gesprochen, wie begabt er sei und wie die Musik ihn über sich selbst hinaushebe, so daß er selbst in seinem Aeußern ein völlig Umgewandelter sei. Da nun, als er unten vorbei ging, schrak meine Schwester eigentümlich zusammen. Unbewußt legte sie eine leise zuckende Hand auf meinen Arm und ihre Nüstern windeten wie die eines erschreckten Rehs. Aber sie faßte sich rasch, denn sie hatte allezeit ein großes selisches Gleichmaß in sich, das ihr wohl auch äußerlich die wundervolle Ruhe und Anmut der Sprache und der Bewegungen gab.

„Ich wollte, ich sähe Konrad nie in diesem Aufzuge," sagte sie.

Der Konrad von gestern abend und der unscheinbare Mensch im Arbeitsrock waren freilich wie zwei einander völlig fremde Menschen. Ich vermochte aber nicht sogleich zu antworten, denn der Schwester schmerzliches Erschrecken hatte mich seltsam berührt und beschäftigte meine Gedanken. Sie jedoch tat bald, als ob nichts geschehen wäre, sagte ein ruhiges Wort, daß sie zur Mutter hinübergehe, und schritt gemach und leise hinweg.

Befremdlicherweise hatten wir an diesem Morgen Konrad Hilpert zum letztenmal im Arbeitsrock gesehen. Er blieb am Abend dem Garten fern, obgleich ich auf ihn wartete. Auch Elisabeth war nicht gekommen; ich vermochte fast zu sagen, warum: sie war über die Verstimmung noch nicht Herr geworden, deren Ursache Konrad am Vormittag gewesen war. Am nächsten Tage gegen Dunkelwerden saß dieser schon wartend auf der Bank, als ich mit der Schwester

mich dahin begab. Er war feiertäglich angetan und als er uns kommen sah, litt es ihn nicht, trat er hastig auf uns zu und sprudelte die Nachricht hervor, er werde seinen Beruf an den Nagel hängen und Musiker werden. Einer seiner Lehrer hatte ihn nach Leipzig empfohlen und ihm ein Stipendium verschafft. Eben erst war er vom Besuche bei diesem Lehrer zurückgekommen. Sein Gesicht glühte. Aus seinen Augen brach ein so fremdes Licht, daß er kein Wort zu sagen brauchte; wir beide wußten, ein Feuer brannte in ihm und es mußte etwas aus ihm werden, wenn je das Innenfeuer der Begeisterung Menschen groß zu machen vermochte. Er und Elisabeth sangen gemeinsam an diesem Abend und er insbesondere wurde nicht müde. Seine Stimme hatte noch nie so klar und stark geklungen. Als er zuletzt Elisabeths Laute nahm, hinter die nächsten Büsche lief und allein ein Lied leise in die Nacht klingen ließ, wurde uns wohl beiden der Atem eng, so weich und voll, von innerer und jubelnder Gewalt gedrängt, kamen die Töne von seinen Lippen.

Nach einer kleinen Weile stand er wieder bei uns, sagte, daß er bald reisen werde, und seine Stimme zitterte noch von innerlicher Bewegung. Wir standen eine Weile ohne zu sprechen beisammen. Das Bedauern überkam uns, daß die zufriedenen Abende im Garten ein Ende haben würden, und machte uns wortarm. Da kam der Mond über die Häuser von St. Felix herauf und warf sein Licht in den Garten, nicht zwar auf Konrad und mich, die wir nebeneinander unter einem Baume standen, wohl aber auf Elisabeth. Sie trug ein dunkles Kleid, das sich wohl an ihre schlanken Formen legte, und der Mond umgab ihre ganze Gestalt mit einem so hellen Glanze, daß jede feine Linie der Arme, der Schultern, des Halses

und des Hauptes klar von dieser Helle sich abhob. Um ihre Schläfen hingen ein paar krause, dunkle Haare, die der leise Wind bewegte. So geringfügig die Bewegung war, so war mir doch, als belästige sie das stille, vollkommene Gesicht und unwillkürlich hob sich mir die Hand, die neckischen Haare aus der reinen Stirne zu streichen. Vielleicht, daß auch Konrad dergleichen bewegte, denn ich sah seine Augen mit einem seltsamen Ausdrucke an ihrem Gesichte hängen, der mir wiederum die kleine Szene mit Elisabeth an meinem Fenster und ihr Erschrecken ins Gedächtnis zurückrief, und zum erstenmal regte sich ein Verdacht in mir, daß zwischen den ungleichen Menschen Fäden sich spannen, die sich zum Netze verweben könnten.

Sie gaben jetzt einander die Hand. Konrad hielt die meiner Schwester lange in der seinen, während er, vielleicht um es zu bemänteln, rasch nacheinander ein paar Sätze sprach, und Elisabeth ließ sie ihm, sah auch mit einem weichen und selbstvergessenen Lächeln auf ihn nieder, dessen Gesicht einen Augenblick aus dem Dunkel in die Lichtflut rückte und noch immer wie einen Nachglanz jener Begeisterung trug, in der es bei unserm Zusammenkommen geglüht hatte.

„Ich werde wiederkommen," sagte er noch und es war vielleicht nur für Elisabeth gemeint, denn als er gleich darauf von uns ging, übersah er mich gänzlich, nur von ihrem Gesicht löste sich sein Blick langsam und mit einer großen Mühe.

4

Meine Schwester und ich sprachen nie von diesem Abend. Sie hob nicht davon an, so schwieg auch ich, um so mehr als mir schien, daß sie des Kameraden, der bald nachher abreiste, völlig vergessen hätte.

Zuweilen schrieb Konrad an mich, jetzt und jetzt eine Karte, alle Vierteljahre auch wohl einen Brief. Mit einem solchen stieg ich einst in Elisabeths Zimmer hinauf, das über den unsern und hoch über dem stillen Garten lag. Es hatte ein einziges Fenster, das auf den See hinaus sah, auf die blaue, schweigende und glanzvolle Flut. Wie dieses Fensters Aussicht über dem schönen ruhevollen Bilde des Sees das dem Auge leide der lärmenden Straße nicht aufkommen ließ, war auch in der Stube selbst nichts, das den Blick störte. Eine große Behaglichkeit und schlichte Schönheit war in dem Raume. In den Farben und Formen der Möbel, der Tapete und des kleinen Schmucks der Wände, in der Art, wie jedes Ding stand und zum andern paßte, war dieselbe Ausgeglichenheit und Ruhe, wie sie Elisabeth selbst an sich trug. Vielleicht, daß ich das damals weniger empfand als jetzt, da ich glaube in das Innerste ihres Wesens eingedrungen zu sein. Jetzt aber weiß ich, daß von ihrer Stube sich auf sie selber schließen ließ und auf den Grundzug ihres Charakters, das Glück im schönen Ebenmaße aller Dinge zu sehen.

Zum Briefe unsers Freundes sagte sie wenig, obwohl er von manchem Erfolge erzählte und die Nachricht darin stand, daß er bald nach St. Felix komme und daß ich sie das wissen lassen möchte.

„Er ist ein gemachter Mann," sagte ich und berichtete, was ich kurz zuvor in Freundeskreisen von ihm, dem werdenden Meister gehört hatte.

„Ich habe es immer gewußt," erwiderte sie, stand auf und trat ans Fenster. Mit von mir abgewandtem Gesichte verweilte sie lange dort, bis wir auf andre Dinge zu sprechen kamen. Als wir aber nach einer geraumen Weile das Zimmer verließen, sannen ihre Augen vor sich hin und sie sagte: „Ob

er, Konrad, sich wohl sehr verändert hat!" In ihren Wangen war ein leises Rot, wie ich es nie darin gesehen hatte.

Einige Wochen später kam Konrad Hilpert. Er machte Besuch bei Vater und Mutter, wie es dem anstand, der in der Fremde den nötigen gesellschaftlichen Schliff sich angeeignet hatte. Er ging schwarzgekleidet und wußte sich leidlich umzutun, obwohl er seine Eckigkeit nicht verloren hatte. Mein Vater lud ihn, dessen junger Ruhm ihm bekannt war, zum Abendessen auf einen der nachfolgenden Tage. Wir drei aber wollten uns vorher wie sonst im Gartenhaus treffen. So kam es, daß Elisabeth und ich am nächsten Abend schon, der warm und frühlinghaft war, auf der alten Bank saßen und uns gegenüber auf einem Stuhl Konrad Hilpert hatten.

Die Blätter wiegen sich leise auf und ab, ein ganz sachtes Rauschen ist um uns. Die Sterne scheinen. Konrad hat in kurzen unbeholfenen Worten erzählt. Er ist keiner, der sich herausstreicht, sondern scheut sich, vom Errungenen zu berichten und sagt doch mit dem, was er verschweigt, mehr als wenn er prahlte. Wir beide reden nicht. Wir können ihm die Bewunderung nicht versagen und sie nimmt uns die Worte. Da greift er nach der Laute, die Elisabeth mitgebracht und die neben ihr auf der Bank liegt und hebt leise an zu spielen. Es ist als sendete er die Töne erst weit, weit fort und kämen sie halbverloren zurück über den See drüben und durch den dunkeln Garten herauf, zaghaft singend, wie kleine fromme Bettler mit unschuldigen, schönen, stillen Zügen. Es ist wunderbar, was er aus dem armseligen Instrument herauszuholen weiß. Dabei ist seine schwarzgekleidete Gestalt nicht sichtbar, nur sein kluger Kopf taucht aus dem Dunkel. Zuletzt singt

er zur Laute, keine Worte, er summt die Melodie nur so vor sich hin, aber sie nimmt einen sonderbar gefangen.

„Was ist das für ein Lied?“ frägt Elisabeth.

„Es ist von mir,“ gibt er zurück. Dann sieht er sie mit leuchtendem Blick an und fügt leise hinzu: „Die Wort singe ich Ihnen ein andermal.“ Vielleicht hätte ich es nicht hören sollen.

Bald darauf geht er und ich weiß, daß Elisabeth, meine Elisabeth, ihm seinen Blick wie aus innerem Zwang zurückgegeben hat. Nun schreiten wir beide durch den dunkeln Garten dem Hause zu. Ich hätte wohl reden wollen und sollen; allein Elisabeth geht in tiefen Gedanken sichtbarlich mit sich selber uneins und von einer innerlichen Bedrängnis erfaßt, die deutlich in ihrem Gesicht zu lesen ist. Als wir auf der Treppe uns trennen, mag ihr eingefallen sein, daß wir allezeit offen gegeneinander gewesen. Sie drückt mir die Hand und wendet sich ab, damit ich den Zwiespalt in ihren Zügen nicht lesen soll. „Ich weiß nicht, was ich tun soll, Hans Dietrich,“ sagt sie und steigt langsam und in einer Art Müdigkeit die Treppe hinan.

Ich, Hans Dietrich, meinte zu verstehen, was sie bedrängte. Aber ich irrte damals doch in einem: ich konnte nicht glauben, daß sie ernstlich den Gedanken erwägte, sie könnte Konrad Hilperts Frau werden. Wir sind aus uraltem St. Felixerholz wir Brennwalde, und er ist ein Neubürgerssohn, eines Handwerkers Kind. Wie würden der Vater und die Mutter lächeln! Es war ein Scherz, ein solcher Gedanke, nichts weiter! Im Ernst sprach man von dergleichen nicht!

Wenige Tage darauf folgte Konrad meines Vaters Einladung. Wir saßen in der guten Stube und der

große Kerzenleuchter an der Diele brannte und glitzerte. Es waren keine weitern Gäste da. Die Großmutter war vor zwei Monaten gestorben, so blieb das Haus noch still. Aber der Vater und die Mutter saßen in ihren hohen Stühlen und führten mit Konrad ein eifriges Gespräch, ein wenig: Komm mir nicht nah, ein klein wenig gönnerhaft wie mir schien, aber gar freundlichen und gewogenen Tons. Da weiß ich nun nicht, warum mir Konrad Hilpert so unbeholfen und unscheinbar vorkam. Der Vater und die Mutter wie auch Elisabeth lehnten leicht in ihre Stühle zurück und sprachen in ihrer ruhigen und klugen Art über viele Dinge, der Vater sagte hie und da ein feines, scharfes oder witziges Wort und hatte dabei ein kaum merkliches Zucken um die schmalen Lippen, durch das ein solches Wort erst recht gleichsam einen köstlichen Schliff bekam. Mir aber schien, daß Konrad dem Gespräch nicht immer zu folgen vermochte, er rückte unbehaglich auf seinem Stuhl. In seinem Gesicht kam und ging ein heißes Rot und er sprach in sprunghaften Sätzen, als wäre er jedesmal froh, wieder einen anbringen zu können. Ein-, zweimal geschah es ihm, daß er in die St. Felixer Gassenbubensprache zurückfiel, wenn er in Eifer kam und diese oder jene Behauptung bekräftigen wollte. Meine Alten ließen sich nichts merken, obwohl ich sicher bin, daß ihrem feinen Ohr das und jenes derbe und unschöne Wort nicht entgangen war. Elisabeth jedoch preßte die Lippen wieder, als schmerze sie etwas, zusammen und war sehr bleich.

Nun forderte die Mutter Konrad auf, zu spielen, und er zierte sich nicht, sondern trat gleich ans Klavier. Da stand er einen Augenblick, die Hand an die Stirn gelegt. Eben fiel mir noch auf, wie unschön ihm sein schwarzer Anzug saß, dessen Hose knapp an die Schäfte

seiner derben Schuhe reichte. Da hatte er sich schon vor dem Instrumente niedergelassen und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Dann spielte er. Wir sahen keines das andere an, saßen da und rührten uns nicht. Konrad Hilpert war ein großer Künstler geworden. Es half uns nichts, wir sahen ihn nicht mehr, von dem wir vorher fast gemeint hatten, daß unsre Stube fast zu gut für ihn sei, wir mußten uns ducken, tief, tiefer, und froh sein, daß er in unsrer Stube war. Er machte uns ganz klein, uns vier, tat Konrad Hilpert. Ein so großer Künstler war er! Und Elisabeth, als er endete, stand auf und trat zu ihm, schlank und blaß wie sie war. „Spielen Sie noch," sagte sie mit einer hastigen und leisen Stimme. Er aber wendete das Gesicht nach ihr, auf dem der Schein der zwei Klavierkerzen lag. Der schöne Kopf saß ihm herrisch im Nacken. Dann sagte er: „Jetzt will ich Ihnen mein Lied singen, Sie wissen, das eine."

Elisabeth hätte das wiederum allein hören sollen, aber ich war eben zu ihnen getreten und fing die Worte auf.

Konrad begann:

„Eine Heimat komm ich suchen, Kind,
Meine Heimat deine Augen sind.
Deine Augen, deine linde Hand
Sind mir Vaterhaus und Vaterland."

Es war die schlichte, seltsame Melodie, die er im Garten gesummt hatte. Jetzt sang er die Worte dazu mit einer sehnsüchtigen Inbrunst, fast leise, doch so, daß selbst mir, den sie nicht angingen, etwas im Innern erzitterte.

Elisabeth stand neben ihm.

„Aug' und Hand, versag mir nicht die zwei,
Daß ich nimmer ohne Heimat sei."

Mit ein paar verhallenden Akkorden schloß er. Es war ganz still im Zimmer, als er geendet hatte. Da wandte er sich langsam nach Elisabeth um und irgendwie war es, daß sie einander die Hand gaben. Ob sie ihm hatte danken wollen oder wie es war, weiß ich nicht. Ich sah nur, daß die Mutter einen erstaunten Blick auf die beiden warf, aufstand und uns, nachdem sie Konrad ein paar rühmende Worte gesagt hatte, zu Tische lud. Sie nahm meines Vaters Arm und nickte Konrad zu, zu folgen. Der drehte sich linkisch nach meiner Schwester um und bot auch ihr den Arm. Dann stiegen wir über die Treppe nach der im Erdgeschoß liegenden Eßstube. Ob es nun auf diesem kurzen Wege schon oder ob es bei Tische geschah, vermag ich nicht zu sagen, aber es war, als ob Konrad Hilpert den großen Meister und Menschen abstreifte, der er eben noch gewesen. Ein unbeholfener und unbehaglicher Gast saß an unserm Tisch. Bald, nachdem die Mahlzeit vorüber war, brach er auf. Unter der Türe, dahin ich ihn begleitet hatte, sagte er: „Werde ich morgen deinen Vater allein sprechen können?"

„Gewiß," gab ich zurück.

„Es ist deiner Schwester wegen," flüsterte er und ehe ich ihn halten konnte, war er gegangen.

Als ich in die Stube zurückkam, saßen Vater und Mutter und sprachen von ihm. Elisabeth war in den Schatten einer Fensternische getreten und sah in den nächtigen Garten hinaus.

„Gegen dich war er sehr aufmerksam, Elisabeth," sagte die Mutter eben. „Sehr aufmerksam," wiederholte sie nachdrücklich. „Er wird doch nichts Ernsthaftes — — —"

„Mutter," mahnte der Vater lächelnd. Mit der schlanken Hand las er sich ein Stäubchen vom schwarzen

Rock. Dann lachte er wieder, behaglich wie ob eines guten Scherzes. „Die Idee, Mutter!"

Da trat Elisabeth aus ihrer Nische in die volle Helle des Zimmers. Ich habe sie nie vorher noch nachher so voll einer großen Anmut gesehen. „Ich habe ihn sehr lieb," sagte sie.

„Er will dich morgen aufsuchen, Vater, Elisabeths wegen," fiel ich ein.

Meine Schwester stand mitten im Zimmer und sah mich groß an. „Du wirst hingehen, Hans Dietrich," sagte sie dann in einem mühsamen Ton, „und ihm sagen, daß er nicht kommen soll."

„Ich?" fragte ich. Der Weg war mir nicht leicht.

„Du wirst ihm die Demütigung ersparen, daß ich ihm ‚nein' sagen muß."

„Ich verstehe dich nicht," stammelte ich.

„Aber ich verstehe sie," sagte die Mutter, „seine Familie und die unsre — — —"

„Es ist nicht das," unterbrach sie Elisabeth. Ihr Gesicht war von einer großen Qual lebendig. „Er hat an sich, was mich ihm gewonnen hat und hat an sich, was mich nicht zu ihm läßt."

Sie ging der Türe zu.

„Es ist dasselbe," tönte jetzt des Vaters klare, ruhige Stimme. „In St. Felix werden sie sagen: Die Zöpfe! Sie haben ihn nicht in ihren Kreis gelassen. Sie vergessen, daß etwas ist, was uns nicht in seinen Kreis läßt."

Und er tauchte die Spitze der Finger, mit denen er eben eine Birne zerlegt hatte, in die vor ihm stehende Wasserschale. Dann trocknete er die Hände an seiner Serviette, ruhig, gelassen, aber mit seltsamer Aufmerksamkeit und es war in dieser Handlung ein eigentümlicher Zusammenhang mit seinen Worten, als wische er seine Hand auch von dieser

peinlichen Angelegenheit mit — mit seinem Gaste von vorhin rein.

Elisabeth verließ das Zimmer.

5

Die Nacht spinnt durch den Garten und um meine einsame Bank. Die drei Schildwache stehenden Tannen ragen kerzengerade gen Himmel und rühren sich nicht. Hoch oben leuchten die Sterne. Kleine Wolken kommen geschwommen und nehmen die Sterne in sich auf, eben funkelte der noch und der, jetzt sind sie erloschen, der und der. So kommen die Jahre über die Menschen und löschen sie aus.

Das Brennwaldhaus ist leer. Und seit jenem Besuch Konrad Hiperts sind zehn Jahre vergangen. Genug, um drei Menschen hinwegzunehmen! Vater und Mutter starben in einem Jahre, ersterer an einem Leiden, das ihn lange vorher schon behelligte, letztere rasch am rauhen Winter, dessen sie sich zu wenig versah. Elisabeth hat mich vor zwei Jahren allein gelassen. Mit einem andern als dem Tod wäre sie nicht von mir gegangen, denn wir hielten fest zusammen und nach Konrad Hilpert hatte niemand mehr auch nur einen Schein von Aussicht, daß sie ihm folgen würde. Hätte sie gelebt, sie würde durch ihre hohen Jahre gegangen sein wie durch ihre jungen, mit einem sachten anmutsvollen Wesen, mit den klugen Händen ihre ganze Umgebung harmonisch gestaltend, ihr und der Ihren Leben glättend und verschönend, soviel es in ihrer Macht lag, denn ihre Augen ruhten immer freudig und lange auf allem, was schön und ausgeglichen war. Sie starb nicht an ihrer Liebe zu Konrad Hilpert, dem großen Künstler. Ich lächle fast, da dieser Gedanke mir kommt. Aber eine große

Trauer um ihn trug sie doch in sich. Einmal hier im Garten, als wir lange schweigend gesessen hatten, fiel von ihren Lippen das Wort: „Meinst du nicht wie ich, Hans Dietrich, daß wenig Vollkommenheit sei in der Welt!"

Und ich weiß, wessen Bild vor ihren Augen stand, als sie das sagte.

Still! Da ist das Huschen des Windes wieder, da — sind das nicht ihre Schritte? Kommst du, Elisabeth! Wirst du dort zwischen den Büschen auftauchen, Konrad Hilpert?

Still! Ich warte! Es war eine schöne Zeit! —

Horch! Wieder die Schritte! Doch nein, das ist Wirklichkeit! Man kommt. Hanne, die Magd, die schon seit der Großmutter Tagen im Hause ist! Einen Brief? Ich danke dir, Hanne! Man wartet auf Antwort, sagst du?

„Mein lieber, alter Freund! Mit ein paar ehemaligen Kameraden treffe ich mich in einer Stunde im neuen Saale zur Wage. Es würde mir eine große Freude sein, wenn du kommen wolltest. Dein Konrad Hilpert."

Im neuen Saale zur Wage! Richtig, da haben sie den großen schönen Wirtschaftssaal gebaut. Aber — im neuen Saale? Wenn es die alte ansehnliche Zunftstube wäre! — „Willst du Bescheid sagen, Hanne? Ich lasse herzlich danken, aber ich bedaure, wir verkehren nicht in dem Lokal, wir Altbürger von St. Felix."

Das Fest im Grünwinkel

1

Der Kirchweihsonntagsgottesdienst im Grünwinkel ist zu Ende. Aus der Tür der das Dorf überragenden, auf grünen Hügel gebauten Kirche quellen die Menschen, aus dem weißen Turme quellen die Glockentöne, beide flutähnlich, beide nach allen Seiten ausströmend, nur daß die Menschen nach kurzem Wege in Häusern und Wirtshäusern verschwinden und daß in diesem kurzen Wege und plötzlichen Verschwinden eine kleinliche Eile liegt, während die Glockenklänge sich teilen und wie von großen, stillen Schwingen getragen hoch über die Köpfe derer von Grünwinkel hin in eine unbestimmte Weite ziehen, über den glitzernden See die einen, andre an waldiger Lehne entlang, an die Steinwälle des grauen Axen hinauf, in das weißgoldene Feuer, die Sonne hinein, die über dem Grünwinkel und seiner Kirchweih wie ein Festzeichen steht. Und die Glockenklänge verschwinden nicht plötzlich mit hartem, klapperndem Schritt wie die vom Grünwinkel, sie vergehen langsam und schön und feierlich ob dem See, an den Felsen, in der goldenen Sonne.

Als das Läuten selbst still ist, ist auch der Kirchweg leer. Dafür hebt im Dorf das Leben an. Aus der Gasse fährt ein Jauchzer in den heißen, hellen Tag. Der unmelodische Schrei vermischt sich eben noch mit dem letzten Glockenklang, als könnte die Menschenfreude nicht abwarten, bis die Gottesandacht ihre Zeit gehabt hat. Der Zeno Lauener, der den Schrei in die Luft geschickt hat, hat damit die Grün-

winkler Kirchweih eröffnet, kommt sich auch ganz befugt vor, das zu tun, denn er ist Gemeindepräses und Schützenmeister, also sicher der, der der Kirchweihfreude den ersten Stoß geben darf: Jetzt lauf und tanz!

Bald folgt dem Schrei auch schon der erste Schuß vom Schützenstand her.

Der Lauener, der gejauchzt hat, steht vor dem Gasthaus zum „Weißen Kreuz" auf der Eingangstreppe, spricht und scherzt jetzt zur langen, der Vorderfront des Hauses entlang gebauten Zinne hinauf, über deren Geländer herab ein paar Grünwinkler Honorationen ihm Rede und Antwort stehen, jetzt in die Straße zurück, wo eine Anzahl andrer in den Feiertag gekleideter Bauern stehen geblieben sind und ihm den Schrei und die Erlösung vom Sonntagsernst mit einem Lachen bezahlt haben.

„Es muß einer den Tag anfangen," sagt der Zeno, dreht den Hals im gesteiften Kragen und schwingt sich ein wenig in den breiten Hüften wie nach einer großen Tat. Neben ihm auf der Treppe steht seine junge, kleine, blonde Frau und gießt einen Sonnenschein von Blicken, in denen Stolz, Lustigkeit und Selbstzufriedenheit glänzen, über den Zeno, die Bauern in der Gasse und die andern auf der Zinne.

„Ueberhaupt — heut soll einmal etwas laufen," läßt der Lauener sich wieder vernehmen. „Wir fangen schon gut an, wir zwei." Er winkt dabei nach seiner hübschen, noch neuen Frau hin. Der Zeno, der als Präses erst ein Halbjahr amtet, amtet so lang auch erst als Ehemann. „Sie soll einmal nicht kochen, die Frau," fährt er fort, „im Wirtshaus essen wir! Geschwollen geben wir es einmal."

Mit diesen Worten und einem ihnen folgenden Auflachen nickt der Lauener denen in der Gasse zu

und verschwindet in der Gasthoftür, gefolgt von seinem lächelnden Gespons. Kurz nachher tauchen der große breitschultrige Mensch im dunkeln grobstoffigen Sonntagsanzug und die leuchtend blau gekleidete schmächtige Frau auf der Terrasse auf. Da ist ein lautes Grüßen zwischen denen, die schon da waren, und den beiden Ankommenden. Ein Dutzend Stühle klappern und lärmen, dann sitzen die Bauern und der Lauener um einen langen Tisch, die blaue Frau mitten darunter, so daß sie hervorsticht wie eine grelle Blume aus dunkelm Gras. Die Julia Lauener sticht aber nicht nur der Kleider wegen aus ihrer Umgebung heraus. Sie sind eine seltsame Gruppe, wie sie da beisammen sitzen. Da ist der Josmarie Furger, der Bergführer, kaum mittelgroß, häßlich von Gesicht, häßlich von Gestalt, etwas Katzenartiges im Wesen trotz der schweren Glieder, so daß man ihn in Gedanken immer an irgendeiner Felswand angekrallt sieht, dort sitzt der Gnos, der ehemalige Ratsherr, der Vater der Julia, breiter und schwerer als der Führer, mit dem eckigen Kopf, über dessen rotes Haar allmählich und spät das Weiß der hohen Jahre stäubt, ja, und dort neben der Julia hat der alte Gisler-Andreas, der Junggeselle, Platz, der lange knochige Mensch. Wenn der aufrecht steht, sieht er wie ein Baum aus, der vom langen Tragen schwerer Fruchtlasten krumm geworden ist. Seine Beine sind etwas nach außen gebogen, sein Rücken ist hoch und gewölbt, eben wie von oben zusammengedrückt, aber selbst so noch ist er ein Zweistöckiger der Länge nach und die lebendige Zähheit ist er. Sein Gesicht hat etwas merkwürdiges Beruhigendes. Weil sein Oberleib und der angegraute schwarze Kopf so vornüberlasten, sehen seine Augen etwas von unten herauf einen an, blicken aber so klar und mit langsamem Sinnen, daß man vielleicht

um des andern Bedächtigkeit Rechnung zu tragen, selber in Rede und Gebärde langsam und darum ruhig wird. Wie die drei sind alle, knochiges, ungeschlachtes, dunkles Volk, in dessen Mitte die zarte, feinwangige Frau sich ausnimmt wie eine Porzellanfigur unter Granitblöcken. Wenn sie aber spricht, hört auch ihre Feinheit auf. Ihre Sprache hat die gleiche Herbheit wie die der Männer, selbst ihre Stimme ist rauh, wie sie in die Berge paßt, die grau, schwer und hoch auf zwei Seiten von Grünwinkel aufsteigen.

Der Lauener führt am Tisch das große Wort. Er ist einer, der gern viel und gern groß redet. Weil er dabei hinter der schönen, braunen Stirn gesunden Verstand hat, weiß er neben manchem Ueberflüssigen auch manches Richtige zu sagen; vielleicht hat ihm das zur Präsesstelle verholfen.

„Ja, laufen soll heute einmal etwas," wiederholt er jetzt und stößt mit dem gefüllten Weinglas an die der Tischgenossen. „Die erste Kirchweih im Ehestand, das, meine ich, ist etwas, he, Josmarie?"

„Ja, ja," gibt der Führer trocken zurück und kichert ins Glas.

Der Lauener schlingt seiner Frau den Arm um die Hüfte. Die wird rot und ziert sich, aber im geheimen lebt sie einen großen Augenblick. Es ist ihr vielleicht noch nie wie heute deutlich gewesen, daß sie einen zum Mann hat, der etwas zu sagen hat. Er regiert sozusagen die Kirchweih, der Zeno, ihr Mann! Der Truttmann-Josef, der auch mit am Tisch sitzt und manchmal hungrig nach ihr hinüberblickt, der blonde, mit dem schönen flachsigen Schnurrbart, den sie auch hätte haben können und der ihr lang die Wahl schwer gemacht hat, der ist jetzt noch gar nichts, ist einer wie jeder andre im Dorf. Bah, doch recht hat sie

gehabt, daß sie End aller Ende für den Lauener-Zeno sich entschlossen hat. Der spricht und schwadroniert indessen, während der Frau das Oel des Wohlbehagens so durch die Glieder fließt, weiter. Von dem Schießen erzählt er, das erst am Nachmittag recht lebhaft werden soll, von der Italienermusik, die am Schießstandswirtshaus und abends im Kreuzsaal spielen, von dem Tanz, der dann den Festtag schließen wird. Sein Gesicht wird heiß dabei. Er streicht sich fleißig über den schwarzbraunen Schnurrbart und das lockige gleichfarbige Haar, und die großen, etwas hervorstehenden Augen rollen und blitzen lebhaft. Ein ansehnlicher Mensch ist er dabei.

Ueber dem Reden, Planen und Großtun vergeht eine halbe Stunde. Der Lauener bestellt dazwischenhinein Essen für sich, die Julia und deren Vater; ein paar Bauern brocken ab und trollen sich heim an den eignen Eßtisch. Als es so lichter wird, wird auch die Unterhaltung langsamer. Schließlich schlägt die Uhr Mittag. Da stehen die Bauern auf.

„Also bis nachher," geht es hin und wieder. Der Lauener hält sie mit seiner Kirchweihlaune noch fest. Er weiß immer noch etwas.

„Und ein Wetter haben wir," rühmt er jetzt. Sie stehen alle um ihn und seine Frau herum, die einen schon halb im Gehen begriffen, die andern noch den letzten Schluck im Glas beäugelnd. Als der Zeno jetzt vom Wetter spricht, wenden sich ihre Blicke auswärts. Von der Terrasse ist ein prachtvoller Ausblick. Das Dorf Grünwinkel liegt in einer Felsenische, die nach hinten in das lange, schmale Gruontal, nach vorn aber mit weichem grünen Mattenland weit und froh gegen den See hin sich auftut. Auf dieses Mattenland, das sich wie eine glänzende und reiche Uferwiese ausnimmt, und auf den See haben die auf der Zinne

Aussicht. Aus der dunkeln Nische gesehen, erscheint der letztere doppelt hell. Das jenseitige, steil aus dem Wasser aufsteigende Ufer steht wie in einem Dunst, so daß der Fuß der Felsen, ein Dorf, eine Waldmatte, wie sie der See dort bespült, schwer unterscheidbar sind. Dafür ist das hohe Gebirg um so klarer. In wunderbar scharfen Linien hebt sich dunkler Stein und strahlender Firn vom blauen Himmel ab, und eine große Welt von ragenden Bergen, einer immer mächtiger als der andre, baut sich vor den Blicken der Grünwinkler auf.

„Den Tag schaut an," tut der festtrunkene Lauener groß.

„Grünwinkler Festwetter," prahlt der Gnos.

„Grünwinkler Festglück," grölt ein andrer, der schon vom Morgentrunk seinen Stüber weg hat.

Da kommt mit seiner ruhigen langsamen Stimme der Gisler-Andres dazwischen. „Ja — ja — es ist denn noch nicht Abend."

„Was meinst damit?" fragt, sich nach ihm umdrehend, ärgerlich der Lauener.

„Es kann dann noch wettern heute," sagt der Andreas, stützt sich aufs Geländer und sieht mit seinen großen, ruhigen Augen weit hinaus.

„Haha, wettern," spöttelt der Gnos, der gern andrer Meinung als andre ist.

„Die Wolke dort," sagt der Furger, der Führer, sinnend, „es könnte ja sein, könnte es."

Der Andreas betrachtet die Wolke, die er zuerst entdeckt hat und die der Furger meint. Glänzend weiß, wie eng zusammengeballte Baumwolle, hängt sie am dunkeln Gitzistock im Westen. „Von da herüber kommt es immer, das Wetter," sagt der Andreas.

„Aber heute schon nicht," lacht der Lauener. „Wetten will ich dann noch."

„Wenn nicht, desto besser," nickt der Andreas, macht ein vergnügtes Gesicht dazu, sagt: „Also, bis nachmittag" und geht mit seinen langen, langsamen Schritten davon.

„Bis nachmittag!"

„Bis nachher!"

So grüßend setzen sich die Bauern endlich alle in Bewegung und die Terrasse leert sich. Nur der Lauener, seine Frau und der ihr Vater, der Gnos, bleiben zurück. Die zwei letzteren lassen sich an ihr Essen nieder und hauen gleich fest ein. Der Zeno steht noch. Er hat den letzten der Fortgehenden, den blonden Truttmann, bis unter die Tür begleitet und mit ihm noch gesprochen. Jetzt dreht er sich um und während er dem Tisch sich zuzuwenden im Begriffe ist, bleibt sein Blick an etwas hängen, was weit unten zu seiner Rechten auf der scheinenden staubweißen Landstraße ist. Er zögert einen Augenblick und sieht scharf hinaus.

„Was ist?" fragt seine Frau.

„Es kommt etwas da unten, Fremdzeugs etwas, Touristen vielleicht, aber es ist mir, als ob sie barfuß gingen." Mit diesen Worten kommt er an den Tisch und setzt sich. Weder er noch die andern reden weiter von dem, was seinen Blick eben eine Minute lang festgehalten hat. Mit Scherzen und eifrigem Schwatzen würzen sie sich die Mahlzeit.

Inzwischen ziehen auf der staubigen Grünwinkler Straße zwei fremde Menschen ins Dorf.

Hinter dem Gitzistock ist die klatschweiße Wolke um eine Handbreit gewachsen.

2

Wo die breite Straße um die Felsnase in den Dorfbann hereinbiegt, steht das große, vornehme Hotel

Sonne so am See, daß es zwischen diesem und der Landstraße wie auf einer Insel liegt. Ueber das heiße, staubbedeckte Straßenband, der Gartenmauer des Hotels entlang, kommen ein Weib und ein Mann geschritten, zwei hohe, schlanke Menschen von auffallendem Ebenmaß der Glieder, einer edeln, unbewußten Anmut der Bewegungen und — in Lumpen. Das junge Weib trägt weder Hut noch Tuch auf dem wirren, schwarzen, unordentlichen Haar; der Mann hat einen bandlosen, verwaschenen Filz auf dem glatten, schwarzen Scheitel sitzen. Wenn sie lachen — und sie tun es häufig —, blinken die Zähne aus den braunen Gesichtern, wenn sie in abgerissenen Sätzen sprechen, geschieht es im fremden, zischenden Deutsch des Nordens, der Sprache, die etwas Scharfes, Klares an sich hat.

„Xander,“ ruft lachend die Frau den um ein paar Schritte vorausstapfenden Mann an. Als er sich umsieht, deutet sie mit einer Bewegung des Kopfes nach dem Hotelgarten. Eine Anzahl fremder Gäste sind dort an das Geländer getreten und blicken nach den beiden. Unverhohlene Bewunderung äußert sich in ihren Blicken und in der Unterhaltung, die sie miteinander führen. In der Kopfbewegung des fahrenden Weibes aber liegt etwas wie Hochmut. Die Art, wie sie den Gefährten auf die Gaffer aufmerksam macht, zeigt, daß es ihnen nichts Neues ist, angestaunt zu werden. Die Bewegung hat aber erst recht die Bewunderung der Zuschauer geweckt. Ein Mann klatscht in die Hände, eine Dame schwenkt winkend und grüßend ein Tuch. Nun grüßt auch die braune Frau zurück und hält unwillkürlich einen Augenblick, dem Herrenvolk zugewendet, in der Straße still. Auch der Mann bleibt unfern stehen. Sein Gesicht ist weniger hell als das der Gefährtin, die nicht unfreund-

lich blickt; aber auch er erwidert ihr Lachen und die Munterkeit springt in sein Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Spitz- und Schnurrbart wie ein Blitzen und vergeht wie ein solches.

Als sie sich wenden und ihren Weg fortsetzen wollen, lassen die Hotelgäste sie nicht. Sie treten aus dem Garten an die Straße und winken sie heran. Eine Dame spricht sie italienisch an. Aber die Landstreicherin schüttelt den Kopf und sagt ein kurzes, scharfes Wort: „Deutsch.“ Nun nehmen andre die Unterhaltung auf. „Woher kommt ihr?“ fragt ein städtisch herausgeputzter Herr mit einem Lebemannsgesicht und einem Monokel im Auge, durch das er den schlanken Wuchs des Weibes mustert.

„Norddeutschland,“ steht die Fahrende Rede, und auf weitere Fragen gibt sie Bescheid: „Wir sind nur den andern voraufgegangen. Korbflicker sind wir. Unser Wagen steht noch drüben, vier Stunden von hier, in Aegerlen, bleibt dort bis über den Sonntag. Italien wollen wir uns ansehen.“

Als das Weib das sagt, lacht sie wieder und blickt fast herausfordernd, wie um zu sagen: ‚Als ob wir nicht auch reisen könnten wie ihr andern!‘

„Seid ihr Mann und Frau?“ fragt der mit dem Augenglas.

Die Fahrende nickt. Ihr Auge blitzt zum Gefährten hinüber. Etwas Sengendes liegt in der Art der sich kreuzenden Blicke.

„Wirklich getraut? In der Kirche getraut?“ erkundigt sich mit naiver Neugier ein noch junges Fräulein.

Wieder wirft die Fahrende den Kopf hoch. Der Mann spricht statt ihr: „Nein — nicht in der Kirche.“ Sein Ton ist höhnisch. Das fremde Fräulein wird ganz klein davor. Der Korbflicker aber nimmt sein

schlankes Weib am Arm und zieht sie weiter. „Komm, Maria," sagt er ungeduldig.

So schreiten sie davon. Die Gäste staunen ihnen nach und ergehen sich in neuen Ausrufen der Bewunderung. Einmal blickt Maria zurück und lacht, als sie die Fremden noch alle stehen und staunen sieht. Uebermütig schwenkt sie das Kopftuch, das sie in der Hand hält. Auch die Gäste winken zurück. Die Zwei aber ziehen dorfein. Ihre Schritte sind leicht und von einer schönen, ebenmäßigen Gelenkigkeit. Die nackten Füße beider sind edel und kräftig gebaut.

Als sie zwischen den ersten Grünwinkler Häusern hindurchgeschritten sind, biegt die Hauptgasse des Dorfes aus ihrer Straße ab. Zu ihrer Rechten aber liegt der offene See. Ein schmaler Fußweg führt durch eine Matte ans Ufer hinab, das dort nicht steil, sondern mit Kies bedeckt, gleich der Küste des Meeres zur Ebbezeit, sich mählich in den See verliert. Xander, der Korbflicker, blickt hinunter.

„Da im Dorf wollten wir ausruhen," sagt er.

Sein Weib ist mit dem Blick dem seinen gefolgt. „Recht! Gehen wir," sagt sie kurz.

Es ist eigentümlich, wie sie fast ohne Worte sich verstehen.

Sie biegen ab und schreiten, eines hinter dem andern, an den See hinunter. Dort werfen sie sich auf den heißen, weißen Kies und jedes zieht einen Imbiß aus der Tasche. Sie haben einen stillen Rastort, stiller noch, als er sonst ist; denn die Kirchweih hat alles Leben in das eigentliche Dorf hinaufgelockt. Der blaue Himmel leuchtet über ihnen und dicht vor ihren Füßen, so nah, daß es ihnen sein kann, als trieben sie auf ihm, leuchtet der See. Sie sitzen, schlagen die weißen, starken Zähne in Brot und dürres Fleisch und reden wenig.

Die Maria dehnt sich einmal, stößt einen wohligen Seufzer aus und sagt: „Liegen bleiben möchte einer hier.“ Der Xander ist eben mit seiner Mahlzeit fertig. Er antwortet nicht, legt die Arme unter den Kopf und sich selbst lang auf den Rücken. Als er eine Weile die Augen am Himmel gehabt hat, sagt er: „Sag's, wenn du hier bleiben willst. Ein Wetter zieht ohnehin auf.“

Von jenseits des Sees schieben sich weiße blitzende Wolken herauf, als ob Rauch aus den weißen Bergen stiege.

„Nun sitzen wir einmal,“ sagt die Maria. Was sie nicht sagt, aber meint, heißt: ‚Und was wir weiter tun werden, wird sich weisen.‘ Sie rückt näher zum Xander hin, stützt den Ellbogen auf seine Brust und lehnt so über ihn. Als er die Augen schließt, sinkt ihr Oberkörper tiefer, bis ihr Kopf dort ruht, wo sie den Ellbogen aufgestemmt hatte. In den Sand hingeworfen liegen die beiden, unbekümmert, eine Stunde und länger. Etwas Herrenhaftes liegt in der Art, wie sie, um Gewand und Sitte nicht sorgend, lang ausgestreckt ihre Ruhe sich nehmen, wo es ihnen gefällt; und die zwei braunen Menschen haben trotz der unordentlichen Hüllen, in die sie gekleidet sind, etwas an sich, was sie dem reichen Tag und dem schönen, Ort, wo sie sich niedergeworfen haben, ebenbürtig macht. Der Xander schläft, die Maria blinzelt. Sie richtet sich zuerst wieder auf, rutscht vollends zum Wasser hinab und schiebt die Füße hinein.

Indessen ist das Dorf völlig zum Fest erwacht. Das Schießen im Gruontal ist lebhafter geworden. Manchmal tönt es wie Salvenfeuer. Dazwischen hinein klingen die Töne einer Blechmusik. Auch Jauchzen und Johlen schallt manchmal an den See herab.

Der Xander richtet sich nach einer Weile auch

auf. „Droben im Dorf muß etwas los sein," sagt er.

Maria plätschert mit den Füßen im Wasser. „Eine Kirchweih wohl, wie neulich in dem Dorf bei Luzern," sagt sie.

Darauf schweigen sie wieder geraume Zeit, bis der Mann spricht: „Wenn wir weiter wollen, Maria ..."

Sie zieht die Füße ans Trockene, dreht sich faul nach ihm hinauf und dehnt sich. „Ach, ich mag nicht," sagt sie, „wohl ist mir hier." Dann geht sie zu ihm hin und läßt sich wieder an seine Seite nieder. Eine Art Wollust ist in dem Behagen, mit dem sie um so fester an dem schönen Sitz sich einnistet. Sie beugt sich über den Gefährten und bohrt die Augen in die seinen. Eine ganze Weile sieht sie ihn so an. In ihre Blicke wächst dabei ein heimliches Glimmen. Am Ende neigt sie das Gesicht zu dem des Xander und küßt ihn. Es ist fast als schlüge sie ihm dabei die Zähne in die Lippen. Nachher liegen sie wieder stumm, faul, staunen den Himmel an und kümmern sich um nichts.

Erst als droben im Dorf die bisher ferne Musik plötzlich näher und lauter schallt und eine Tanzweise sich deutlich unterscheiden läßt, richtet sich die Maria halb auf und lauscht. — Drüben über dem See in den weißen Wolken steht schon eine dunkle drohende, und über das Wasser kriechen Schatten.

„Da oben wird getanzt," sagt die Maria, die ins Dorf hinaufblickt.

Aus dem Gruontal rückt der Kirchweihlärm wieder mehr ins Innere des Dorfes. Johlen wie das, mit dem der Lauener das Fest eröffnet hat, bricht nun alle Augenblicke durch die Musikklänge.

„Willst du hinaufgehen und es dir ansehen?" fragt der Xander nach einer abermaligen Pause. Da

steht die Maria auf und sieht hinüber. In ihren halbverschlafenen Blick kommt Leben, auch ihre Glieder überrinnt es wie erwachende Lebendigkeit. „Ich hätte beinahe Lust," sagt sie und dann: „Da wir hier bleiben, müssen wir uns ohnehin umsehen, wo wir unterkommen für die Nacht."

Der Xander erwidert nichts. Er lacht nur über das Gelüste der Gefährtin. Dann schiebt er sie vor sich her: „Komm!"

Wie sie hinabgeschlendert sind, schlendern sie hinauf, mit freien schlenkernden Armen und leichten Schritten. In die Dorfgasse einbiegend, geraten sie mit einem Schlag mitten in den Kirchweihtaumel hinein. Vor allen Haustüren ist Leben. Weiber und Kinder stehen in Festkleidern beisammen, schwatzend und lachend, eine Art Freudetrunkenheit glänzt aus allen Augen. Vor den Schenken geht es lebhaft zu. Die Männer, meist das Gewehr über die Schulter gehängt, gehen da aus und ein. Am meisten aber drängt das Volk nach dem „Kreuz", wo getanzt wird. Zur Rechten der Eingangstreppe befindet sich ein großer Saal. Dort stampfen schon jauchzend die eifrigsten der Bauern und erhalten allmählich Zuzug.

Der Xander und die Maria schreiten langsam straßauf, mit erhobenen Köpfen und halb neugierigen, halb herausfordernden Mienen. Das Volk begafft sie, wie das vorher die Hotelgäste getan haben. Wo sie vorbeigehen, verstummt das Reden und Lachen vor den Haustüren und an den Schenken stellen sich die Männer auf einen Haufen, starren erst, reißen dann Witze und weisen mit Fingern. Die Maria vergnügt sich daran. Das Kopftuch liegt ihr wieder im Nacken. Das schwarze Haar hängt ihr wirr um den Kopf, aber es ist, als trete aus dem Wust das braune, scharfe Profil mit der geraden, feinen Nase nur um so

edler hervor. Des Xanders Gesicht überfliegt manchmal ein Zornblitz, wenn er ein Hohnwort auffängt, aber die Maria wirft verächtlich die Schulter hoch und spricht zuweilen laut und lustig auf den Gefährten ein. Dann, während sie gemächlich weiterschlendern, scheint auch in die Bauern eine Art Bewunderung für die zwei zu fahren.

„Hudelvolk," sagt einer.

„Zwei Stattliche sind das," gibt ein andrer zurück.

„Das Mädchen schau an," sagt ein Dritter und schleckt.

Die Maria, dem Xander ein paar Schritte vorauf, geht langsam gegen die Vortreppe zum „Kreuz" hin. Ein Stück ab davon bleibt sie stehen und lauscht auf die Musik. Sie singt nach dem Takte, schwingt sich in den Hüften, die Hände in die Seite gestemmt. Als der Xander herankommt, tritt sie völlig zum Geländer und lehnt sich daran, hinaufhorchend. An ihr vorbei geht das Aus und Ein der Grünwinkler.

In der Straße stellt sich ein Kreis von Kindern um die zwei Braunen auf. Ein paar Weiber treten hinzu. Nun kommt vom Oberdorf her der lange Gisler-Andreas gegangen. Er nähert sich mit großen, plumpen Schritten. Von weitem blickt er schon mit seinen klaren, von unten spähenden Augen auf die Korbflicker. Ehe er die Treppe hinaufsteigt, hält er einen Augenblick an, streicht sich mit der großen Hand über den Bartstreifen am Ohr und ans Kinn hinab und sagt ein langsames „Tag". Er ist der erste, der die beiden grüßt.

Der Xander gibt den Gruß zurück. Sie messen einander mit einem ruhigen Blick.

„Ist hier im Ort wohl eine Unterkunft für die Nacht zu finden?" fragt der Korbflicker den Bauern. Der sieht sich gemächlich um, als suchte er nach der

verlangten Unterkunft, streift dabei über ein paar Gesichter mit einem stillen Lachen, wie um zu sagen: ‚Die da brauchst nicht zu fragen.‘ Dann nennt er eine kleine Schenke im Oberdorf, beschreibt sie mit zwei Worten, wo sie liegt und steigt die Treppe hinauf. Die Maria und der Xander sind wieder allein und lehnen frei an der Treppenmauer. Zuweilen wirft eines dem andern ein Spottwort zu, wenn die Reihen der Gaffer, die sich dichter um sie schließen, neuen Zuzug bekommen.

Noch ist die Dorfgasse heiß vom Brand der Sonne, aber die Sonne ist erloschen. In den Lüften ist es still. So laut das Dorf ist, so atemlos still sind der Wald über den Hütten, die Berge, der Himmel und in der Tiefe der See. Und der Himmel ist schwarz, und schwarzblau ist der See.

Die Zudringlichkeit der Bauern wächst oder vielleicht wächst ihr Erstaunen über die zwei adeligen Bettler, den Xander und die Maria. Die Nachricht, daß an denen etwas zu schauen sei, scheint durchs Dorf zu fliegen. Immer mehr Menschen sammeln sich vor dem Gasthaus und aus diesem tritt jetzt und jetzt einer, von einem andern gerufen, um einen Blick auf die Fremden zu tun. Plötzlich scheint die Neugierde den ganzen Haufen Festende zu fassen, die sich bisher im Tanzsaal vergnügt haben. Eine Schar Männer und Mädchen quillt durch die Gasthoftür auf die Treppe. An ihrer Spitze steht der Lauener, dicht neben ihm seine blonde Frau. Ihr blitzblaues Kleid leuchtet aus dem Menschenklumpen.

„Wo sind sie, die Wundertiere?“ fragt der Zeno im Heraustreten mit schreiender Stimme. Er ist barhaupt, erhitzt. Sein braunes Haar ist feucht und seine hervortretenden Augen glänzen. Er dampft gleichsam von Festfreude und Festerregung und ist das leib-

haftige Bild dessen, was er für den Tag geweissagt hat: heute soll etwas laufen!

Als er von Wundertieren schreit, tritt unten der Xander ein wenig in die Gasse hinaus und schaut hinauf. Er lacht scharf und wirft der Maria das ebenso scharfe Wort zu: „Komm, wir sind lang genug ausgestellt gewesen.“

Den Lauener faßt eine Art Hochmutskoller, ein Lärmiger ist er Tags seines Lebens gewesen, zum Ueberfluß hat ihn jetzt der Wein beim Kragen. „Was will das Hudelvolk! Ist es nicht frech, sich da unten hinzustellen, als ob man zum Fest gehörte,“ murrt er hinter sich in die Bauernschar. Dann reißt ihn der Präsesdünkel und die Weinlaune fort. Er packt mit beiden Händen das Treppengeländer und brüllt zum Xander hinab: „Macht, daß ihr weiterkommt jetzt, ihr! Ihr habt nichts herumzulungern da unten.“

Der Xander hatte sich zum Gehen gewandt, auch die Maria ist von der Treppenmauer weggetreten. Jetzt bleibt der erstere stehen und blickt zum Lauener und den andern hinauf. Gemächlich stopft er die Hände in die Taschen seiner zertragenen und verflickten Hosen und stellt sich breit hin. Ueber sein Gesicht läuft ganz sichtbar ein weißer Schein, die Züge erscheinen schärfer; der kleine, spitze, schwarze Bart zittert einmal unmerklich.

Da kracht es plötzlich dumpf über den Hütten und Bergen. Es grollt und rollt, weiß keiner, aus welcher Richtung. Es will nur kein Ende haben. Gedonnert hat es! Und die Luft in der Gasse ist schwül und schwer.

Der Lauener scheint geglaubt zu haben, daß seine lärmige Aufforderung genüge. Er hat sich gleich um- und der Tür wieder zugedreht. Ehe er hineingeht, schaut er sich fast zufällig noch einmal um und sieht den Xander noch immer breit in der Gasse stehen.

„Ja — ja — geht er nicht, der Hudel," lallt er und kommt auf die Treppe zurück. Sein Kopf ist glührot. In die Bauern hinter ihm und die in der Gasse fährt Unruhe. Ein paar Schreier melden sich. „Fort mit dem Hudel! Zum Teufel mit dem Pack!" Andre mahnen ab. Durch allen Lärm ist die langsame, starke Stimme des Gisler-Andreas hörbar: „Das wird keinem groß weh tun, wenn die da unten stehen!"

Der Lauener beugt sich übers Geländer hinaus. „Hast mich nicht verstanden, du," schreit er, „weg sollst da unten, du — oder — — —"

Der Xander, weiß und spitz im Gesicht, geht an die Treppe heran wie vorhin die Maria, er lehnt sich an. Es liegt eine Art Frechheit in seinem Gebaren. Er lächelt auch.

Das Lächeln stachelt den Zeno. Er tut zwei Schritte die Treppe herab. Die schlanke Maria tritt zum Xander und zupft ihn am Aermel. Auch sie ist bleich. „Komm," sagt sie leise und hastig zum Manne. Dem Lauener wirft sie ein Schimpfwort ins Gesicht.

Der Xander rührt sich nicht von seiner Treppe.

Von denen, die ihn stacheln, und den andern, die ihn zurückhalten wollen, macht sich der Lauener los. Die Treppe herab fährt er an den Korbflicker heran, fest- und weindampfend wie er ist. „Willst gehen oder nicht," brüllt er. „Meinst, es will sich einer etwas holen an dir, Lauser."

„Wohl hier stehen werde ich dürfen," sagt der Xander nicht laut, in verbissenem Ton.

Der Lauener flucht auf und ballt die Faust: „Willst gehen oder nicht?"

„Wenn ich will," sagt der Xander.

Da zuckt ein Blitz über den Himmel, kracht wieder der Donner und plötzlich bricht flutähnlich der Regen nieder. In das Strömen wirft sich ein jäh auf-

gesprungener Wind. Es ist ein wildes Durcheinander in den Lüften.

Ein wirres Durcheinander ist auch in der Gasse. Der Lauener mag zuerst geschlagen haben, er ist immer ein Raufbold gewesen. Jetzt taumelt er auf einmal und schlägt schwer hintenüber. Der Xander hält ein Messer und das ist rot.

Der Zeno hat keinen Laut von sich gegeben. Er liegt nur und rührt sich nicht mehr. Einen Augenblick lang starren dreißig, vierzig Menschen mit aufgerissenen Augen auf das, was geschehen ist. Mit gereckten Fäusten stehen einige Bauern da, mit denen haben sie den Zeno und den Korbflicker trennen wollen. Da kreischt ein Weib auf: „Gestochen hat er ihn!" Die Bauern von Grünwinkel sehen rot. Nicht alle. Nur die, die der Kirchweihfreude zu üppig gefrönt haben! Aber ihrer sind viele. Wie eine Meute fallen sie über den Xander her. Der zückt das Messer, aber der zähe Furger, der Führer, erhascht sein Handgelenk und hält es wie zwischen Klammern. Die andern aber fassen zu, am Hals, an der Brust, an den Haaren. Es ist ein wildes, wüstes Durcheinanderwogen von Menschenleibern. Aus dem Haufen tönt das gelle Aufkreischen einer Frauenstimme; die Maria ist mitten unter den Ringenden.

Der Xander wehrt sich verzweifelt. Der Regen gießt auf die balgende Schar, der Himmel schüttert im Donner und um die Berge loht es. Der Regen fühlt aber die Bauern nicht. Sie sind wie die Stiere. Es ist als sei die ganze Wildheit in ihnen lebendig geworden, die die Natur ihrer Heimat an sich trägt, Laue und Rüfe und Steinschlag und Sturm. Sie zerstampfen und zerreißen ihn buchstäblich, den Xander. Erst als er leblos unter ihren schweren Schuhen liegt, lassen sie ab. Selbst dann stehen noch zwei,

drei schäumend über ihm: „Fremder Hund, verfluchter!"

Als sich das Gewühl löst, zeigt die wetterverschlagene Gasse ein fürchterliches Bild. Dort liegt der Lauener; der Regen wäscht ihm das Blut ab. Hier ist der Korbflicker hingestreckt, entstellt, zerrissen. Dazwischen halten die Bauern mit heißen Köpfen und wildem Blick, Flüche auf den Lippen. Drüben stehen andre bleich, kopfschüttelnd, neben ihnen händeringende Weiber. Von einem Munde kommt ein atemloses: „Jesses — jesses."

„Jesses, jesses," geht es weiter rund um. Jetzt, da es geschehen, kommt der bleiche Schrecken. Und die Maria steht da, mitten unter den andern, zerzaust, mit zerrissenem Gewand — sie hat Fäuste genug zu fühlen bekommen —, und sie sieht sich rings um, mit einer grausigen Langsamkeit, mit weitaufgerissenen Augen wie als zu fragen: „Kommt ihr jetzt an mich, ihr — ihr Teufel?" Aber ihre Gestalt ist selbst jetzt schlank und hoch und sie steht wie schwebend auf den nackten Füßen.

Plötzlich kommt etwas über die Gasthaustreppe herab, im feinen Staat, das Gewand leuchtet in die Düsterkeit der Gasse hinaus: die Julia Lauener! Ihr Vater führt sie. Sie haben sie ins Haus gezogen, als der Streit angehoben hat. Aber sie weiß schon, was geschehen ist. Sie flennt und das: „Jesses, jesses" ist auch auf ihren Lippen. Hinter ihr aber auf der Höhe der Treppe steht der alte Gisler-Andreas, lang, vornübergebeugt. Mit seinen klaren Blicken sieht er über alles hin. Dann sagt er laut: „Er hat es gesagt, der Lauener: Etwas laufen soll heute! Es ist etwas gelaufen — etwas!" In des alten Menschen Stimme zittert der Zorn.

3

Es ist Nacht. Das Wetter, das über den See gekommen, hat sich in den Winkel, in dem das Dorf liegt, eingenistet. Der Donner dröhnt noch immer, der Regen prasselt und der Wind faucht zwischen den Hütten. In der Tiefe, wo es am finstersten ist, donnert dumpf der See. Im Haus des Präses, des Lauener, in einer niederen sauberen Stube, sitzt seine junge Frau am Bett, zu dessen beiden Seiten brennende Kerzen stehen, sitzt da in ihrem blauen Kleid, blondhaarig, zart, mit dem feinen, hübschen Gesicht, sieht manchmal den Toten an, der auf dem Bett liegt, und hat ein Zucken um den Mund und ein Würgen in der Kehle. In einer Nebenstube hockt ihr Vater, hockt viel Volk, geht viel Volk aus und ein und jammert: „Jesses, die arme Frau. Ein kurzes Glück hat sie gehabt."

Durch das ganze Dorf geht dieses Jammern, von Hütte zu Hütte. Den toten Landstreicher, den Xander, haben sie nach dem Leichenhaus geschafft. Morgen werden sie ihn einscharren.

Die Julia Lauener aber sitzt und starrt über das Bett hin und allmählich wird das Zucken in ihrem Gesicht ruhiger. Gedanken kommen. Tot ist er, der Zeno! Jesses, schon tot, der, von dem sie immer nicht gewußt hat, ob sie ihn nehmen soll oder den andern, den Truttmann. Ja — und — jetzt ist sie wieder frei und der andre auch und — die Zeit wird gehen — und man kann nie wissen, was in der Welt geschieht — und am Ende kommen sie doch noch zusammen, der Truttmann und sie.

„Jesses, die arme Frau," jammern die Dörfler.

An die Korbflickerin kein Gedanke! Keine Frage, wo die hingekommen sein mag. Haha! Sie wissen

nicht, daß der Landstreicher nicht mehr drüben im Leichenhaus liegt!

Den Kirchweg nieder, an dessen oberem Rande das Leichenhaus neben der Kirche steht, schreitet die Maria, die Korbflickerin, und trägt über den Schultern eine schwere Last. Die Gasse ist menschenleer, denn der Sturm ist Herr darin und hat die Bauern mit seiner Peitsche wie Hunde in ihre Hütten gejagt, und kommt auch da oder dort einer gelaufen, so hat er nicht Zeit, sich umzusehen und hat nicht Helle, zu unterscheiden, wer mit ihm zugleich die Gasse teilt. Es ist eine fürchterliche Finsternis und schlagender Regen und sausender Wind und Donner im Himmel und Donner vom See her. Die Maria schreitet schwer und unsicher. Sie trägt einen zwiefachen Tod, auf der Schulter den verstümmelten Leichnam des Xander, in der Seele das Elend; was wissen die Braven, die nach dem Gesetze Braven, wie zwei in der Welt Umhergewirbelte zusammenwachsen!

Der Sturm packt die Röcke der Frau und schlägt sie ihr ums Knie und die regenschweren klatschen vor Nässe. Die Maria taumelt. Der Weg ist schwer zu finden. Gut, daß der See eine so laute Stimme hat und immer wieder ruft, wenn die Maria irregehen will.

Hahaha! Und in der Lauener Hütte sitzt die Julia, die arme Frau!

Jetzt ist das wilde Tosen des Sees ganz nah. Dort schlägt er schon an die Straße herauf. Etwas hebt sich blitzähnlich aus der schwarzen Wirrnis der Nacht und versinkt wieder, das war der Gischt einer Welle. Die Maria steht still. Da kommt kein Mensch mehr über sie, da hinab verirrt sich keiner! — Ist er schwer, der tote Xander! Mit beiden Armen den ohnmächtigen Körper umklammernd, läßt das Weib ihn

langsam zu Boden sinken. Jetzt liegt der Kopf zu ihren Füßen. Sie tastet darüber, denn sehen kann sie nicht. Sie selbst fühlt, als sei nichts Menschliches mehr an ihr. Sie ist durchnäßt bis auf die Haut, das Haar hängt nicht mehr in unordentlichem Knoten, sondern hat sich gelöst und rieselt über den Rücken auf die Brust und aus jeder Strähne rinnt ein Bach. Die Maria ist zerzaust und zerrissen. Zerzaust und zerrissen sind auch ihre Gedanken. Was war — was ist — was wird — wer soll sich darum quälen! Da liegt der Xander! Mit den Fingern befühlt sie sein kaltes Gesicht. Dabei steigt aus der Wirrnis und Wildnis ihrer Gedanken und Empfindungen ein einziges Gefühl der Wut und Verzweiflung. Sie zuckt auf, wirft die Faust in die Höhe, schüttelt sie gegen das Dorf hinauf und kreischt ein gellendes Wort in die Nacht: „Teufel!“ Wenn es einer gehört hat in der Nähe oder Ferne, — das Kreischen wird er seiner Lebtag — bis an sein letztes Stündlein nicht mehr aus den Ohren bringen.

Und in der Lauener Stube sitzt die Julia, die a r m e Frau! —

Die Maria beugt sich wieder über den Toten, packt ihn unter den Armen und schleppt ihn. Näher an den See! — Noch näher! — Nein, nicht hier, da ist das Ufer sanft wie eine Meerbank! Weiter! Dorthin! Ha! Die Maria schüttelt sich. Der See hat ihr ins Gesicht geschlagen. An der Stelle, wo sie jetzt steht, wirft er sich mit seiner ganzen Gewalt ans Ufer. Welle um Welle prallt ab und spritzt hoch auf. Da ist der Ort! Das Weib schleppt den toten Körper. Ein Ruck und ein Stoß! Es ist keine Sorgfalt und keine Weichlichkeit dabei. Im Toben des Sees und in dem Stoß, mit dem die Maria ihm den Leichnam überantwortet, ist dieselbe Gewalttätigkeit. Aber fast

gleichzeitig mit dem Toten, ja vielleicht noch durch ihre krallenden Finger mit ihm verbunden, taumelt sie selber hinein, kopfüber, still, mit einer stumpfen Entschlossenheit; in der Art, wie sie sich den Tod gibt, der den Xander schon hat, liegt etwas wie Haß gegen diesen Tod.

Und in der Lauener Stube sitzt die Julia, die über den Leichnam des einen hin schon an den andern denkt, — nicht böswillig, nur, weil das doch so ist in der Welt und weil es doch so kommen kann später, schön ehrlich, nach dem Gesetz.

„Die arme Frau," ist das Bedauern derer von Grünwinkel mit ihr.

Und ist es nicht gut so! Ihr Zahmen, Braven vom Alltag, laßt uns mitstöhnen: „Die arme Frau!" Denn sie ist eine von uns, die Julia, die ihren Mann nach dem Gesetz begräbt und betrauert und nach dem Gesetz den andern erst nehmen wird, wenn die Zeit um ist. Sie ist eine von uns, die Julia. Und — ei — sind wir brav! Wir regeln alles nach dem Gesetz, auch die großen Gefühle, und — und — ei — sie werden schön zahm und klein dabei. Was ist die andre, die Wilde, die Maria, für ein verächtlicher Mensch gegen uns, ihr Braven, Zahmen vom Alltag!

